

Gravure M. H. & Co. Berlin

ROON'S GRAB IN KROBNITZ.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben des

General-Feldmarschalls Kriegsministers

Grafen von Roon

Sammlung von Briefen, Schriftstücken und Erinnerungen

von Waldemar Graf v. Roon

Dritter Band

Mit dem Bilde „Roon's Grab in Krobnitz"

„Recht und recht in Rath und That"

Vierte berichtigte und vermehrte Auflage



Breslau

Verlag von Eduard Trewendt

1897.

Inhalt des dritten Bandes.

Siebenter Abschnitt

Leben und Wirken in den Jahren 1867—1870.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Roon's Wirken war bis in den Herbst 1867, also bis zu dem Zeitpunkte geschildert worden,[1] wo seine amtliche Thätigkeit, durch die definitive Annahme des nach so heißen Kämpfen endlich zu stande gekommenen Heeresverfassungs-Gesetzes, bei einem sehr wichtigen Abschnitte und Abschlusse angelangt war.

Indessen bleibt aus seinem Familien- und Freundschaftsleben an dieser Stelle einiges nachzuholen; und dies führt noch einmal in den Anfang des Jahres 1867 zurück.

Wie früher erwähnt, war Roon im Herbst 1866 sehr leidend; in dem darauf folgenden Winter schien dagegen eine erfreuliche Besserung seines Befindens eingetreten zu sein. Er schreibt am 14. Januar 1867 aus Zimmerhausen in Pommern, wo er einige Tage zum Besuche der Blanckenburg'schen Verwandten weilte, daß er „nach einem sehr hübschen still verlebten Sonntage heute bei herrlichem Wetter gute Jagd gemacht habe" und „morgen zu gleichem Zwecke nach Witzmitz fahre." Noch mehrere andere Jagdpartieen hatte er in jenen Tagen ohne sonderliche Beschwerde unternommen.

[1] Im Kapitel 20, am Schlusse des II. Bandes.

Auch am 12. Februar kann er aus Berlin seiner kurze Zeit in Schlesien weilenden Gattin melden: „Du merkst wohl, daß ich leidlich wohl bin, wenngleich ich gestern Abend bis 11 Uhr auf dem Kronprinzlichen Feste war, dem Du Dich entzogen hast . . .

Am Donnerstag erster Hofball auf dem Schlosse; ich habe Dich und E. entschuldigt und werde mich pflichtgemäß opfern, unter gebührender Schonung meiner Sohlen.

Gestern habe ich mir übrigens unsern Enkel angeseh'n; der Bursche ist wie aus Eichenholz geschnitzt — Gott erhalte ihn! —"

Inzwischen war auch der Briefwechsel mit Perthes, welcher für R. stets so erfrischend wirkte, ein so reger geblieben, wie die bei beiden erschütterte Gesundheit es nur irgend gestattete. Mußte der von schwerem Herzleiden immer heftiger geplagte Bonner Freund auch sehr still und einsam leben: ein sehr scharfsichtiger und lebhafter Beobachter war er dennoch geblieben; und so hatte er denn auch fortgesetzt sowohl die schönen Erfolge wie die daran sich schließenden politischen Maßregeln der Regierenden mit seinen Betrachtungen — und auch mit seiner Kritik begleitet. Die interessantesten Stücke der daraus sich ergebenden Korrespondenz mögen hier noch folgen:

Perthes an Roon.

Bonn, d. 1. März 1867.

„Er stand," mein lieber und verehrter Freund, „auf seines Daches Zinnen, er schaute mit vergnügten Sinnen" u. s. w., so denkt sich jetzt wohl mancher Mann den General von Roon und Genossen und erinnert sich, daß im vorigen Jahre nach der Niederlage der Männer vom Rückschritt auch diesem das Wort galt: „Laß Herr, des Opfers Düfte steigen, und

mit des Lorbeers muntern Zweigen bekränze Dir Dein graues Haar", und daß in diesem Jahre nach der Niederlage der Männer vom Fortschritt es wiederum heißt: „und tausend Stimmen rufen Sieg, von Feindesnot sind wir befreit, vorbei, geendet ist der Krieg." — Wie die Genossen stehen, das lasse ich dahingestellt, aber „Er" steht nicht auf seines Daches Zinnen u. s. w., und ich bin auch nicht Ägyptens König. Wohl aber ist „Er" so überschüttet mit Siegen und Erfolgen, daß selbst jemand, der nicht einmal Ägyptens König ist, das eine oder andre zu sagen wagt, was unter andern Umständen unfehlbar die bekannte, höchst bedrohliche Faltendraperie über und unter dem Schnurrbart zu Wege gebracht haben würde.

Eines unter meinen verschiedenen Ich, und es wird wohl nicht gerade das Schlechteste gewesen sein, hoffte fast, daß das Wahllotto gleich bei der ersten Ziehung keine Gewinnste für die Regierung abwerfen möchte; es würde dann mancher, den jetzt die vielen Treffer vergnügt stimmen, stutzig geworden sein. Es bleibt doch eigentlich ein wunderliches Ding, daß dieselben Männer, welche Jahre hindurch Hohn und Haß ertrugen, Vermögen und Gesundheit, Freiheit und Leben einsetzten, um die Revolution keinen Schritt weiter vordringen zu lassen, jetzt den Grundsatz der französischen Theorie, in welchem alle revolutionäre Lehre zugleich wurzelt und gipfelt, als Gesetz der deutschen Wirklichkeit proklamieren; die kühnen Erzeuger des norddeutschen Bundes, welche nun zugleich als Geburtshelfer auftreten, haben einen Satz, welcher allen Organismus im politischen Leben absolut negiert, aus den halbvergessenen Lehrbüchern vergangener Zeit in das Gesetzbuch der Gegenwart und der Zukunft gebracht, einen Satz, welcher aller Wahrheit wie aller Wirklichkeit zuwider das Volk als eine Addition egaler Einer und

die Mehrzahl der Einerwillen als Volkswillen verkündet. Die notwendige Konsequenz, daß den durch Zusammenwirken der politischen Organe: König, Minister, Landtag, Behörden, Gemeinden u. s. w. zu Stande gekommenen und erkennbar gewordenen Willen des organisierten Volkes auch dessen revolutionäres Zerrbild: die allein durch Anwendung der vier Species ausgerechneten Massenwillkür gleich stehe und gebietende Kraft habe, wie jene, wird freilich von den Herren Geburtshelfern nicht gezogen, wird aber von andern, wenn nicht ein Strich durch die Rechnung gemacht wird, theoretisch und praktisch gezogen werden, etwas früher oder etwas später. Das „Besen, Besen sei's gewesen“ der Zaubermeister für das Auswärtige und für den Krieg beschirmt uns heute vor dem Ertrinken in faulem Wasser, aber die Zauberlehrlinge der Folgezeit!! Das ostpreußische Füsilierregiment Nr. 33, General von Roon, geht, in Bataillone, Kompagnien, Züge, Korporalschaften gegliedert, seine Ober- und Unteroffiziere als Regimentsorgane an der Spitze, ohne zu stutzen, ohne zu blinzeln ins Feuer, ruft „Hurra General von Roon“ und läßt sich, wenn's sein muß, zusammenhauen und zusammenschießen. Sollte aber ein Jemand den Versuch machen, die Regimentsangehörigen als Einer darüber abstimmen und die Majorität der Einer darüber entscheiden zu lassen, ob die Einer sich Arme und Beine zerschmettern, beide Augen ausschießen, den Unterleib zerfleischen, das Leben nehmen lassen wollten, oder lieber dem Tode und der Verkrüppelung ausweichen und unbemerkt bei Seite gehen, so wird dasselbe Regiment, welches als Organismus den Heldentod sterbend, sich opfert für König und Vaterland, zum Hundsfott werden als Addition von Einern; das ist so gewiß wie zwei mal zwei vier ist, und es verhält sich nicht anders, wenn man Volk statt Regiment setzt.

Es wird ein fremder Stoff, dessen Gift sich in dem Wahllotto konzentriert, in das preußische, in das deutsche Blut gebracht; wenn keine Kraft ihn wieder auszuscheiden sich findet, so bleibt für eine Weile wohl noch eine starke, vielleicht auch eine wohlwollende Militärherrschaft, aber kein deutsches, kein preußisches, überhaupt kein politisches Leben möglich; das Gift frißt um sich wie der Krebs und ruht nicht, bis es den ganzen Organismus ergriffen hat. Die Revolution läßt sich so wenig wie die katholische Kirche (obschon aus andern Gründen) als Mittel zum Zweck, als vorübergehend zu betretender Ausweg aus augenblicklicher Verlegenheit gebrauchen.

Sonnabend, den 2. März.

Heute werde ich 58 Jahre; Scham, Reue, Freude, Sehnsucht, Dank drängt sich an solchen Tagen nebeneinander und durcheinander besonders stark hervor. Für Vieles und für Großes, was Gott und Menschen mir geschenkt, habe ich zu danken und wünschte dafür ganz anders noch danken zu können, wie die dürre und kalte Temperatur der Seelenluft zuläßt. Unter den Gaben, die mir in einem nun doch allmählich langen Leben zu teil wurden, ist eine der liebsten und der förderndsten das in den Mannesjahren erst entstandene Verhältnis zu Ihnen. Vieles habe ich durch Sie, durch Ihre menschliche Persönlichkeit, ganz abgesehen von deren militärischem und politischem Charakter, gewonnen, und es ist kein Kleines, daß das gewaltige, politische Ringen des letzten Jahrzehnts sich mir zugleich personifizierte in dem Mann, der den Befehl führte auf dem wild umhergeworfenen Schiff und dennoch mir ein naher, lieber Freund blieb und meiner gedachte in den Stunden furchtbarster Gefahr, atemloser Anstrengung und überschwellenden Siegesjubels. Beiben Sie mir nahe mit Ihrem Herzen, mein lieber Freund, so

lange wir hier uns noch einander finden können und, wenn es angeht, auch über dieses Leben hinaus.

. . . .

Den 3. März (Sonntag).

Durch alle Preußen hindurch zieht sich ein Naturtrieb, gerichtet auf Annexion und Centralisation des Annektierten; nur die, denen ein kirchliches oder politisches Stichwort höher steht als ihr Land, die also eigentlich keine Preußen sind, kennen diesen Trieb nicht; keiner Partei ist er fremd, weder am Pregel noch am Rhein, obschon manche ihn verschweigen, manche, wie z. B. ich, ihn in sich selbst und in andern zu bekämpfen suchen.

Je stärker aber die Natur im Volke drängt, um so lebendiger hat der Geist der Regierung sich an das Verhältnis von Natur und Geist zu einander zu erinnern und nur zu annektieren und konzentrieren, wo der Geist, nicht aber wo die Natur es begehrt. Ich weiß wohl, die Regierung kann das gestern Gethane heute nicht ungethan machen, und jeder Versuch, den sie anstellt, um Deutschland neu zu gestalten, ist durchaus bedingt von dem, was bereits früher geschehen, gethan, gelassen ist; nur von dieser Voraussetzung aus läßt sich der Verfassungsentwurf für den deutschen, zunächst norddeutschen Bund beurteilen. Zu einer schöpferischen Thätigkeit giebt der Entwurf, wie mir scheint, dem Reichstag keinen Anlaß, läßt ihm auch keinen Raum dazu; der Reichstag kann nur zustimmen, höchstens das Gegebene näher bestimmen oder genauer ausdrücken; unternimmt er ein Mehreres, so verfällt er notwendig dem Regieren, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird er ein Mehreres unternehmen.

Den 4. März, Montag.

Wenn es nicht anders geht, so mag die Regierung immerhin Diäten und Beamte auf Andrängen des Reichs-

tages zulassen, unzweifelhaft scheint auch mir die Notwendigkeit sie auszuschließen nicht zu sein, aber alles ist, das bleibt meine feste Überzeugung, daran zu setzen, um die finanzielle Erhaltung der Armee unabhängig von der Willkür des Reichstags und der Landtage zu machen, also den § 58 selbst auf die Gefahr eines Bruches hin nicht fallen zu lassen; auch der Kompromiß, jetzt der besonderen Umstände wegen, die nötigen Mittel für die Armee provisorisch auf 3 Jahre zu bewilligen und dann erst ein Definitivum festzustellen, scheint mir unzulässig; jetzt haben wir Bismarck und Roon und unsern alten König, jetzt die noch frisch im Gedächtnis lebenden Siege der Armee und deren unglaubliche Erfolge; mit solchen Bundesgenossen läßt sich schon etwas erlangen, wer kann wissen, wie es nach drei Jahren aussieht; günstiger können die Verhältnisse dann nicht sein, als jetzt . . . ."

Roon an Perthes.

Berlin, den 25. April 1867.

Mein theurer Freund!

Wenn auch nicht aus dem Krankenbette, so doch aus dem Krankenrock einige antwortende Zeilen auf Ihre freundlichen gern empfangenen Zuschriften, deren letzte vom 12. d. M. vor mir liegt. Um zuerst diesen einem Kranken immerhin sehr wichtigen Gesundheitspunkt zu erledigen, bemerke ich so kurz als möglich, daß es sich heute nicht um mein Asthma und um meine zunehmende allgemeine Hinfälligkeit, sondern um einen hoffentlich nicht zu hartnäckigen Magenkatarrh handelt, der mich angreift und verstimmt und (jedes Leid hat seine gute Seite) von den für heute und morgen angesagten Hoffestlichkeiten fern hält. Diese Krankheit wird also hoffentlich vorübergehen, freilich ohne mich zu stärken, so daß der davon genesene alte Mann höchstens wieder den

früher behaupteten Standpunkt ganz unheldenmäßiger Hinfälligkeit zurück zu gewinnen erwarten darf. Was Sie und andre mir, mit mehr oder weniger Überzeugung und Nachdruck, über die, trotz der Abnahme meiner Kräfte unbedingte Nothwendigkeit meines ferneren Verbleibens auf der Bühne vorgepredigt haben, hat mindestens den Effekt gehabt, mir über den Reichstag hinwegzuhelfen, um dort von den bisher heftigsten Gegnern der Reorganisation ihre Zweckmäßigkeit oder doch ihre Unvermeidlichkeit anerkennen zu hören und ihre wichtigsten Bestimmungen in dem Verfassungsentwurf aufgenommen zu sehen. Damit, denke ich, war meine Mission erfüllt, und es war, aller Prediger ungeachtet, erlaubt, auf den Heroismus zu verzichten, der darin liegen soll, — wie mir neulich Freund Treskow sagte —, daß man etwas scheinen können müßte, was man nicht mehr sein könne.

Da fällt diese alberne luxemburgische Bombe vom Himmel herunter und damit für mich die Nöthigung, meine letzten Hautfetzen zu einer Cziska's Trommel herzugeben und selbst sterbend auf den Schreibstuhl, wie einst Cid auf dem Babieça, mich anbinden zu lassen. „Gott will es!“ So sei es denn; ich will darüber nicht murren, aber es ist ein sehr niederbeugendes Gefühl, wenn man an der Mattigkeit des eigenen Flügelschlages die Unmöglichkeit jedes Aufschwunges mit Deutlichkeit ermißt, und die Frage nicht mehr bejahen kann, ob man Unrecht thue, jüngeren Kräften Platz zu machen.

Aber genug des Persönlichen! ich muß jetzt zu meiner Erholung in den Sonnenschein hinausfahren; ich kann aber vielleicht noch einiges Sachliches hinzufügen.

Den 26. Gestern durch Abspannung und Geschäfte behindert fortzufahren, kann ich auch für heute nur wenige kurze Andeutungen in Aussicht stellen. Das beruhige Sie!

— Vom Reichstage, diesem nicht bloß preußisch-deutschen, sondern welthistorischen Vehikel, trotz seiner großen Bedeutung, heute kein Wort! Er liegt hinter uns, und ein praktischer Mann hat es mit Dingen zu thun, die vor uns liegen. Dahin gehört zuerst der Landtag. Aber er flößt mir nicht die geringste Besorgniß ein. Die Fortschrittspartei ist gesprengt, und die Reichsverfassung wird ohne beängstigendes Murren, wenn auch nicht ohne Deklamiren, gegen eine Minorität höchstens von ca. 80 (wie das Indemnitätsgesetz) im Abgeordnetenhause angenommen werden. Zank kann nur über die aus der Annahme sich ergebenden Abänderungen der preußischen Verfassung entstehen, aber das ist eine cura posterior. Es bleibt, neben vielen, freilich sehr vielen andern interessanten Fragen, die Luxemburger und der drohende Krieg. Solchen zu wünschen, bin ich aus Humanitätsrücksichten wie aus persönlichen sehr weit entfernt, aber ich kann als Kriegsminister sagen „ich bin dazu fähig" und muß als Politiker anerkennen, daß der Entscheidungskampf zwischen dem sich spreizenden, cholerisch eifersüchtigen Hahn und dem Adler nur eine Frage der Zeit ist, wenn nicht unser Herrgott ihn verhindert. Die Summe dieser Erwägungen ist: Ein baldiger Krieg gewährt uns, trotz unsrer Unfertigkeit, mehr Chancen als ein späterer, weil der Gegner noch unfertiger. Dennoch wollen wir den Frieden nicht muthwillig unmöglich machen, wenn's mit Ehren geht. Dies aber würde nur der Fall sein, wenn Louis seiner Lüsternheit entsagte und sich um unsre Besatzung in L. nicht weiter kümmerte. Wir wollen also die Erhaltung des Friedens in Ehren, wenngleich es politisch richtiger scheint, morgen loszuschlagen. Ich möchte unserm Herrgott nicht vorgreifen, der doch vielleicht ein milderes Gericht für uns wie für unsern unruhigen Nachbar beabsichtigt. „Wir dürfen uns

nicht täuschen, nicht überraschen lassen", so rufen schon jetzt ängstliche Stimmen aus dem Lande mir zu. Gewiß nicht! Aber wir scheinen nur mit gekreuzten Armen unthätig zu sein. Unser Organismus bedarf lärmender, weit ausholender Bewegungen nicht. Wenn es sein muß, werden wir daher eines Tages ganz plötzlich aufspringen und gerüstet dastehen, während wir jetzt nur aus dem Tintenfaß arbeiten.

Aber ich werde fort und fort unterbrochen und habe die vorstehenden Zeilen nur mühsam fertig gebracht. Wie gern spräche ich Sie einmal! die Feder ist doch ein langsames pedantisches Ding. —

Tausend Grüße von Haus zu Haus!

Ihr treu und herzlich ergebener

R.

Einige Tage darauf konnte Roon in ziemlichem Wohlbefinden am 30. April 1867 den Tag feiern, an welchem er sein 64. Lebensjahr vollendete. Es war dies stets ein Festtag nicht nur für seine große, damals vollzählig in Berlin versammelte Familie, die dann immer mit einigen alten Freunden (Feldpropst Thielen, General von Holleben, Dr. Böger, Generalsuperintendent Büchsel, Herr von dem Knesebeck-Jühnsdorf u. a.) zu einfachem, aber sehr heiterem und gemütlichem Mahle im Kriegsministerium vereinigt wurde, sondern auch für viele Verehrer nah und fern. In diesem Jahre aber waren die herzlichen Zurufe und Adressen, die gereimten und ungereimten Glückwünsche, welche der gefeierte Mann empfing, besonders zahlreich, — wie sich aus der noch erhaltenen Sammlung derselben ergiebt. Durch alle hindurch klang der Gedanke, den die an ihn gerichteten Verse von G. Hesekiel an diesem Tage ausdrückten, in denen es hieß:

„Es war ein klein Geschwader, das wich und wankte nicht,
Die Heerschar der Getreuen, der Hingebung, der Pflicht,
Und Du, des Königs Treuster zu Wasser und zu Land,
Du hieltest unser Banner in Deiner starken Hand!
Es wird auf dieser Erde beendet nie der Krieg,
Doch gab uns Gott in Gnaden jüngst einen großen Sieg;
Gott segne Deine Mühen, Er ebne Deine Bahn,
Zeuch Du noch viele Jahre zum Siege uns voran!"

Übrigens wurde die Festfreude diesmal besonders noch dadurch erhöht, daß Roon's dritter Sohn Arnold sich kurz vorher mit Helene von Langenbeck, einer Tochter des schon damals hochberühmten Chirurgen, verlobt hatte; der Familienkreis war dadurch wieder in sehr erfreulicher Weise erweitert worden.

Mit besonderer Wärme gratulierte auch Perthes:

„Möge Gott Sie . . . noch lange erhalten und Ihnen die Kraft und Frische des Körpers, die Sie für uns Alle, für unser theures Vaterland geopfert haben, wiedergeben . . . und Sie nicht allein von der Pein der Athemsnoth, sondern auch von jenem Gefühl der Hinfälligkeit, dessen Sie wieder am 25. erwähnten, bald, recht bald genesen lassen; — und möge Gott Ihnen das Bewußtsein, daß Er Ihnen und Sie Gott nahe sind durch unsern Herrn und Heiland — in allen Lagen ihres Lebens, in guten und bösen Tagen, im Leben und im Sterben, recht lebendig machen und erhalten! Und mich behalten Sie lieb, wie Sie es bisher gethan, obschon ich jetzt noch weniger als früher zu gewähren habe! — —

Wie gern hätte ich, — das lassen Sie mich heute noch hinzufügen —, zu allem Außerordentlichen, was Sie siegreich erkämpft, auch noch die Genugthuung Ihnen und die Sicherheit unserm Lande und dem norddeutschen Bunde und ganz Deutschland gewünscht, daß Moltke's Antrag: „bis zum Er-

lasse eines abändernden Bundesgesetzes bleibt es in der Armee und für die Armee bei'm Alten, und die Herrn stellen Männer und zahlen Thaler wie einmal bestimmt" — zu dem Haupt- und Fundamental-Satz der Norddeutschen Bundesverfassung erhoben worden wäre. Es war zu erreichen, davon bin ich fest überzeugt, wenn der Ausbruch des Bismarck-Vulcan nicht um einige Tage zu früh erfolgt wäre und (statt die drei Thaler Diäten) jeden Versuch, die Artikel 56 und 58 zu beschränken, mit seinem Glutstrom überfluthet hätte; „wer aber kann Percy vorwerfen, daß er Percy ist!" — — —

Gott stehe Ihnen und den andern Männern bei, welche die furchtbare Frage entscheiden müssen, ob militärische und politische Gründe den Krieg in diesem Jahre verlangen, weil sie in diesem Jahre uns, im nächsten aber den Franzosen die Wahrscheinlichkeit geben. Meine Neigung ist stark dem Frieden zugewendet, mein politischer Instinct aber fordert Krieg. — — —"

Während des Frühjahrs und Sommers 1867 wurden Roon's Gedanken, nachdem die Luxemburger Frage im friedlichen Sinne entschieden war —, außer durch die im vorigen Kapitel erwähnten zahlreichen Amtsgeschäfte auch durch Pläne zur Erwerbung eines Grundbesitzes, einer eigenen Heimat für die Nachkommen in Anspruch genommen. Roon liebte das Landleben, welches er bisher immer nur als Gast kennen gelernt hatte, über alles; auch hielt er sich verpflichtet, den Wünschen seines gnädigen Königs in betreff der Verwendung der empfangenen Nationalbelohnung möglichst bald zu entsprechen.

„Am liebsten (so schreibt er Ende Mai an den in diesem Punkte als Ratgeber ganz vorzugsweise geeigneten Freund Moritz von Blanckenburg) kaufte ich in Pommern . . ., wie lange hast Du in Stettin zu thun? wäre es Dir nicht

möglich, mich noch vor dem Zusammentritt des Landtages auf der Güterschau zu begleiten? . . .

Zwar drängt mich nichts, mein Geld in Grundbesitz anzulegen, d. h. nichts Äußerliches, wohl aber der in meinem Innern lebende Gedanke, daß es meine Pflicht, meine Geld- und Familienverhältnisse zu ordnen, denn — „wer weiß, wie nahe mir mein Ende“, und Alles würde sich leichter und verständlicher ordnen lassen, wenn ich in dem Familien-Statut mit realen und concreten Verhältnissen zu thun habe. — —“

Wenige Tage darauf wendet Roon sich in derselben Angelegenheit nochmals an Blanckenburg, der ihm noch nähere Auskunft über ein in erster Linie vorgeschlagenes Gut verschaffen soll. „Kommst Du (heißt's dann weiter) zum 29. her zur zweiten Berathung der Verfassung? . . Daß Bismarck den Collegen Lippe durch parlamentarische Hebel entfernen wolle, bezweifle ich. Darüber habe ich noch gestern mit ihm gesprochen. Er denkt nur an conservative Nachfolger und perhorrescirt mit mir die Beseitigung auf parlamentarischem Wege . . .

Meine Frau geht nächstens, sobald es warm werden sollte, nach Marienbad . . .

Wenn man sich so nahe steht wie wir beide, so verstehen sich Segenswünsche zum Geburtstage, wie ich Dir neulich auszusprechen vergaß, wie ich denke, von selbst.“

Mitte Juni unternahm Roon verschiedene Ausflüge, zum Teil von Blanckenburg und einigen anderen befreundeten landwirtschaftlichen Autoritäten begleitet, um vorgeschlagene Güter näher zu besichtigen, — ohne indessen zum Entschlusse kommen zu können.

In denselben Tagen hatte auch Perthes wieder ausführlich geschrieben und ihm mitgeteilt, daß seine Gesundheit sich fortwährend verschlechtere; er wolle nun in den nächsten

Wochen nach Rigi-Scheideck gehen, um dort wenigstens Erleichterung zu finden, wie er hoffe ... In betreff der damaligen politischen Lage fügte er u. a. hinzu: „Der Erfolg den Zollvereinsstaaten gegenüber ist ein neuer Beweis von der außerordentlichen Begabung des außerordentlichen Mannes (Bismarck). Welche Aufgabe wird nach hundert Jahren der Biograph desselben haben, wenn Licht und Schatten sich scheiden lassen und an dem weiteren Gange der Geschichte erkennbar für alle Welt geworden ist, welcher Segen und welches Verderben als Keim in der Thatkraft eines einzigen Mannes eingeschlossen sein kann! — — Mit Ekel erfüllt mich die Wichtigkeit, welche die Zeitungs-Correspondenten der Frage beilegen, ob Viele oder Wenige geschrien haben in Paris, als der König, einige Kaiser und Bismarck durch die Straßen fuhren[1]; mag doch schreien, wer will, und das Maul halten, wer will, was geht das uns, was geht das einen König, Minister oder sonstige Obrigkeit an! Freilich, es ist das auch so eine Art allgemeinen und geheimen Stimmrechts ... Den Hut ab vor dem Volke, d. h. dem organisirten, welches sich kund thut in Organen seines politischen Lebens ... — aber vor der bloßen Menge, vor der Masse, vor der Summirung vieler Einzelner kann und will ich keinen Respekt haben, mögen die Kerle schreien oder schweigen ...“

Während seine Gemahlin inzwischen nach Marienbad gegangen war, setzte Roon die Güterschau fort. „Gestern (schreibt er am 24. Juni aus Berlin) sind wir von R. (Niederlausitz) zurückgekehrt, zwar entzückt von Haus und

[1] König Wilhelm machte bekanntlich im Juni 1867 mit Bismarck einen Besuch bei Napoleon III. und traf in Paris auch mit dem Kaiser von Rußland zusammen.

Garten, nicht aber von Wald und Feld, bin daher sehr zweifelhaft, ob aus dem Handel etwas werden kann . . .

Bei meiner Rückkehr kam mir der Kastellan lächelnd und gratulirend entgegen: die Universität Halle hat Bismarck, Moltke und mich zu — Doktoren der Philosophie[1]) gemacht. Ja, ja, Frau Dr., was aus dem Menschen nicht Alles werden kann! Heute haben wir die Kammer geschlossen, morgen früh fahre ich mit Moritz, der mir sehr nützlich gewesen, nach Zimmerhausen und weiter. Am 1. Juli kehre ich nach Berlin zurück, um die neuen Fahnen nageln und weihen zu helfen und am 5. wieder abzureisen, zunächst noch in Güter-Angelegenheiten, dann nach Marienbad zu Dir (vielleicht am 10. oder in den Tagen).

Bismarck ist in Külz, erwartet dort Moritz, will dann mit ihm nach Varzin gehen. Der König, bei dem ich eben war, neckte den „Dr. von Roon" in liebenswürdiger Weise, hat mir unbestimmten Urlaub gegeben, will aber immer wissen können, wo ich bin . . ."

Auch in den nächsten Tagen setzt Roon seine Berichte an die Gemahlin treulich fort:

Zimmerhausen, 26. 6. 67.

„Gestern angenehme Fahrt hierher. Allseitige unmenschliche Freude. Die größte verursachte mir fast unser kleiner Albrecht[2]), der von einer beispiellosen Ausgelassenheit war, aus dem Lachen, Schäkern und Necken nicht herauskam.

---

[1]) Das Diplom als Dr. phil., datiert vom 16. Juni 1867, wurde dem Kriegsminister von Roon (Viro doctissimo etc.) honoris causa verliehen und darin nicht nur seiner berühmten Leistungen als Staatsmann, sondern auch seiner hervorragenden wissenschaftlichen Werke als Geograph gedacht.

[2]) Roon's ältester Enkel, mütterlicherseits zugleich der Enkel von Moritz von Blanckenburg.

Ebenso jauchzend und liebenswürdig war er heu bei'm Baden u. s. w.

Heut früh fuhr ich mit M. durch die blühenden Felder, nach Trieglaff und Bahnerow . . . Mit Gerhard Thadden und Bl. finden die lebhaftesten Besprechungen über ev. Pommersche Güterkäufe statt . . .

Diese ganze Angelegenheit fängt an mir fürchterlich zu werden, d. h. ich werde nervös auf dem Punkt, und möchte gern davon vergessen, aber es läßt mir keine Ruhe. Freilich sind hier in Pommern hübsche Güter, allein das Klima ist wirklich feindselig; darin hat Moritz ganz Recht . . . Fürchte übrigens nichts: Du sollst gehört werden vor jedem Definitivum."

Berlin, 1. Juli.

„Wir kehrten vorgestern in Strippow bei Moritzs Vettern ein, die jene Colberger Gegend mit dem Blanckenburg'schen Namen mehr und mehr überranken. 1/2 Meile von Strippow liegt das z. B. einem Herrn v. Thielen gehörige Gut Hohenfelde (an der Chaussee von Colberg nach Cöslin, 1 Meile von der Colberg-Cörliner Eisenbahn, 3/4 Mln. von Pleushagen); dies haben wir vorgestern Nm. flüchtig besehen, aber nicht, oder noch nicht gekauft. Mündlich Näheres und Vieles darüber[1]).

Gestern, Sonntag, fuhren wir über Schulzenhagen, wo man mich getauft und meinen Vater begraben hat, nach Pleushagen. War das eine wehmüthig freudige Fahrt! In Pleushagen buchstäblich kein Stein mehr auf dem alten Fleck, aber ich war vollkommen richtig orientirt. Ich hätte die alte Scholle gewiß nicht wieder erkannt, wäre ich mit einem

[1]) Der Kauf von Hohenfelde unterblieb. Dasselbe gehört gegenwärtig den Erben des Generals von Kameke, welcher bekanntlich 1873 Roon's Nachfolger als Kriegsminister wurde.

Zauberschlage auf dieselbe gesetzt worden, aber darüber unterrichtet, wo ich sei, würde ich nachher nimmer fehl gegangen sein. O wie klein Alles, was im Kinderspiegel so groß erschienen war! Es lebte noch ein Mensch, mit dem ich vor 60 Jahren gespielt, ein braunrothes Gesicht unter ergrauendem Haar: Jakob Thadwal rühmte sich, mich, der ich einige Jahre jünger, oft im Kinderwagen durch den Dünensand gezogen zu haben. Ich schenkte ihm einige Thaler und erinnerte ihn zu seiner Verlegenheit an die Püffe, die er mir gegeben. Der jetzige Besitzer von Pleushagen, ein breiter Mecklenburger, hat viel für das Gütchen gethan. Allgemeines Staunen erregte es, als ich im Baumgarten einige Birn- und Aepfel-Sorten richtig zu bezeichnen wußte. — Ich bin nicht übermäßig sentimental den wirklichen Dingen gegenüber, aber hinterher habe ich mich seit gestern einigemale auf sentimentalen Anwandlungen ertappt, wenn ich mir vorstellte, daß meine wankenden alten Füße nun den Boden wieder betreten, auf dem ich geboren und auf dem sie einst gehen lernten; und daß ich dieselben Dünen wieder mühsam durchkroch, die einst den kleinen Beinen und noch schwachen Kräften des Bübchens wie Chimborassos erschienen. — — Die See aber hatte das alte Gesicht und das alte Lied. —

Gestern Abend fuhr ich noch bis Stettin zurück, nachdem ich mich in Cörlin von dem lieben Moritz getrennt. Hier fand ich heute alle Hände voll zu thun und noch einige mehr. — —"

Berlin, 5. 7. 67.

„. . . Der König ist soeben nach Ems abgereiset, und College Heydt wird morgen früh zu Euch nach Marienbad dampfen, um übermorgen dort zu erscheinen und den Oesterreichern einen Begriff von unsern dicken Portefeuilles beizubringen . . . Warum auch nicht? haben wir's doch!

Ich hoffe einige Tage später auch auf Eurer Bildfläche zu erscheinen, aber voraussichtlich muß ich vorher noch ein bischen nach Preußen zu Below und Paleske, es sei denn, daß sie mir abschrieben. Dann komme ich gleich zu Euch. Hier wie immer viel Arbeit. Gestern hatte ich einen fünfstündigen Vortrag in Babelsberg zu halten, dann habe ich bei Langenbecks gegessen und unserer Jungen Gesundheit getrunken. Vorgestern war Fahnenweihe in Potsdam, im Lustgarten, sehr schön, sehr feierlich. Bernhard[1]) hielt eine treffliche Rede.

Bei Tafel hielt der König eine solche, indem er die Gesundheit der Armee, der beiden Prinzen, die sie im vorigen Jahre geführt, des Kriegsministers, der sie in so vorzüglichen Stand gesetzt, und des Chefs des Generalstabes, der ihn mit weisem Rath bei der Leitung der Operationen unterstützt, ausbrachte. Der Herr war überhaupt den ganzen Tag des 3. in sehr gehobener, gerührter Stimmung und hat mir und Anderen auch sonst noch viel Schönes gesagt . . . Die hier anwesenden Italiener, Prinz Humbert und Gefolge, schienen von Allem, was sie gesehen, sehr imponirt. Die Franzosen aber reitet der Teufel, wie es scheint, denn sie kochen immer und immer wieder Gift. Doch nichts von Politik! — Bismarck ist noch immer in Varzin, um gesund zu werden; sie hier, aber sie will nachgehen. — — —"

Hohendorf bei Reichenbach, Ostpreußen, 10/7. 67.

„Du wirst, meine Geliebte, gestern schon durch W. von meiner Abreise erfahren haben. Ich bin in Kreuz mit Bl. zusammengetroffen; die Nacht haben wir in Bromberg zu=

---

[1]) Bernhard Rogge, Hof= und Garnisonprediger in Potsdam, ein Bruder von Roon's Gemahlin.

gebracht. Mein Einzug in dies Preußische Paradies wurde von dem kalten regnerischen Tage nicht eben begünstigt; jedenfalls hat der Eindruck desselben sehr viel von dem Bestechenden verloren, was er sonst hätte haben müssen. Aber ich will mich auf Beschreibungen und Schilderungen nicht einlassen . . . Hr. v. Below, mein gütiger Wirth, hat mich aufs herzlichste und freundlichste empfangen und leistet meinen Interessen jeden möglichen Vorschub. Leider konnten wir heute Nachmittag, bei dem strömenden Regen, nicht daran denken, die benachbarte Herrschaft zu besehen. Hoffentlich wird's morgen besser sein. — — Uebrigens befürchte nur nicht, daß ich etwa schon entschlossen sei, hier zu kaufen . . . ich würde jeden angemessenen Märkischen Grundbesitz jedem andern vorziehen. Aber ich darf mich, um des Gewissens und der Kinder willen, nicht von meiner Faulheit bestimmen lassen, von der Prüfung des Vorzüglichsten, was andere Provinzen in größerer Ferne darbieten, ganz abzusehen. — — Uebrigens ist dies Hohendorf in der That ein „idealischer Landsitz"; könntet Ihr es sehen, so würdet Ihr mir zustimmen und mir gern etwas Aehnliches wünschen, wenn's auch in Ostpreußen läge. — — —"

Wie sich aus andern Briefen Roon's ergiebt, traf er etwa am 20. Juli mit den Seinen in Marienbad zusammen und verließ mit ihnen am 27. „dies glückliche Thal", um über Regensburg, Augsburg, Lindau, Schaffhausen nach Interlaken zu gehen. Hier wurde die Reisegesellschaft noch durch seinen ältesten Sohn und — vorübergehend — durch Moritz von Blanckenburg und dessen Gattin verstärkt. Mit diesen wurden einige gemeinsame Partieen unternommen, an denen Roon seines Asthmas wegen jedoch persönlich nur selten teilnehmen konnte. In Interlaken blieb man einige Wochen in dem schönen Hotel Jungfrau-Blick, dann ging

die Reise weiter über die Furkastraße (Rhonegletscher) nach Lugano, wo gleichfalls ein längerer Aufenthalt genommen wurde.

Roon fand dort Berichte über dienstliche und häusliche Angelegenheiten vor, welche „sein getreuer“ Hartrott (Chef der Centralabteilung) erstattet hatte; dieselben veranlaßten ihn zu folgender, in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerten Antwort:

„Lugano, 28. August 1867 ... Glücklicherweise sind die von Ihnen mitgetheilten dienstlichen Nachrichten nicht beunruhigender Art; im Gegentheil entnehme ich, daß die Geschäfte, namentlich die weiteren Entwicklungs-Arbeiten für das Bundesheer, in erfreulicher Weise gefördert werden. Ich bin dem General v. Podbielski[1]) und Euch Allen herzlich dankbar und schäme mich meiner Unthätigkeit, die gleichwohl das Gute hat, daß ich gesunden werde, und daß Ihr Alle nicht bloß, sondern auch Seine Majestät und meine Kollegen sich mehr und mehr überzeugen, daß ich sehr wohl zu entbehren bin ... Ich zweifle gar nicht, daß General v. Podbielski den Prätensionen von Mecklenburg, Sachsen und Braunschweig gegenüber dieselbe Unverfrorenheit beweisen wird, die ihm in allen Stücken eigen zu sein pflegt, und die er neuerdings in den Gefechten mit dem Finanzministerium bewiesen hat. —

Die Frage wegen der Stellung des Preußischen Kriegsministers zu der Norddeutschen Armee kann m. E. nur im Sinne des mir mitgetheilten Ordre-Entwurfes erledigt werden; ich weiß nicht, was Graf Bismarck dagegen haben kann. Der Preußische Kriegsminister kann sich doch keinem Bundes-

---

[1]) Derselbe war Direktor des Allg. Kriegsdepartements und Roon's Vertreter.

Kriegsminister unterordnen, überhaupt keiner einzelnen Person, weil keiner im Stande ist, die Geschäfte zu machen ohne das Preußische Kriegsministerium; das Cabinet Seiner Majestät ist dazu in keiner Weise befähigt. Wenn General v. Podbielski gemeint hat, ich hätte früher die Ansicht gehabt, daß die Bundesgeschäfte durch eine dem Bunde nahe stehende Person (also nicht durch den Preuß. Kriegsminister?) geleitet werden müßten, so waltet hier m. E. ein Mißverständnis ob. Sagen Sie ihm dies. Ich habe gemeint, der Kriegsminister kann nicht im Bundesrath sitzen, sofern diesem gelegentlich ein anderer als der Ministerpräsident (Bundeskanzler) präsidiren sollte; aber ich war der Ansicht, daß das vom Kriegsminister vorzuschlagende Mitglied des Bundesraths nach den Instruktionen des Kriegsministers zu verfahren habe. Dies ist in gewissem Sinne das Gegentheil jener Auffassung. Da meine Rückkunft immer näher rückt, so ist es vielleicht möglich, diese Angelegenheit bis dahin in der Schwebe zu halten. —

Ihre Entschuldigungen wegen der Flüchtigkeit Ihrer Briefe finde ich, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, überflüssig; es thut mir wehe, daß Sie meinetwegen so viele unnütze Arbeit hatten und haben. Nochmals herzlichsten und wärmsten Dank, mein lieber und getreuer Freund, für Alles! —

Ihr treu ergebener

v. Roon.

Im übrigen lebte Roon dort in Lugano ganz und gar für seine Gesundheit, aber leider konnte er mit derselben selten ganz zufrieden sein. Immer wieder erneuerten sich die sehr peinigenden Hustenanfälle und die beängstigende Atemnot und wirkten sehr nachteilig auf sein allgemeines Befinden. Auch von Perthes erhielt er, nach dessen Rückkehr aus Rigi-

Scheideck, keine erfreulichen Nachrichten, so daß seine Sorge um das Leben dieses teuren Freundes täglich wuchs. — Anfang September mußte Roon mit den Seinigen den Heimweg antreten, weil die bereits erwähnte Herbstsession des Reichstages seine Anwesenheit in Berlin forderte.

Aber die rechte körperliche Frische wollte sich nicht wieder einfinden. Schon am 20. September klagte er wieder darüber in seinem Briefe an Perthes:

Mein lieber, lieber Freund!

Seit 10 Tagen bin ich wieder hier in meinem alten Zustande, leider auch in betreff meiner Gesundheit. Sollten Sie Freund Mendelssohn schon gesehen haben, so wird er Ihnen vielleicht gesagt haben, daß wir uns in Chur getroffen und einen sehr hübschen Tag mit einander im Linth-Thal und Glarus verlebt haben, und daß ich damals zu Klagen keine Veranlassung hatte. Auf der Rückreise, die nicht, wie ich gewollt, rheinwärts dirigiert werden konnte, wegen der frühen Reichstagseröffnung, hat mich ein scharfer, fränkischer Nachtwind angeblasen, so daß ich hier in Atemnot ankam, die sich seitdem noch gesteigert hat. Es ist eben nichts mehr mit mir; ich bin wie ein ausgeblasenes Licht, das nicht mehr leuchtet, nur noch stinkt und qualmt und daher schleunigst entfernt werden muß. Hätte ich freilich noch 6, 8 Wochen in Lugano bleiben und dann etwa für den Winter nach dem Mittelmeer gehen können, so würde ich vielleicht Aussicht gehabt haben, mich gründlich zu erholen und Mut und Kraft zu nützlichem Thun wieder gewinnen können, allein hier, in dem Strudel der Ereignisse, gezwungen zur Arbeit, die mir nicht genügt, fort und fort erinnert an meine Hinfälligkeit und Unfähigkeit zu befriedigenden Leistungen, mit der vernichtenden Empfindung

im Herzen, nichts zu sein als die Marionette meiner Vergangenheit: hier gehört wahrlich Selbstüberwindung dazu, nicht auszuspannen und sich fallit zu erklären. Ich weiß, was Sie und andre dagegen einwenden könnten, und eingewendet haben, aber Sie irren. Wenn ich überzeugt bin, daß mein Mitziehen am Staatswagen nur noch scheinbar, daß es eher ein Mitgeschlepptwerden genannt werden muß, daß ich hindere statt zu helfen, so verlangt mein Patriotismus, meine Liebe zum Könige und Vaterlande nicht, daß ich bleibe, sondern daß ich gehe. Dennoch werde ich nicht gewaltsam, willkürlich ausbrechen. Wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund, auch die Feder über. Ich wollte Ihnen, als ich mich zum Schreiben setzte, nichts von dem allen sagen, sondern vornehmlich einen Dank für Ihre beiden letzten Briefe und einen herzlichen, freundschaftlichen Gruß für Sie und die lieben Ihrigen. Verzeihen Sie meiner Jämmerlichkeit diese Klagelaute! . . . . . .

In der Politik fühle ich mich entsetzlich stumpf, meine Theilnahme für die weitere Entwickelung beschränkt sich auf das Unvermeidlichste in meinen Ressorts. Aber ich hoffe, daß die Dinge gut gehen werden, d. h. im großen, im einzelnen wird es freilich an Versäumnissen und Mißgriffen nicht fehlen, namentlich wenn B. abwesend ist. Gott erhalte uns diesen Mann, der, von den Erfolgen gehoben und getragen, an Sicherheit, Umsicht, geordneter Thätigkeit und Lauterkeit und Klarheit sichtlich gewonnen hat, das mousseux verliert sich, und der Wein wird besser. Wer seine Kraft und seine Jahre hätte! Seine Gesundheit hat sich offenbar wesentlich gebessert. Zwar klagt er noch über dies und das gelegentlich, aber es sind doch eigentlich nur Seufzer nach der Ungebundenheit des Landjunkers und über die Unzulänglichkeit seiner geschäftlichen Unterstützung.

Die übermorgen zur Annahme gelangende Adresse wird den baissiers einen vorübergehenden Vorteil bringen; sie wird der Welt klar machen, daß die Nationalliberalen nicht allmächtig sind im Reichstag, und daß das, was die Thronrede beredt verschwieg, laut gesagt werden kann, ohne daß aus der dadurch den Franzosen verursachten Eitelkeitskolik etwas mehr entsteht als eine übelriechende Detonation, die vornehmlich ihren eigenen Nasen zum Ergötzen gereichen wird. Es wird nun die Wesenlosigkeit der Salzburger Demonstration noch deutlicher werden, ebenso wie die Ohnmacht ultramontaner u. a. Teufeleien. — Bei alledem aber wäre die Adresse vielleicht besser ganz unterblieben. Die Eitelkeit der nationlliberalen Führer hat sie auf die Bahn gebracht, die ihnen bei dieser Gelegenheit gegebene Lektion wird ihnen nützlich werden können. . . . . ."

Schon sehr bald hatte R. die Antwort des treuen Freundes und Gewissenrates auf Obiges in Händen. Perthes schrieb ihm:

Bonn, den 7. Oktober 1867.

„Sie erkennen die Notwendigkeit, Sie fühlen den Beruf und die Pflicht, das Steuer fest in ihrer Hand zu halten und Sie sind müde am Körper und sind nicht frisch im Geiste.

Mein lieber, mein verehrter Freund, daß Sie müde sind und nicht frisch, ist freilich nach den übermenschlichen Anstrengungen, welche die letzten 6, 7 Jahre Ihrem Körper und Ihrem Geist zugemutet haben, gar nicht wunderbar, aber deshalb nicht weniger betrübt; denn ein Widerspruch wie der zwischen dem Bewußtsein des Berufenseins und der Empfindung des Unvermögens kann wohl auch einem männlichen Manne zu schaffen machen; aber vergessen Sie nicht: der Beruf so wenig wie die Müdigkeit ward Ihnen durch

Zufall oder eigene Wahl, sondern durch den Herrn Ihren Gott zu teil, und wo daher der männliche Mann nicht weiter kann, da weiß er, er steht nicht auf sich selber allein, es tritt ein andrer für ihn ein und

> Es wird Dein Herze lösen
> Von der so schweren Last,
> Die Du zu keinem Bösen
> Bisher getragen hast,

und zwar nicht dadurch, daß er Ihnen die Erlaubnis gewährt, das Steuer einem andern zu überlassen, sondern dadurch, daß er Ihren müden Leib wieder kräftigt, und mit dem gekräftigten Leib zugleich den Geist hebt und ihm die alte Frische wieder verleiht, um das Steuer in gewohnter Weise zu führen; des Glaubens leb' ich und sehe im Geiste das alte, liebe Gesicht schon wieder zuversichtlich, freudig, unverzagt und schmunzelnd wie ehedem hinausfahren in Unwetter und Sturm. Aber weil Sie mit Gottes Hilfe morgen wieder fest auf dem Platze, auf welchem Sie nicht entbehrt werden können, stehen, sind Sie für heute nicht weniger übel daran. Ich habe keine Armee so im stande zu halten, daß sie 1868 schlagen kann, wie sie 1866 geschlagen hat; ich bin nicht der Staatsminister, auf den als Regulator sein Vaterland zählt; es giebt überhaupt nur noch einige, wenige, einzelne Menschen, die von mir Sorge oder Pflege oder überhaupt irgend etwas erwarten, und dennoch weiß ich, wie es thut, wenn der Leib müde und der Geist nicht frisch ist. Ich wollte Ihren Brief vom 20. vorigen Monats gleich beantworten, aber es trat der blinde Blindenleiter des Evangeliums vor mein Auge und ich gedachte des Spruches: wenn ein Blinder den andern leitet, so fallen sie beide in die Grube, und sagte mir, das vom Blinden Gesagte auch volle Wahrheit für den Müden habe.

Wäre ich noch der kleine Junge von ehedem mit dem blonden Lockenkopfe und hätte trotz aller Anstrengung noch nicht, vermocht, die ersten Hosen durchzurutschen, so wüßte ich wohl, was ich thäte; einen Schreibebrief schrieb ich an den König folgenden Inhalts:

Lieber Herr König, unser Kriegsminister ist sehr müde und will doch nicht zu Bette, ich will das auch manchmal nicht und dann sagt die Mutter, ich sei unartig und könne, wenn ich nicht zur rechten Zeit ruhe, auch nicht zur rechten Zeit bei der Hand sein, wenn sie mich brauche; unserm Kriegsminister seine Mutter kann ihm das aber nicht sagen, denn sie ist im Himmel und hat keine so laute Stimme, daß sie bis zu ihm reichte und auf keinen andern Menschen hört der Mann, nicht einmal auf seine Frau, aber Du bist ja der oberste General und Dir muß er gehorchen; wenn Du ihn zu Bett schickst, so geht er; Du mußt es ihm aber hart sagen, er soll gleich gehen. damit er morgen munter wäre, wo Du ihn notwendig brauchtest; sage ihm auch, daß er, wenn er im Bette wäre, nicht vergessen solle die Augen zuzumachen, denn wenn ich das einmal vergesse, kann ich nie einschlafen.

Da ich aber wohl eher die letzten als die ersten Hosen anhabe, so schickt es sich nicht für mich, dem König zu schreiben, so gern ich es auch thäte, aber mein lieber Freund, gehen Sie und gehen Sie bald und atmen Sie die Luft des Mittelmeeres, bis der Sommer kommt; es ist doch so sehr wahrscheinlich, daß Ihnen noch zu helfen ist; jetzt können Sie fort und müssen auch entbehrt werden können, wer weiß, ob das im nächsten Jahre der Fall ist. Daß der Stell- vertreter des Ministers nicht kann und ist, was der Minister kann und ist, daß die Arbeiten des Ministeriums nicht die-

selben sind in Ihrer Abwesenheit wie in Ihrer Anwesenheit, unterliegt ja freilich keinem Zweifel, aber wenn Sie den Winter nicht bleiben und zeitweise nicht arbeiten können, so dürfen Sie auch nicht bleiben und arbeiten wollen, und wenn Sie durch Ministerarbeiten im Winter es sich unmöglich machen, durch Ihr Ministersein im nächsten Sommer zu wirken, zu fördern und zu hindern wie kein andrer unter den gegebenen Umständen und mit den gegebenen Personen es vermag, so begehen Sie ein Unrecht an König und Vaterland. Lassen Sie sich Urlaub geben, so bald wie möglich, bis die Wärme wiederkehrt, und kehren dann mit Gottes Hilfe zurück gestärkt, erfrischt, verjüngt genug, um die letzten Bausteine dem großen Werke einzulegen.

Des Grafen Bismarck Leitung des Auswärtigen während der letzten anderthalb Jahre ist ein Ineinander von großartigem Thun und großartigen Reden. Daß er der organisirten Armee die Möglichkeit gab, sich zu zeigen und sich und Preußen Stellung zu verschaffen, erschien mir immer als seine größte That, und seine größte Rede ist gewiß das Rundschreiben vom 7. September. Das Bewußtsein des Staates, den er in Europa vertritt, sich selbst genug zu sein, das Gefühl der Sicherheit und großartigen Ruhe durchzieht das ganze Schriftstück und jeden einzelnen Satz. Welche Geschichte mußte Preußen und Graf Bismarck persönlich hinter sich haben, bevor solch' ein Schreiben möglich ward. Vor fünf Jahren noch wäre es nichts gewesen als eine Lächerlichkeit. An sich ist es ja ganz gleichgültig, aber für den Professor wäre es doch interessant zu wissen, ob Form und Wortlaut schon im ersten Entwurf von dem Grafen Bismarck unmittelbar oder von einem andern aufgezeichnet und dann erst vom eigentlichen Urheber zum entsprechenden Ausdruck seines Gedankens gemacht wurde.

Daß ich den Weg, welchen die Regierung in Beziehung auf die inneren Verhältnisse Preußens und auf dessen Stellung zu Deutschland eingeschlagen hat, nicht für den von unsrer Nationalität und Geschichte begehrten und auch nicht für einen Weg halten kann, an dessen Ende der Sieg über die Revolution zu sehen wäre, habe ich Ihnen nie verhehlt. Mich umzudenken würde mir schon sehr schwer werden, und mich umleben kann ich nicht und will ich nicht, und das müßte ich doch, wenn ich freudigen Sinnes die neuen Bahnen geistig mitwandeln wollte. Den Wunsch, daß die den Ausschlag gebenden Staatsmänner jetzt Halt oder Kehrt machen oder regieren sollten, wie wenn sie das, was sie gethan, nicht gethan hätten, werden Sie mir nicht zutrauen, aber wie und wohin wird die Geschichte, wenn sie durch Abtreten der Männer, welche in jüngster Zeit die Geschichte machten, wieder selbständig geworden, und das politische Werden und Wachsen wieder eine Stellung neben dem politischen Schaffen und Machen gewonnen hat, Deutschland und Preußen führen!!"

Auch in den nächsten Wochen und Monaten ließ Roon's Gesundheit infolge häufiger Asthmaanfälle fortgesetzt so viel zu wünschen übrig, daß er sich zu weiteren Diensten nicht mehr fähig fühlte. Zwar hatte er, wie wir sahen, im Oktober die Genugthuung, daß das große Werk der Heeresreform auch formell und legislatorisch zum Abschluß gebracht wurde, und erlebte in denselben Wochen einige sehr freudige Familienereignisse: die Hochzeit seines Sohnes Arnold mit Helene von Langenbeck, die Verlobung seiner älteren Tochter Elisabeth mit dem Landrat Heinrich von Brauchitsch und die Geburt seiner ersten Enkelin (Tochter seiner zweiten Tochter, Hedwig von Wißmann) — aber auch dies Familienglück vermochte nicht, ihm die nötige Frische und Lebenszuversicht,

die Hoffnung auf Herstellung wiederzugeben. Auch drangen die Ärzte, über seinen immer hartnäckiger auftretenden Luftröhren- und Kehlkopfkatarrh ernstlich besorgt, auf einen mehrmonatlichen Aufenthalt in einem südlichen Klima, der allein noch die Möglichkeit verspräche, sein Leiden zu heben', oder doch erheblich zu bessern. Er entschloß sich daher schon im Oktober, um seinen Abschied zu bitten, da es ihm gegen das Gewissen ging, abermals um einen langen Urlaub einzukommen.

Auch auf eine andere irdische Trennung mußte er sich in denselben Wochen vorbereiten: sein geliebter Perthes schrieb ihm noch einmal persönlich, am 15. Oktober, um ihm Glück zu wünschen zur Verlobung der Tochter und zu dem trefflichen Schwiegersohne; aber der schon mit recht zitternder Hand geschriebene Brief war diesmal nur kurz; er schloß: „. . . doch ich endige, ich fühle mich seit einer Anzahl von Tagen sehr krank, kränker als bisher je; ob der Stoß auch dieses Mal wie schon früher manches Mal vorübergehen wird, entscheide ich nicht. Mein Gefühl sagt nein. Es sind die Nieren angegriffen und, was das bedeutet, wissen Sie.

Mein lieber, alter, theurer Freund, unseres Gottes Segen mit Ihnen und allen den Ihrigen und meinen Dank für das, was Sie mir so manches Jahr hindurch gewesen sind!

Ihr Perthes.

Das klang ganz wie ein letztes Lebewohl — und — war es auch. — —

Roon hatte es bereits früher für seine Pflicht gehalten, den Ministerpräsidenten Grafen Bismarck sowohl amtlich wie persönlich von seinen Rücktrittsabsichten zu unterrichten.

Schon seit dem Frühjahr hatte er in vertraulichen Gesprächen diesen ihm so besonders nahe stehenden Amtsgenossen darauf aufmerksam gemacht, daß Alter und Hinfälligkeit ihn sehr bald zu solchem Schritte nötigen würden, weil der Allerhöchste Dienst andernfalls durch die Unzulänglichkeit seiner jetzigen Leistungsfähigkeit Schaden nehmen müsse. Bismarck hatte aber stets mit aufrichtig freundschaftlichen Gegenreden und Einwendungen geantwortet, indem er versicherte, daß er Roon's Verbleiben im Dienste unter allen Umständen für den König, das Staatswohl und für sich (Bismarck) selbst als ganz unentbehrlich ansehen müsse; halb scherzend hatte er mit Bezug darauf eine Anspielung auf des toten Ziska's Haut hinzugefügt.

Roon hatte dies einerseits für eine „Überschätzung" erklärt; „auch könne ihm bei lebendigem Leibe eine solche Kalbfell-Rolle keine Befriedigung gewähren, abgesehen davon, daß er seiner Haut eine gleiche Resonanz gar nicht zuzuschreiben vermöge." Immerhin mußte er sich jedoch sagen, daß durch sein Ausscheiden sowohl für den König wie für Bismarck gewisse dienstliche und persönliche Unbequemlichkeiten entstehen würden; und daß er die Pflicht habe, im Hinblick auf die ganze Vergangenheit, auf beider Wünsche und Empfindungen bei seinen Entschlüssen die größte Rücksicht zu nehmen.

Bei Mitteilung des Inhalts seines auf Grund all dieser Erwägungen verfaßten Immediatgesuches an Bismarck fügte er daher noch folgendes hinzu:

Berlin, 28. 10. 67.

„Anbei, mein lieber und verehrter Freund, übersende ich Ihnen den Entwurf eines von mir in Angelegenheiten meiner Gesundheit an Se. Majestät zu richtenden Schreibens mit der Bitte, ihn in Betreff Ihrer Stellung zu der Frage gefälligst

durchzusehen und mir, bei der bald erbetenen Rückgabe, freundlichst zu sagen, ob Ihrer Auffassung darin der richtige Ausdruck gegeben ist. Ich glaube dies auf Grund älterer Auslassungen Ihrerseits gegen mich direkt und neuerer indirekter, die mir Moritz mitgeteilt hat. Der Entwurf ist das Produkt langer innerer Kämpfe und Überlegungen.

Glauben Sie mir: Es ist keine hohle Phrase, wenn ich versichere, ich liebe das Leben nicht so sehr, um die trockene Entscheidung des Königs „Kein Urlaub, kein Abschied“ für eine Härte zu halten; ich würde alsdann, allen „Zweifelsqualen“ enthoben, Ihnen ferner nachkeuchen und nachhinken, so gut ich kann, und Gottes weiteren Fügungen ergebungsvoll entgegensehen. Vor der ärztlichen Einsicht habe ich viel zu wenig Respekt, um nicht gern zuzugestehen, daß die verheißene Heilung äußerst problematisch ist.

Guten Morgen!

Ihr

v. Roon.

Bismarck sandte den Entwurf zu dem Immediatgesuch mit folgenden herzlichen Worten zurück:

Berlin, 30. Oktober 67.

„Ich habe es gestern und heut nicht durchgesetzt zu Ihnen zu kommen, und bin jetzt so erkältet, daß ich den Versuch auszugehn bei'm Ankleiden aufgab.

Es wird mir sehr schwer auf Ihren Brief zu antworten, weil ich ein herzloser Egoist in diesem Sprudel geworden bin und eine dicke Steinkruste politischer Erwägung angesetzt habe, die meine von Jugendheimweh getragene Freundschaft für Sie erst mit einem pommerschen Fußtritt sprengen muß, damit ich Ihnen ganz ehrlich beistimmen kann mit dem votum auf 6 Monat Urlaub. Ich fürchte nicht, daß das Kriegs-

Ministerium in der Zeit Schaden leidet; dazu haben Sie zu gute Schule herangezogen: aber im Collegium der Gespielen bleibe ich „unter Larven die einzige fühlende Brust", und dem Könige gegenüber ist der Beistand Ihrer politischen Autorität gar nicht zu ersetzen, da niemand so viel Salz mit dem Herrn gegessen hat, wie Sie.

Aber es wäre schlechter, als ich geworden bin, wenn ich auf Ihre treue Hingebung für den „Dienst" spekulirte, und es wäre unklug, da ich hoffe, daß der Frühling, wenn wir beide leben, uns wieder neben einander in Front sieht. Ich möchte Sie nur um Aenderung eines Passus in Ihrem Schreiben an den König bitten, ich habe ihn angemerkt. Ich halte diesen Personenwechsel im Ministerium nicht rathsam und fürchte, daß er meine Stellung sehr viel mühsamer und schwerer machen würde; aber von allen solchen Wechseln kann ich nicht dasselbe sagen, da kommt mehr das Beharrungsvermögen Sr. Majestät in Betracht.

Ihrem Vertreter möchte ich bitten vor allem den objektiven Standpunkt des Staatsmannes zu empfehlen, der nicht in wildem Ressort-Patriotismus fragt, „was kann ich noch kriegen", sondern als Gesammt-Preuße: „was muß ich haben, und was kann ich vertagen." Ich bin in der Beziehung etwas ängstlich vor Podbielski[1]) und fürchte, daß er innerlich alles Andre als feindliches Ausland ansieht.

Wie dem auch sei, Gott helfe Ihnen zu alter Rüstigkeit, und gebe Ihnen allen reichen Segen in Leib und Seele, den ich Ihnen allzeit von ganzem Herzen wünsche.

Treu der Ihrige

v. Bismarck.

---

[1]) General von Podbielski war noch Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements.

Auch nach Empfang dieses Schreibens zögerte Roon noch mit Absendung seines Immediatgesuches. Am 9. November folgte er sogar dem Könige zu den Herbstjagden nach Letzlingen. Zu dieser Exkursion hatte er sich entschlossen (wie wir aus einem Briefe an Blanckenburg erfahren), „um vor weiteren entscheidenden Schritten noch das alte, oft probat gefundene Restaurationsmittel eines mehrtägigen Aufenthaltes in frischer Luft zu versuchen; und, falls es sich bewährte, damit von dem mir drohenden Exil loszukommen."

Indessen, dieser Versuch mißlang, sein Leiden verstärkte sich im Gegenteil, so daß er am 16. November seine Eingabe an den König absandte.

Nach Hinweis auf seine dauernd schwankende, schwer erschütterte Gesundheit erwähnte er darin, daß nach dem übereinstimmenden Urteil seiner Ärzte ein längerer Aufenthalt — also bis Mitte Mai — unter einem milderen Himmel nicht nur zu einer möglichen Besserung seines Zustandes, sondern sogar zu seiner Erhaltung das einzige Mittel sei.

Bescheidenheit und Pflichtgefühl sowie die Wichtigkeit des ihm übertragenen Amtes verböten ihm jedoch durchaus, abermals einen entsprechenden Urlaub zu beantragen; er sei daher zu dem schweren Entschlusse gelangt, Se. Majestät hierdurch „um allergnädigste Enthebung von seinen Aemtern und um Bewilligung der verdienten Pension zu bitten."

„Nur die tiefschmerzliche Ueberzeugung von meiner seit einigen Jahren immer deutlicher hervorgetretenen körperlichen Unfähigkeit zu Leistungen, welche dem Dienste und meinem Ehrgefühl genügen könnten, zwingt mich dazu, die früher gehegte Hoffnung aufzugeben, Ew. Majestät meine Dienste bis zum letzten Athemzuge widmen zu können."

Das Gesuch schloß mit der Bitte, die augenblickliche Beunruhigung gnädigst zu verzeihen, welche mit seinem Aus-

tritt verbunden sein dürfte; indessen fehle es dem theuren Vaterlande und seinem trefflichen Herrn nicht an Männern, die bereit und geeignet seien, ihn zu ersetzen.

Das Gesuch wurde am 17. November dem Könige vorgelegt, und schon am selben Abend hatte Roon nachstehende eigenhändige Antwort in Händen:

Berlin, 17. 11. 67.

Daß ich von den von Ihnen gestellten Alternativen zur Pflegung Ihres Gesundheitszustandes nur die einer Beurlaubung wählen kann, werden Sie sehr leicht begreifen. Wem ich so viel verdanke wie Ihnen, der aber, bei Erringung dieses Dankes, seine Gesundheit opferte, — den muß ich mir und dem Vaterlande zu erhalten bestrebt sein. Ich muß also Ihrer Mittheilung entgegensehen, wann und auf wie lange ungefähr Sie beurlaubt zu sein wünschen, und ob bei einer längeren Abwesenheit Sie die Vertretung nur durch General von Podbielsky wünschen oder ob Sie andere Absichten haben. Ich glaubte freudig, daß, als die Gerüchte über einen beabsichtigten Urlaub Ihrerseits verstummten, Sie Ihre Gesundheit befestigt glaubten. Leider sehe ich jetzt das Gegentheil und kann nun nur wünschen, daß Sie Alles Mögliche zu einer völligen Herstellung anwenden mögen.

Ihr dankbarer

Wilhelm.

Roon machte von der getroffenen Entscheidung noch selbigen Tages Mitteilung an Bismarck in nachstehendem Schreiben:

Berlin, 17. 11 67.

„Auf den Ihnen bekannten, nach langem Zaudern heut Mittag mit innerem Widerstreben abgesandten Brief an Se. Majestät habe ich vor 1 Stunde schon die beifolgende gnädige Antwort erhalten, die ich Ihnen s. p. r. wegen des

Passus über meine Vertretung zur Durchsicht zusende mit der Bitte, mir morgen vor oder nach der Sitzung, mit der Rückgabe, Ihre Meinung darüber zu sagen, ob Sie eine andere Vertretung als die Podbielski's wünschen. Bei einer Unterredung mit diesem vor einigen Tagen gab er selbst zu, daß er befürchten müsse, Ihnen bei den Berathungen im St[aats]-Ministerium nicht in erwünschtem Maaße nützlich sein zu können, weil er, wenn man ihm auch einen Sitz, doch keine Stimme einräume, der dazu nöthigen Ebenbürtigkeit ermangele. Bei der Erwägung, ob eine andere Vertretung möglich, kamen wir schließlich auf Gustav Alvensleben, als den einzigen, der mit Ihnen im Allgemeinen harmonire, dessen Meinungen und Ansichten bei Sr. Majestät Geltung haben würden. Außer ihm wüßte ich zu diesem letzteren Zweck nur noch Moltke zu nennen, der sich wahrscheinlich eben so sehr sträuben würde als Alvensleben, und — Manteuffel, gegen den indeß noch viel ernstere Bedenken von den verschiedenen, dabei betheiligten Seiten geltend zu machen sein würden. Die Summe meiner Erwägungen ist daher, daß ich bei Podbielski stehen bleiben würde. Da Sie dabei indeß gewissermaßen ebenso sehr interessirt erscheinen können, als ich, so mag ich dem Könige auf die Vertretungsfrage nicht ohne Ihre Zustimmung antworten. Vielleicht haben Sie bis morgen einen Moment Zeit, um darüber nachzudenken.

Herzlichst Ihr

v. Roon.

In einem Briefe an Moritz von Blanckenburg vom 18. November, in welchem er diesem von Obigem und von seiner im Dezember bevorstehenden Abreise „nach dem großen Europäischen Siechen- und Bummelhaus Nizza“ im allgemeinen Mitteilung machte, fügte Roon noch hinzu:

„Soll ich nun näher sagen, wie es mir geht, so muß ich zunächst gestehen, daß ich durch diese mir aufgenöthigte Beurlaubung eigentlich auf's Tiefste verstimmt bin. Wenn auch der König die von mir erbetene Pensionirung aufs Gnädigste abgelehnt und mich freundlich ermahnt hat, nichts zu versäumen, was zu meiner gründlichen Wiederherstellung dienen könnte, so steht doch zwischen den gnädigen Zeilen das Unbehagen deutlich zu lesen, was ihm diese leidige Nothwendigkeit verursacht; und Bismarck! Du weißt, wie er darüber denkt, und dennoch mußte ich ihm ansinnen, seine Bedenken unterzuordnen, was er auch wie ein edelmüthiger Freund gethan hat. Diese Beiden zu betrüben und zugleich mein eigenes sehr begreifliches Interesse an der weiteren Entwickelung der Dinge, die ich machen zu helfen berufen war, bei Seite zu setzen: Dies Alles kann mich natürlich nicht heiter stimmen, abgesehen von der ohnehin durch meine Kränklichkeit hervorgerufenen Herabstimmung; aber die Aerzte und die Weiber triumphiren in tugendhafter Rechthaberei. — —

Der neu eröffnete Landtag, der Dich nicht hergebracht, scheint mir um deswillen, trotz seiner 432 Zungen, doch sehr unvollständig. Ich fürchte unsere führerlosen Freunde werden nicht sehr gescheidt operiren; die Präsidentenwahl, die man thörichterweise wieder zum Kraftmesser machen will, obgleich man keine unbedenklichen Kandidaten auf unserer Seite hat, wird die erste Probe davon liefern. Ich würde ohne Bedenken lieber für Forckenbeck als für Arnim oder Schwerin stimmen, aber, als den Zahlenverhältnissen entsprechend, darauf dringen, daß ein geschickter (nur ein solcher) Conservativer mit ins Präsidium gewählt würde, also etwa die jüngere Eule[1]). Im Hôtel de Rome ist man, so höre

---

[1]) Graf Botho Eulenburg ist gemeint.

ich, noch nicht schlüssig, und ich fürchte, man wird sich etwa auf den Einarmigen verbeißen, der m. E. viel zu eingenommen und ungewandt dazu ist und der Parthei zum enfant terrible werden würde.

Der semper lächelnde Lippe hat zum drittenmale die Demission gefordert, diesmal ohne allerhöchsten Widerspruch; wer aber wird sich auf den leeren Stuhl setzen? wen soll man darauf nöthigen? Wir wissen noch keine Antwort darauf, aber ich habe einige Sorge, der Dreihärige[1]) könnte wieder einen genialen und überraschenden Einfall haben . . .

Daß Eulenburg[2]) nichts Vernünftiges fertig hat, ist nur zu gewiß und die alten Schablonen ziehen nicht; es wird (siehe Thronrede) über das Stadium der Thronrede daher nicht hinaus geschritten werden. Überhaupt wünschen wir natürlich eine ganz kurze Session ohne Prinzipienstreit, denn Zollparlament und Reichstag treten dem Landtag auf die Hacken; aber der Zank wird nicht zu vermeiden sein, dazu ist die Zahl der Zänker zu groß.

Mit meinem Güterkauf steht es so, daß ich W. jeden Tag haben kann. Allein das Geschäft und die Reise nach Cannes geht nicht zusammen. Überdies wird mir immer klarer, daß ich, so lange der König lebt und noch ein Restchen von mir übrig ist, nicht loskomme, daß daher ein Güterkauf in der Nähe von Berlin meinen Verhältnissen am meisten conveniren würde, wenn ich davon etwas genießen soll.

Mein Statut ist übrigens fertig, es ist darin Alles so geordnet, daß Grundbesitz gekauft werden kann oder nicht. —

---

[1]) Anspielung auf die bekannten Bilder Bismarck's im „Kladderadatsch“.

[2]) Der ältere (Fritz) E., Minister des Innern.

Unsere beiderseitigen Kinder sind wohl, ebenso unser kleiner Enkel . . .

Viele Grüße von uns Allen, auch an Deinen geliebten alten Vater, dem Gott nahe sein möge . . ."

Vielfach waren Roon's Gedanken in jenen Tagen auch in Bonn am Sterbelager des lieben Perthes.

Am 16. November hatte er diesem noch einmal (es sollte das letzte Mal sein) geschrieben. In diesem Briefe hoffte R., dem Freunde noch einmal ins Antlitz blicken zu können, denn er schrieb:

. . . Ich rechne darauf, Sie bald, wenn auch vielleicht nur für kurze Stunden oder Stündchen, zu sehen, und mag es Ihnen daher nicht schwarz auf weiß geben, was mich bewegte, seit die letzten Wochen Sie so ernsten Anfällen Ihrer alten Krankheit preisgaben. Ich setze mich wohl heute gleich nach Beendigung dieser Zeilen zur Beendigung der Abschrift meines verhängnißvollen Briefes an den König, nieder, wenn es mir gelingt, den Bock des Eigensinnes, der mich stößt, zu verscheuchen, wie es recht sein mag, da Sie es sagten und riethen . . .

Ich grüße Sie mit dem herzlichsten Gefühl der Freundschaft und Anhänglichkeit, dessen ich armer Sünder fähig bin und bleibe der Zuversicht, daß Gott der Herr es mit Ihnen auch im jetzigen Krankheitsstadium so machen wird, wie es zu Ihrem und der Ihrigen Frieden dienet, wobei ich den letzteren beigezählt sein möchte.

Gott sei mit Ihnen und Ihrem ganzen theuren Hause, vornehmlich mit derjenigen, mit der Sie ein gemeinsames Kreuz tragen!

In herzlichster Liebe und Treue

Ihr

Roon.

Roon wußte, daß Perthes an Herzbeutelwassersucht ganz unrettbar erkrankt, aber auch, daß er, — wie ein gemeinsamer Freund mitteilte —, auf seinen Abschied vom Leben innerlich vollständig vorbereitet war: „seine Gespräche behandeln hauptsächlich die höchsten Dinge, sein ganzes Dasein ist Liebe und Wohlwollen; gestern schien es ihn sichtlich heiter zu stimmen, daß der Kronprinz ihm sein Tagebuch aus dem letzten Feldzuge schickte; er zeigte es mir und sagte: es macht mir doch Freude, daß er an mich denkt, vielleicht hat er gehört, wie es mit mir steht . . .“ — — In der Nacht vom 25. zum 26. November endete dies edle Leben. Der telegraphischen Benachrichtigung folgte ein ausführlicher Bericht eines seiner Söhne an Roon. „Sanft, ohne daß Einer von den Umstehenden es bemerkt hat, ist unser lieber Vater eingeschlafen; seine inbrünstigen vielen Gebete, daß Gott ihm die Todespein nicht zu schwer machen möge, sind also gnädig erhört worden . . .

Viel, sehr viel hat er die letzten Tage sich mit Ew. Excellenz beschäftigt. Gegen 11 Uhr Abends, also keine Stunde vor seinem Tode, sagte er noch: meinen alten lieben Roon grüßt mir aufs Äußerste! — —“

Roon war tief betrübt über diesen Verlust. Seine Empfindungen sind am besten zu erkennen aus nachstehendem, an die trauernde Witwe gerichteten Schreiben:

Berlin, den 29. November 1867.

„Trostlos oder fassungslos war ich wohl nicht, als das Telegramm über meines theuersten Freundes seligen Heimgang mich am Dienstag erreichte, aber niedergeschmettert, betäubt und stumpf. Der Schlag hat mich, so wenig er mir hätte unerwartet sein sollen, dennoch aufs tiefste erschüttert, so daß ich mich, in Betracht meiner nie endenden

Geschäftsnoth und Geschäftszerstreuung, unfähig fand, darüber zu sprechen, geschweige davon zu schreiben. Aber wie darf ich, Ihnen gegenüber, wohl von mir sprechen? Es geschieht nur, um es begreiflich zu machen, daß ich bisher geschwiegen. Der vorgestern hier eingegangene Brief meines lieben Rudolf[1]), den ich trösten zu müssen vermeinte, hat mich ungemein erbaut, aufgerichtet und getröstet; ich bin der stumpfsinnigen Betäubung Herr geworden, als mir bei der Schilderung der letzten Tage und Stunden des lieben, müden Pilgers das Herz brannte und die alten Augen überflossen. „Wer so stirbt, der stirbt wohl!“ Selig sind die Todten, die in dem Herrn entschlafen, wie dieser treue, reine Mensch, der in Liebe alle Welt auf dem redlichen Herzen trug und auch mich viel mehr geliebt hat, als ich es verdient, der mich verstanden, wie kein Mann sonst, wenn er auch von liebreicher Überschätzung meiner nicht frei war. — Aber darf ich klagen? Soll ich mich nicht viel mehr freuen, daß er, der Herr über Leben und Tod, der Seinigen Gebet erhört und den Verklärten, dem nach menschlichem Urtheil unsägliche Körperleiden drohten, mit sanftem Finger berührt und zu sich hinaufgerückt hat? Müssen nicht meine selbstsüchtigen Klagen verstummen vor dem Gedanken an den ungleich herberen Verlust, der Ihnen, meine liebe und verehrte Freundin, und den geliebten Ihrigen, durch die Trennung von dem Heimgegangenen zu tragen auferlegt ist?

Gott sei Dank! der Sie und die nun Vaterlosen nicht trostlos gelassen hat. Sie wissen ja zuversichtlich, daß er, nun ein Bürger der seligen Stätten des ewigen Friedens, Ihnen nur vorangegangen ist in die Heimath und Sie dort

---

[1]) Der schon mehrerwähnte Sohn von Perthes, Roon's Pate.

erwartet zu einer Wiedervereinigung, die kein Tod mehr unterbrechen wird. —

Ich denke in etwa acht Tagen bei Ihnen zu sein. Wohl hatte ich gehofft, ihn dort noch zu treffen; ich kann nur noch seine irdische Ruhestätte begrüßen, nicht mehr in seine treuen, festen Augen sehen. Ich Thörichter habe mich anzuklagen, daß ich nicht vor Wochen, als die ersten bedenklichen Nachrichten hierher kamen, zu ihm geeilt bin, später war ich gefesselt, oder richtiger, glaubte gefesselt zu sein, ich hatte nicht den Muth, die Dienstkette zu zerbrechen; mich schmerzte es sehr, aber freilich umsonst, daß ich so träger Unentschlossenheit mich schuldig gemacht; freilich hoffte ich mit thörichter Verwegenheit, daß ich ihn auch später — und vielleicht besser — noch antreffen würde . . .

Ich bitte Gott von Herzen, daß er Sie und Ihr ganzes Haus in seinen väterlichen Schutz nehme und den Balsam des wahren Trostes reichlich über Sie ausgieße. Die Meinigen alle vereinigen sich mit mir in herzlichsten und innigsten Grüßen. In aufrichtigster und theilnehmendster Liebe und Ergebenheit

Ihr

Roon.

Auch an Blanckenburg richtete R. seine Klage über den Verlust des Herzensfreundes. Er schrieb ihm:

„Der 25. November hat mir einen tiefen Schmerz gebracht, da an diesem Tage mein theurer Perthes, den ich wie einen Bruder liebte, sanft und seelig zu des Herrn Frieden eingegangen und nun, — wie wir glauben —, da ist, wo Deine liebe Mutter und Dein Mariechen und mein kleiner Josua weilt. So sehr ich mich in Selbstlosigkeit darüber freuen sollte, so wenig war ich doch Herr meiner

Trauer, und die sehr ernsthaften Gedanken, die sich daran knüpften und knüpfen, machten und machen mir die Pflichten des täglichen Verkehrs, also auch des brieflichen, nicht leicht.

Mit meiner Gesundheit geht es zwar abwechselnd, aber doch in einem solchen Grade besser, daß ich bisweilen Gewissensbisse wegen meines Urlaubs empfinde. In diesem Gefühl und in der Überzeugung von der Nothwendigkeit des organisatorischen Abschlusses gewisser amtlicher Ziele, und daß ich vor solchem Abschluß Berlin nicht mit der nöthigen gedeihlichen Seelenruhe verlassen könne, habe ich kürzlich der versammelten Familie meinen Entschluß kundgegeben, das heilige Weihnachtsfest noch in ihrem Schooße feiern zu wollen, wogegen mir der anwesende Dr. Böger das mit Handschlag bekräftigte Versprechen abnahm, Berlin jedenfalls vor Neujahr zu verlassen.

Die Zungendrescherei hier hat ihren guten Fortgang, wenn auch das Fechten mit Lippen nun, — ich finde sehr zur Unzeit —, sein Ende erreicht hat. Aber der Pfeil, — ich meine seine Demission —, war vor 5—6 Wochen abgeschossen und mußte endlich zum Ziele führen, denn ultra posse etc. . . ., und der Mann ist körperlich eine Ruine, viel mehr als ich. Die Wahl seines Nachfolgers, der sich einen „strammen Conservativen“ nennt, war erst nach der Erledigung sehr schwerer Bedenken möglich. Mir ist sie erleichtert durch Bennigsen's Ausspruch, daß Leonhardt zwar ein seltener Jurist und organisatorischer Kopf, aber „ohne politisches Verständniß“ sei. — Es freut mich, daß Du Dich ganz in Deine Privatverhältnisse versenken kannst; deshalb aber glaube nicht, daß Deine 15jährigen staatsmännischen Bestrebungen als Kraftverschwendung angesehen werden dürfen, denn — abgesehen von dem segensreichen Vorhandensein solcher Käuze auf der Bühne des öffentlichen Lebens

und ihrer heilsamen Rückwirkung auf die vaterländischen Zustände — glaube ich auch, daß Dir persönlich jene Bemühungen förderlich gewesen sind, da sie Dich nicht Dir selbst und Deiner himmlischen Berufung entfremdet haben. —

Aber ich will schließen, da ich zu Eulenburg zum Essen muß, denn er feiert den 8. Dezember immer als Jahrestag seines Eintritts durch ein Diner nur der Minister, diesmal ohne Lippe. Letzterer war eben bei mir; er ist nicht ohne Bitterkeit gegen Otto, obwohl er ihn sehr anerkennt. . . .

Dein A. v. Roon.

Durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 20. Dezember wurde die Urlaubsangelegenheit erledigt. Es hieß darin: „Mein Wunsch Sie bald wiederhergestellt zu sehen, um mich noch lange Ihrer guten Dienste erfreuen zu können, ist so lebhaft, daß ich Sie ersuche, dem Rathe Ihrer Aerzte zu folgen und bewillige ich Ihnen hierzu zunächst gern einen dreimonatlichen Urlaub vom 28. Dezember cr. ab. Wenn sich dieser Zeitraum für die Erfüllung Ihres Zweckes nicht als genügend erweisen sollte, sehe ich einer diesfälligen Anzeige entgegen, damit ich nach Erfordern eine Verlängerung Ihres Urlaubs eintreten lassen kann. Ich wünsche Ihnen einen glücklichen Erfolg Ihrer Kur, ꝛc.“

Die Stellvertretung im Kriegsministerium erhielt General von Podbielski, für das Marineministerium Admiral Jachmann.

Als Roon am 30. Dezember die Heimat nicht eben leichten Herzens verließ, war er trotz aller bezüglichen, oben näher erörterten Wünsche, selbst keineswegs sicher darüber, wann er dorthin würde zurückkehren können, und ob es ihm möglich sein würde, sein Amt wieder zu übernehmen. Noch mehr wurde im großen Publikum seine Abreise als die Ein-

leitung zum definitiven Rücktritt angesehen. „Herr von Roon," hieß es in den Zeitungen, „hatte längst gewünscht, von allen Aemtern entbunden zu werden. Diejenigen, welche am Tage vor seiner Abreise seine herzliche Ansprache an die Beamten seines Ressorts mit angehört haben, glauben aus des Ministers bewegten Worten schließen zu dürfen, daß er in seine bisherige Stellung nicht zurücktritt u. s. w."

Daran knüpften sich denn auch die üblichen, im ganzen übrigens sehr wohlwollenden Abschiedsworte der liberalen Presse:

„Seine Karriere als Minister," hieß es da u. a., „schließt glänzend ab, denn mit Moltke zusammen war er es, der den letzten großen Krieg vorbereitet, durchdacht und glücklich durchgeführt hat. Die Militärverwaltung war unter Roon die mustergültigste. Der energische und kluge Mann wurde aus einem Verächter des Parlamentarismus langsam und allmählich doch zu einem konstitutionellen Minister. . . ." „Roon scheidet aus einem vielbewegten politischen Leben. Freund und Feind bewahrt ihm das beste Andenken, denn darin sind alle einig, daß sein Charakter stets tadellos gewesen ist. Der verdiente Minister stand für alles, was sein Amt anging, mit Leib und Seele ein, er gehörte ihm ganz und voll an, in großer Begabung nach jeder Seite hin u. s. w. . . ."

Während ihm diese und ähnliche warme Worte nachklangen, hatte der gen Süden Reisende, in dessen Begleitung sich seine Gemahlin und älteste Tochter, zeitweise auch der Bräutigam der letzteren befanden, zunächst mit recht empfindlicher Winterkälte zu kämpfen, welche seinem chronischen Halskatarrh nicht eben zuträglich war.

In Hannover wurde das erste, in Düsseldorf das zweite Nachtquartier genommen; an beiden Orten suchten

Roon und seine Damen liebe Freunde bezw. Verwandte auf, in Düsseldorf auch das Grab seines so schmerzlich beklagten jüngsten Sohnes. Der nächste Besuch — in Bonn — galt der Familie des geliebten Perthes; mit ihr, Mendelssohns, Hasses u. a. wurden am 2. Januar genußreiche Stunden verlebt; am 3. gelangte man bis Heidelberg, am 4. durch viel Schnee und Eis bis Basel, wo am 5. gerastet wurde. „Je weiter südlich, desto mehr Kälte,“ schrieb Frau von Roon. Dazu meist sehr unbehagliche Wartesäle und oft „krampfhaft ausgekühlte“ Zimmer und Betten —, so daß die gemütliche Heimat oft recht lebhaft vermißt, und der Nutzen der ganzen Expedition sehr bezweifelt wurde. In Genf, wohin die Reisenden am 6. gelangten, fanden sie zwar auch ungeheure Schneemassen, aber es war nicht sehr kalt und ganz still, so daß sie mehrere Stunden in der schönen Stadt, die „bei Schnee und Eis einen fast noch schöneren Eindruck wie im Sommer machte,“ umhergehen konnten.

Auf französischem Boden herrschte der Winter nicht minder grimmig. Seit 1830 hatte man dort nicht solche Kälte, so viel Schnee und Eis erlebt. Bei Bellegarde auf dem Wege nach Lyon mußten mehrere Züge aus dem Schnee herausgeschaufelt werden. In Lyon, wo sie im Grand-Hotel gut untergebracht waren, blieb die Reisegesellschaft mehrere Tage, um erst sichere Nachrichten über Cannes und die anderen Orte der ligurischen Küste einzuziehen, welche vorläufig sehr ungünstig lauteten. Als Vergnügung in Lyon wird u. a. das Schlittschuhlaufen erwähnt, welchem man bei Fackelschein zusehen konnte.

Von Lyon, wo sie nach Frau von Roon's Mitteilung beiläufig in 2½ Tagen für 45 Frank Holz für ihre Kamine verbraucht hatten, trafen die Reisenden am 10. Januar in

Marseille ein. Hier, wie auch auf den früheren Stationen, Empfang durch den preußischen Konsul und große Zuvorkommenheit der Behörden. Eine Einladung des Präfekten zum Ball und in seine Theaterloge wurde dankend abgelehnt.

Übrigens wehten auf der Fahrt nach Marseille doch schon lindere Lüfte; und als der über eine halbe Meile lange Tunnel kurz vor Marseille — und damit der letzte Gebirgszug — passiert worden war, fand man sich mit einem Schlage aus dem Winter in den Frühling versetzt; der Strom war hier eisfrei, man erblickte weidende Schafherden und grünende Waldungen und Hecken u. s. w.

In Marseille selbst waren die Reisenden überrascht von der Schönheit, Größe und Eleganz namentlich des neuen Stadtteils und von dem außerordentlich lebhaften Treiben in der alten Stadt, sie wohnten in letzterer, in einem großen Hotel in der rue cannebière, und in dem großen Hafen mit seinem Mastenwalde. Der ganze Verkehr trug einen ebensowohl kosmopolitischen wie südländisch-orientalischen Charakter, wie ihn die Damen wenigstens bisher noch nie zu sehen bekommen hatten. Besonders begeistert waren sie aber von der großartigen Aussicht, welche sie von der hochgelegenen Kirche Notre Dame de la garde aus über die ganze Stadt, die Häfen, die Inseln mit ihren Festungswerken und weit hinaus in das Mittelmeer genossen, — zumal das ganze zauberhafte Märchenbild an jenem Tage von einem prachtvollen südlichen Himmel überwölbt und von glänzender Sonne bestrahlt wurde.

Am 12. Januar abends wurde nach einer „anfangs wunderschönen Fahrt" Toulon erreicht. Dies machte natürlich, im Vergleiche zu Marseille, den Eindruck einer kleinen, stillen Stadt, in der sich alles im wesentlichen auf die Marine und den Kriegshafen konzentriert. Auch die Um-

gegend zeigte keine besondere Schönheit: „die ganz kahlen Felsen und die Gebirge in den wunderlichsten Formen haben etwas sehr Eintöniges und, wenn die Sonne darauf scheint, Blendendes . . .“

Indessen waren die Reisenden in einem sauberen Hotel im neuen Stadtteil behaglich genug logiert, so daß beschlossen wurde, einige Tage zu rasten, um die Antworten auf Telegramme und Briefe, welche nach verschiedenen Orten der ligurischen Küste in betreff der erwünschten Unterkunft abgesandt worden waren, abzuwarten. Die Übersiedelung nach Algier, an welche sie in den kalten Tagen von Lyon und noch in Marseille gedacht hatten, war jetzt aufgegeben, da das Wetter sich fortgesetzt besserte und erwärmte.

Roon genoß sehr zufrieden diese Ruhetage, und seine Gesundheit befand sich gut dabei. Seine Gattin verriet, er habe dort in den Mußestunden und am Abend „mit einer wahren Passion“ die trois mousquetaires von Alexander Dumas gelesen. Es war freilich lange her, seit er sich eine Romanlektüre hatte gestatten können. — —

Übrigens nahm er aber auch manche Sehenswürdigkeiten in Augenschein: den schönen jardin des plantes, „wo wir unter Palmen- und Kamelienbäumen wandelten“, die Häfen, das Arsenal, sowie den für Fremde zugänglichen Teil des Bagno. „Die stets paarweise zusammengeschlossenen Sträflinge mit ihren gelb und rothen Anzügen, zum Theil halbirt, je nach der Länge der Strafzeit, werden mir wohl Nachts im Traume erscheinen“ — schreibt Frau von Roon. Am 15. wurde dann in Begleitung des Konsuls ein großes Kriegsschiff, der Solferino, welches völlig „in Dienst gestellt“ im Hafen lag, besucht. Die Besatzung betrug 850 Matrosen; „die Leute aßen gerade. Sie werden ähnlich verpflegt — etwas besser — als unsere Soldaten und sahen sehr gesund

und kräftiger aus als die Soldaten, die wir hier sehen. Alle Einrichtungen interessirten uns sehr. Ein amerikanisches Geschwader, — Admiral Farragut, der seine Frau mit an Bord hat, was in Frankreich sehr selten statuirt wird —, haben wir mit unserer Barke umkreist." Schließlich fuhr man auch noch nach La Seyna, wo die Hauptwerft sich befand, hinüber. Dort kletterten sie auf einem im Bau befindlichen Riesen und auf einem schwimmenden Dock umher u. s. w.

Eigene Äußerungen Roon's über das in Toulon Gesehene, das für ihn als Marineminister doch von besonderem Interesse war, liegen nicht vor; er hat während der ganzen Reise überhaupt verhältnismäßig wenig geschrieben, da er ganz seiner Gesundheit leben und auch die Korrespondenz mit den Kindern und Verwandten im wesentlichen seiner Gemahlin überlassen wollte —, welche letztere diese Aufgabe denn auch mit der ganzen rührenden Sorgfalt, wie sie ihrem zärtlichen Herzen natürlich war, in ausführlicher Weise gelöst hat.

Immerhin sind auch aus jenen Monaten einige Briefe Roon's aufbewahrt worden, die an vertraute Personen gerichtet waren und die sein damaliges äußeres und inneres Leben anschaulich genug schildern. Dies macht es möglich, ihn auch an dieser Stelle wieder selbst zu Worte kommen zu lassen.

Man kann daraus auch ersehen, daß die Gedanken an sein Amt und dessen Pflichten ihn häufig sehr lebhaft beschäftigten.

An Hartrott, seinen schon wiederholt erwähnten Kabinettschef, schrieb er:

Nizza (Hotel Suisse) 24. 1. 68.

„Endlich, nunmehr nach fast 4 wöchentlicher Irrfahrt durch Frost und Winter, ist es mir wirklich gelungen, unter

dem vielgerühmten südlichen Himmel einen leidlichen Ankerplatz zu finden, d. h. ein Unterkommen, wo wir uns veranlaßt fanden, die Koffer auszupacken und die Hoffnung zu nähren, daß wir für einige Zeit zum Ausruhen gelangen werden. Aus meinem Ihnen wohl zugegangenen Schreiben aus Toulon vom 14. oder 15. haben Sie ersehen, daß wir dem Schnee entgangen und bei den Oliven- und Orangen-Hainen ohne großen Schaden an der Gesundheit angelangt waren. Meine Bewerbungen um ein Quartier in dem mir verordneten Cannes, so wie in dem mir widerrathenen Nizza hatten sich zwar nur zweideutiger Antworten zu erfreuen, indessen dampften wir am 16. dahin ab, hoffend, daß unsere liebenswürdige Gegenwart alle weiteren Schwierigkeiten beheben würde. Dennoch blieben uns die Thüren von Cannes verschlossen, und nach mehrstündigem Suchen fuhren wir weiter nach Nizza, wo wir in einem nagelneuen kasernenartigen Hotel im Hinterhause 2 Tr. hoch wirklich ein leidliches Unterkommen fanden. Aber die Neuheit des Hauses, die Größe der Hausgenossenschaft und der Mangel an Organisation des Hauswesens verscheuchten jeden Wunsch zum Dortbleiben. Es hat sich nun nach achttägigem Suchen und Warten, nachdem der Vertrag mit dem Vetturin zur Weiterreise schon geschlossen war, dieses Asyl gefunden, wo wir uns gestern etablirt haben. Fern von dem bunten und aufregenden Treiben der reichen Narrheit beider Hemisphären, aber auf einem der mahlerisch schönsten Punkte dieses von 10000 Fremden aufgesuchten Gestades, am Fuß des Schloßberges, unmittelbar am Mittelmeer, dessen Brausen uns einwiegt und aufweckt, so nahe daß man mit einem Stein bequem hinabwerfen kann, steht unser Hotel, dessen deutscher (Baseler) Wirth seinen 80 Gästen für erträgliche Preise angenehme Wohnung und gute Nahrung verabreicht. Wenn

ich bisher täglich im Durchschnitt — mit Ausschluß der Fahrkosten — über 100 frcs. brauchte, werde ich hier für die Hälfte angenehmer existiren. Wie lange? Gott weiß es! Es wird vornehmlich darauf ankommen, was mein Befinden dazu sagt, d. h. ob ich wirklich eine heilsame Veränderung erfahren werde. Um die Probe zu machen, habe ich die Dauer meines Hierbleibens vorläufig bis zum 3. oder 4. Febr. fixirt; das Wetter spielt aber dabei eine entscheidende Rolle. Wenngleich es für Januar herrlich ist (etwa wie bei uns im Mai), so ist doch der oft heftige Westwind und der dadurch aufgewirbelte entsetzliche Staub äußerst unangenehm und, — wie ich meine —, schädlich für meinen Hals. Aber wird es in Mentone oder einem Punkte dieser Küste besser sein? Jedenfalls will ich in der zweiten Hälfte des Februar in Lugano eintreffen. Soviel von meinem äußerlichen Befinden und Ergehen, welches sich seit Toulon wieder etwas ungünstiger gestaltet hat, da ich viel hüsteln und räuspern muß und in Folge dessen auch nur mit Unterbrechungen schlafen kann. — — Daß die ärztlichen Organisations-Angelegenheiten noch immer nicht erledigt sind, mißfällt mir. Man muß damit zu Ende kommen; ich würde mich sonst bewogen finden, persönlich von hier aus daranf einzuwirken, wenngleich ich mir vorgesetzt, alle Dienstgeschäfte bei Seite zu lassen. Da Se. Maj. in Betreff der Bildung einer Ministerial-Abtheilung eigentlich bereits entschieden hat, so muß der Minister dieser Entscheidung — mag sie ihm gefallen oder nicht — auch Folge geben; und was die Organisation des Sanitäts-Corps anbelangt, so fehlt es ja nur noch an den von Sr. Maj. beliebten formalen Modificationen, welche, wenn sie auch den gemachten Vorschlägen nicht ganz entsprechen, doch immer einen wesentlichen Fortschritt in sich schließen. Ich fühle mich in diesen Angelegenheiten persönlich

engagirt, und die Zeitungsschreiber, deren „tiefe Wissenschaft“ mir durch die übersandten Ausschnitte imponirt hatte, müßten wirklich keine Esel sein, wenn ich jene Angelegenheiten in der Ungewißheit zu belassen mich entschlösse, die viel schlimmer ist als der Zustand, bevor die qu. Fragen überhaupt angeregt waren. — —

Der beifolgende Brief an des Königs Majestät . . ist baldigst zu besorgen. Nächstens sende ich einen Brief an Graf Bismarck, dem ich mich inzwischen herzlich empfehle, ihm wie den anderen Herren Kollegen. —“

„Nizza 29. 1. 68. — — In der letzten schlaflosen Nacht kam mir die Erinnerung an Ihre Mittheilungen über die Auskunft, die man ergreifen würde in Betreff der Bildung einer Abtheilung über das Lazarethwesen unter einem „Civilrath“. Mich hat dies sehr beunruhigt, weil mir die Unzweckmäßigkeit einer solchen Maßregel in die Augen springt. Der beurlaubte Kriegs-Minister hat gewiß nicht die Absicht, seinem aufrichtig hoch gehaltenen Stellvertreter Schwierigkeiten zu verursachen. Auch könnte man sagen, daß dem beurlaubten Kriegs-Minister das Recht der Einwirkung auf den Gang der Geschäfte eben so wenig zustehe als irgend einem andern beurlaubten General. Dies muß ich indessen in solcher Allgemeinheit als richtig bestreiten. Organisatorische Einrichtungen können auch in meiner Abwesenheit nicht gegen meinen Willen getroffen werden, es sei denn, daß man mit gewissen Zeitungen annimmt, ich würde zu den Geschäften nicht zurückkehren. Letzteres ist freilich möglich; auf diese Möglichkeit hin kann ich jedoch nicht gleichgültig bleiben gegen Veränderungen, die meinen Ansichten über Zweckmäßigkeit geradezu widersprechen, ohne mich lebendig zu begraben. Bitten Sie daher General Podbielski in meinem Namen, in dieser Angelegenheit kein Definitivum herbeizuführen,

gegen welches ich protestiren müßte. Ich hoffe, daß er ein solches Definitivum vermeiden kann und will; es wäre doch recht unangenehm, wenn Se. Maj. von solchen Dissens früher oder später Notiz zu nehmen genöthigt werden müßte. —

Ihre sonstigen dienstlichen Mietheilungen haben mich befriedigt. Ich halte die bezeichneten Basen für die Etats-Aufstellung pro 69 für richtig, soweit ich das von hier aus zu beurtheilen vermag. Sind die Resultate der letzten Volkszählung noch nicht bekannt und wann werden sie es sein? — In Betreff der neuen Ersatz-Instruction drängt sich die Frage auf, ob nicht der Reichstag resp. der Bundesrath die Prätension erheben wird, selbige Instructionen gesetzlich festzustellen? Die Grüße des Feldmarschalls, der Generale Holleben und Podbielski erwiedere ich von Herzen. Für Alles mir sonst Mitgetheilte danke ich Ihnen aufrichtigst; Oberst Kloß meine Gratulation und mein Bedauern! Möge sein Nachfolger ihm gleichen! —

Wenn Sie meine Kinder sehen, so sagen Sie gefälligst, die Mutter würde ihnen morgen ausführlich schreiben, auch über meine Gesundheit, die, da ich seit Freitag, also während 5 Nächten nicht ordentlich geschlafen, wiewohl ich täglich 5—6 Stunden im Freien war, in schlechterem Zustande ist wie je; nur der Husten ist mäßig geblieben und das Athmen geht leichter. Ich hoffe jetzt von meinem Wechsel der Oertlichkeit auch besseren Schlaf und das Aufhören der nervösen Schmerzen in der Magengegend und der damit verbundenen unbeschreiblichen Mattigkeit, die mir auch das Schreiben sehr schwer macht. Adieu, mein lieber und werther Freund!

Ihr

v. R.

Wenige Tage nachher empfand R. auch das Bedürfnis der Unterhaltung mit **Blanckenburg**. Diesem schrieb er:

Nizza, 1. Februar 1868.

Mein geliebter Moritz!

Dein freundlicher Brief vom 23. v. M. hat mich vor einigen Tagen glücklich erreicht und mir und uns viel Freude gemacht, denn so schön es hier auch sein mag, die Heimath ist es nicht! . . . .

Uebrigens hätte „Vater Roon" am 10. v. M. an dem Tage, wo er von Lyon nach Marseille reiste, hie und da auf der Rhone Schlittschuh laufen können; Schneespuren begleiteten uns bis in die nächste Nähe von Marseille, ja noch auf dem Wege von M. nach Toulon. In dieser berühmten Feste saßen wir ganz comfortable bis zum 16. sehr gut und warm, in den Mittagstunden sogar im Freien unter Palmen. Meine von dort aus versuchten Quartier-Unterhandlungen führten nirgends zu befriedigenden Resultaten, und es war leichtsinnig, am 16. von Toulon abzureisen. In Cannes war, wie in Hyères, gar kein passendes Unterkommen zu erlangen; wir scheiterten also hier in Nizza in einem etwas weniger unpassenden. In der dritten Woche hier, bin ich entschlossen, weiter zu steuern, zunächst nach Bordighera, um zu versuchen, ob ich dort vielleicht schlafen kann, was mir hier, trotz 4, 5, 6stündigem Aufenthalt in freier Luft, gehend, fahrend, sitzend, durchaus nicht gelingen will, so daß ich Schaden, statt Gewinn, an meiner Gesundheit nehme. Uebrigens wohnen wir hier, aus dem Gesichtspunkte des Natur-Vergnüglings betrachtet, unbeschreiblich schön im Hotel Suisse (ganz nahe an dem alten, hochgelegenen Schlosse). Das alte Mittel-Meer rauscht und brandet unmittelbar unter unsern Fenstern, und der Blick über die schön von Häusern,

Gärten, Felshöhen umkränzte Bai von N. ist entzückend. Die Luft ist, so lange die südliche Sonne scheint, außerordentlich schön, wenn es nicht gerade windet und staubt, was nicht selten der Fall. Die Gärten sind mit glühenden Orangen besäet, die Rosenhecken, Veilchen, Kamelien und viele unbekannte Gewächse stehen in voller Blüthenpracht u. s. w., was aber kann mir das Alles helfen, wenn ich nicht schlafen kann, und meine Nerven, statt sich zu beruhigen, immer kränker werden. Mein Asthma und mein Husten sind freilich erträglicher und dafür, sowie für das glückliche Vermeiden jedes neuen Katarrhs während der kalten Winterreise muß ich dankbar sein. Die Einsamkeit von Bordighera, ganz abgesehen von den Promenaden in dem dortigen Palmenwalde, dem größten in Europa, wird mir gut thun, während mich die hier durch 10,000 Gäste concentrirten Thorheiten beider Hemisphären und das damit verknüpfte vergnügungssüchtige Treiben so vieler reicher Bummler nicht blos aufregt, sondern geradezu erbittert. Denn Du begegnest hier allen Nichtswürdigkeiten von Paris, Baden-Baden u. s. w. Blos das Spiel ist nach dem nahen Monaco verbannt, und unter Anderem sind es auch die von dort nächtlich unter meinem Fenster vorüber heimrollenden Taugenichtse, die meinen Schlaf stören. Anna und Elisabeth sind ihre resp. Reisekatarrhe ziemlich los. Der Bräutigam der letzteren wird uns nächstens verlassen. Sie werden sich die Reise als Hochzeitsreise rechnen und daher diese moderne und m. E. unschickliche Mode nicht mitmachen.

Von Politik und Geschäften weiß und höre ich Gottlob wenig. Ich begreife und würdige Deine in dieser Beziehung fast gleich günstige Lage, und freue mich, daß sie Dir immer noch behagt. Aber Du hast einen, zwei große Vortheile vor mir voraus: Du bist gesund, und kannst in

Deinem Heim, im glücklichen Kreise der gesunden Deinigen, Nützliches wirken und schaffen, während ich zum bloßen Vegetiren verdammt bin, um — gesund zu werden —? — Alle an dieses Fragezeichen geknüpften Zweifel Dir gegenüber zu rechtfertigen, das würde mich zu weit führen; wie aber sagt der Lateiner? wenn ich nicht irre: „senectus ipse morbus“ u. s. w. — und dagegen hilft kein Faullenzen in irdischen Paradiesen.

Wenn ich heimkehrend so glücklich sein sollte, einen meinen Jahren und Verhältnissen angemessenen Grundbesitz zu erwerben ohne meine Kinder dabei zu bestehlen, so gehe ich nicht wieder auf diesen stark befahrenen südlichen Wechsel. Doch davon später!

Vorläufig bitte ich Dich, Dir ein paar neue — Büchsen anzuspendiren, wenn's nöthig, und mit Deiner lieben Th. zu E.'s Hochzeit nach Berlin zu uns zu kommen, und das darfst Du uns gar nicht abschlagen. Freilich ist's thöricht auf so lange hinaus einzuladen, weil Hochzeitvater gar nicht weiß, ob er's erlebt, aber jedermann sucht sich zu sichern, was er lebhaft begehrt. Ende Mai oder Anfang Juni sollen sie getraut werden. — Tausend Grüße an Deine Lieben und den ganzen dortigen Winkel.

Dein alter Freund u. s. w.

A. v. Roon.

Der häufige Wechsel seines Aufenthalts hatte bisher die Zeitungen und andere politische Nachrichten nur stoßweise und unregelmäßig in Roon's und der Seinigen Hände gelangen lassen. Dies änderte sich jedoch, nachdem in Bordighera ein längerer bleibender Aufenthalt genommen worden war. Die Gesellschaft traf dort — nach einem Nachtquartier in Mentone, welches flüchtig besehen wurde, während auf Mo-

naco nur im Vorbeifahren ein Blick geworfen ward —, am 5. Februar ein und erlangte im Hotel Angleterre, einige hundert Schritt vom Meere, mit prachtvoller Aussicht auf dasselbe, 1/4 Stunde von dem kleinen, enggebauten Städtchen in ländlicher Stille gelegen, einige sehr schöne, gesunde Zimmer, in denen man sich mit Vergnügen zu längerem Verbleiben einrichtete. Zwar ergaben schon die ersten Promenaden, daß die Reisehandbücher in bezug auf die Palmenwälder, welche diesem idyllischen Orte eigentümlich sein sollten, nicht unwesentlich übertrieben hatten, — denn die Palmen wurden und werden, wenn auch in besonders schönen und zahlreichen Exemplaren, dort auch nur in geschlossenen Gärten sehr sorgsam gehegt: aber eben diese Gärten (u. a. der von Roon und den Seinen sehr häufig besuchte Park eines Herrn Moreno) und auch die sonstigen Umgebungen boten doch sehr schöne Gelegenheit zu hübschen Spaziergängen und vielfachem Verweilen im Freien; und da auch das Wetter sehr günstig blieb, und die herrliche Luft täglich wärmer wurde, so konnten sie sich glücklich preisen, endlich einen ganz passenden und stillen Ruhepunkt gefunden zu haben.

Roon's Allgemeinbefinden besserte sich, wie auch seine späteren Briefe wiederholt anerkannten, in der nächsten Zeit ganz wesentlich; die Schlaflosigkeit verschwand, und mit der dauernden körperlichen Kräftigung und den jetzt regelmäßiger einlaufenden Nachrichten aus der Heimat wuchs auch seine Teilnahme für die dortigen Vorgänge wieder mehr und mehr.

Bewiesen ward dies u. a. durch seine nachstehend mitgeteilten Briefe an Hartrott:

Bordighera, 8./2. 68.

„Ich bin nun hier (Hotel d'Angleterre) seit dem 5. d. still, gemüthlich und comfortabel etablirt und denke bis incl.

d. 16. d. M. hier zu bleiben, vielleicht auch einige Tage länger, dann über Genua und Mailand mit Ende d. M. in Lugano einzutreffen und dort einige Monate zu bleiben.

Der Inhalt Ihres heutigen Schreibens hat mich in Betreff der Sanitäts-Angelegenheiten belehrt, daß meine Besorgnisse aus einer mißverständlichen Auffassung Ihrer bezüglichen Äußerung hervorgegangen sind. Ich bitte Exc. v. Pod. demgemäß aufzuklären und ihm zu sagen, daß es mir leid thue, wenn er nach meiner Auslassung angenommen haben sollte, daß ich ihm zugetraut, mir sollte eine Ueberraschung bereitet werden. Wie ich Ihnen schon früher geschrieben, habe ich gegen eine provisorische Einrichtung der beschriebenen Art nichts zu erinnern; nur ein Definitivum gegen meinen Willen würde mich dagegen gendarmiren. — Ihrer und meiner übrigen Freunde Theilnahme bin ich es schuldig hinzuzufügen, daß ich hoffe, mein hiesiger Aufenthalt werde mir gut thun und daß ich daher den dreiwöchentlichen Aufenthalt in dem geräuschvollen Nizza, vom Standpunkte des Gesundheitsjägers aus, bedaure und als eine verlorene Zeit betrachten muß. Wie schön hier die Lage unsers einsamen Wirthshauses an der Heerstraße, 200 Schritt vom Meeresufer, im Angesichte der pittoresken See und Felsenlandschaft und unter dem blauen, von warmer Sonne durchleuchteten Himmel, ist mit Worten nicht zu sagen; darauf kommt es mir auch weniger an als darauf, daß hier Alles vorhanden, wovon ich günstigen Einfluß auf die Erfüllung meines Reisezwecks erwarten darf: bequeme Wohnung, vortreffliches Bett, gute Natural-Verpflegung, immer windstille, sonnige Ruhe und Stille, angenehme Spaziergänge und daneben keine Spur von äußerer Anregung und Unterhaltung, vielmehr die allerköstlichste Langeweile. Auf dem Balkon seit 9 Uhr Morgens in der warmen Sonne zu sitzen, in's

Blau des Himmels und des Meeres zu starren, oder den Fischern zuzuschauen, oder eine leichte Lektüre vorzunehmen, oder am Strande oder unter Palmen, den Orangen- und Olivenhainen umherzuschlendern und den Duft der tausend Veilchen einzuathmen, mit denen der Rasenteppich übersäet ist, das ist so ziemlich Alles, was hier an Unterhaltung sich darbietet. Aber diese Unterhaltungs-Armuth ist es gerade, die meinen müden Nerven hoffentlich die Erholung geben wird, die ich brauche. Darum verschmähe ich natürlich, nach Florenz, Rom oder Neapel weiter zu gehen; ich will kein Amüsement, nur Ruhe und Erholung, damit ich künftig wieder arbeiten kann, ohne mich aufzuzehren. Ich schlafe hier schon besser als in Nizza, und hoffe mich darin weiter zu vervollkommnen. Was mich mitunter beißt, während ich mich hier mit Leidenschaft dem Nichtsthun hingebe, das ist die beschämende Erinnerung an die Würdigen, welche mit Preußischer Energie daheim an dem Staatswagen ziehen: an Bismarck und Podb., Sie und meine übrigen fleißigen Freunde, die mir Jahrelang so getreulich und erfolgreich geholfen haben, vornehmlich auch an meinen theuern und huldreichen Königlichen Herrn, wenn ich mir einbilde, daß Er mich in dem einen oder andern Falle vielleicht vermissen sollte. Aber das stumpfe Messer konnte ihm ja nur wenig nutzen, vielleicht, Gott gebe es, kehrt es einst mit neuer Schneidigkeit in seine Hand zurück! — —

Für heute, um meine Promenade nicht zu sehr zu beeinträchtigen, mein herzliches Lebewohl! Grüßen Sie Alle, die nach mir fragen und Ihre Frau Gemahlin, selbst wenn sie es nicht thun sollte. In aufrichtiger Ergebenheit

Ihr

R.

Bordighera, 15. 2. 68.

„In Beantwortung Ihres gefälligen Schreibens vom 10. d. M., das ich gestern erhielt, bemerke ich, daß ich der Meinung bin, die Organisation des Sanitätswesens muß überhaupt zu Stande kommen; nothwendige Verbesserungen können und werden dann nicht ausbleiben. Gegen die Modificationen, wie solche in der Allerhöchsten Cabinets-Ordre beliebt werden, mag ich daher nichts einwenden; ich bedaure jedoch lebhaft, daß der halbjährliche Dienst mit der Waffe für die jungen Mediziner nicht beliebt worden ist. Grimm's nochmalige Aeußerung zur Sache halte ich für überflüssig, da er bereits amtlich aufs deutlichste ausgesprochen, was er will —, indeß „vogue la galère!“

Wegen der Differenzen zwischen Graf Bismarck und der conservativen Partei will ich an Ersteren schreiben; aber die Sache eilt jetzt nicht, muß vielmehr künftig reparirt werden. Ich hatte durch französische Zeitungen schon Nachricht davon, natürlich entstellte. W's. desfallsiger Bericht ist nach Genua gegangen, daher noch nicht in meiner Hand; hoffentlich erhalte ich ihn heute. — — General v. Podbielski und die andern fleißigen Herrn incl. Peglow [1]) bitte ich freundlichst zu grüßen und ihnen und Allen, die es interessirt, zu sagen, daß ich in dieser wundervollen Einsamkeit das Gefühl rückkehrender Gesundheit zu spüren angefangen habe. Mit meinem Schlaf geht es merklich besser. Meine Nerven werden sich daher hoffentlich zu neuer ordnungsmäßiger Funktion gewöhnen, auch mit dem Athem geht es besser. Wäre ich nur gleich hierher gerathen! — — — —“

---

[1]) Kanzleirat und Vorsteher des Bureaus der Centralabteilung.

Über die Vorgänge in der Heimat empfing R. sodann Mitte Februar von wohlunterrichteter Seite den oben erwähnten ausführlichen vertraulichen Bericht, welcher jene Vorgänge und das erste ernste Zerwürfnis zwischen Bismarck und seinen Anhängern schildert und daher ein gewisses Interesse hat. Der wesentliche Inhalt desselben lautete:

„Vor einigen Tagen waren wieder G.'s und einige Freunde und auch die Abgeordneten von Berg-Perscheln und von Lingenthal bei uns. Letztere kamen mit rauchenden Köpfen aus der Berathung über den hannoverschen Provinzialfonds. Ich selbst war Mittwoch und gestern bei den Verhandlungen im Abgeordnetenhause zugegen und habe hier und aus den privaten Aeußerungen die traurige Ueberzeugung gewonnen, daß diese leidige Angelegenheit noch viel mehr als man erwarten konnte die große Zerfahrenheit der Parteien gezeigt und namentlich die Conservative Fraktion eigentlich gesprengt hat. Die Zeitungen haben Dir inzwischen wohl schon gemeldet, daß am 6ten d. das Kardorff'sche Amendement, welches, statt eines Fonds, der Provinz Hannover im Ordinarium des Budgets jährlich 1/2 Million Thlr. Rente für provinzielle Zwecke zuweist, mit der Majorität von 177 gegen 172 Stimmen angenommen worden ist. Mehr als die Hälfte der eigentlichen Conservativen haben auch hiergegen gestimmt, wollten vielmehr nur im Extra-Ordinarium und einmal jene Summe an Hannover bewilligen (Amendement Diest.) Dies und die Verhandlungen selbst gehen aus den Zeitungen hervor. Aber hinter den Coulissen ist viel passirt, was nur innig bedauert werden kann und was sicherlich nicht geschehen wäre oder doch nicht so schroffe Gegensätze verursacht haben würde, wenn Du oder Blanckenburg hier und Herrn von Bismarck zur Seite gewesen wärest.

Es sind, bei völlig unbefangenem Urtheil, zwei Personen, denen man die Hauptschuld beimessen muß, daß jetzt eine so völlige Entfremdung zwischen den Conservativen und Bismarck eingetreten ist: die eine ist Herr v. Bodelschwingh, der fortwährend — immer ohne hervorzutreten — geputscht hat, und die andere — Bismarck, der die Partei, welche ihm so unbegrenzt ergeben ist, so viel von ihm hält, und mit der er, wenn er sich nur herablassen wollte, sie halb so gut zu behandeln wie die National-Liberalen, Alles machen könnte —, statt dessen mit unbegreiflicher Schroffheit zu behandeln fortfuhr.

Statt ihnen einfach zu sagen, von Anfang an, und nicht erst etwas verblümt in der letzten Viertelstunde: „wir haben im Namen des Königs, und auf dessen eigentlichen Wunsch, die Zusage ertheilt: also bewilligt, oder enthaltet Euch wenigstens der Opposition!“ — statt dessen drohte er ihnen fortwährend öffentlich und durch Zwischenträger mit seiner Ungnade, brüskirte sie, indem er sagte, sie müßten mit ihm stimmen, in allen Fragen unbedingt, dazu wären sie gewählt, er würde sich sonst auf die Liberalen stützen, würde eine liberale Kreisordnung einbringen, u. s. w. — so daß er die armen Leute, welche gar nicht mehr aus und ein wußten, denen es an Führung, aber nicht an Zuflüsterungen aller Art fehlte, förmlich zur Opposition zwang, wenn sie nicht auf immer dem unauslöschlichen Hohne preisgegeben sein und die Partei als solche ruiniren wollten. Gestern warf sich nun, da es ihnen an einem geschickten und dreisten Wortführer gegenüber dem Löwen fehlt, (welcher inzwischen mit Schwerin und Lasker tuschelte), Georg Vincke zum Ritter der Conservativen auf und schwamm in einer $1\frac{1}{2}$ stündigen Rede wieder einmal so recht in der alten Art mit großem Behagen daher: kramte alles in

rücksichtslosester Weise aus, was ihm von der conservativen Seite über die Verhandlungen hinter den Coulissen aufgetragen und nicht aufgetragen war, wendete sich in schärfster Weise, bei „aller persönlichen Verehrung" u. s. w., gegen das den Conservativen und sonstigen Ministeriellen von Bismarck gestellte Anmuthen, unbedingt immer für ihn zu stimmen rc. —, ergötzte die ganze Versammlung durch seine sprudelnden Worte, naturwüchsigen Wendungen, Gebehrden rc., — aber hatte es in Folge seiner Maßlosigkeit und Indiscretion schließlich doch mit Allen verdorben — und empfing nicht weniger als 20 persönliche Entgegnungen, unter denen die des Minister-Präsidenten, der sehr erregt war, wiederum gegenseitige Ehrenerklärungen rc. nöthig machten.

So endigte die Debatte in der unerquicklichsten Art mit einer großen Verstimmung auf allen Seiten, nur — die Liberalen und besonders die Radikalen lachten sich ins Fäustchen.

Die Fortsetzung der Tragödie ist dann auf dem gestrigen großen Balle im Schlosse erfolgt, wo der König Herrn von Vincke, Diest und andere Conservative auf das Heftigste angelassen hat (von Bodelschwingh hörte ich es leider nicht), was Scenen herbeiführte, die an vergangene traurige Zeiten erinnerten. Bismarck seinerseits soll so erbittert und verärgert sein, daß er angeblich unbestimmten Urlaub beantragt hat —, was ich indessen vorläufig noch bezweifeln möchte. Andrerseits wollen viele Conservative ihre Mandate niederlegen, da sie meinen, Bismarck mache es jedenfalls allein viel besser als sie, aber sie wollten lieber gar nicht mitspielen, wenn sie gar keine selbständige Meinung mehr haben dürften; dann könnten sie wenigstens ehrliche, unabhängige Männer bleiben, die ihrer Überzeugung folgen könnten, ohne daß man sie der Widerspenstigkeit gegen den König anklagen könnte u. s. w.

Jedenfalls ist das Alles sehr beklagenswerth und schädlich für beide Theile . . . Der Übelstand, daß es an vertrauten geeigneten Mittelspersonen zwischen Bismarck und den Conservativen fehlt, ist schwer zu heben, so lange Blanckenburg und Du nicht hier; und Bismarck würde auch sonst wohlthun, seinen Ton etwas weniger hoch zu wählen; er hätte wohl einmal in die Fraktion gehen und dort vertraulich Alles abmachen können, statt ein vielleicht ungerechtfertigtes Mißtrauen gegen sich durch Drohungen noch zu vermehren. Aber es macht seit einiger Zeit den Eindruck, als könne er nirgends und von keiner Seite mehr einen Widerspruch ertragen, und der mächtige Mann ist seit etwa einem Jahre auch wohl sehr herrisch geworden, die große Last der Arbeit und des Erfolges, die auf ihm ruhen, mögen dies zum Theil erklärlich machen, aber bedauerlich bleibt es um seinetwillen und um der Sache willen. Darum hätte ich ihm gern gewünscht, er hätte besonnenen und vertrauten Rath zur Seite gehabt. Möchte doch dieser Riß keine Kluft und nicht die gute Entwicklung des politischen Lebens dadurch verhindert werden! — Am meisten haben natürlich die National-Liberalen bei dem Streite gewonnen. —"

Einige Tage später fuhr derselbe Berichterstatter fort: „. . . Heute kann ich hinzufügen, daß Bismarck's wohl schon länger gehegter Wunsch, einmal ein paar Wochen zu ruhen, durch die politischen Verstimmungen gefördert wurde: er geht also fort — und wird wiederkommen, hoffentlich nachdem er auch seine Fehler, wenigstens sich, zugegeben hat.

(Nachmittags.) Eben erfahre ich sicher, daß B. noch nicht fort ist, vorläufig Stadt-Urlaub hat, da er sich wirklich krank und sehr angegriffen fühlt. Wahrscheinlich geht er dann auch auf einige Tage nach Zimmerhausen. — Ich

will nur hoffen, daß die Depesche, welche wahrscheinlich durch alle Zeitungen der Welt gegangen ist und ihr anzeigt, daß Bismarck „unbestimmten Urlaub“ genommen hat, Dich nicht aufgeregt und beunruhigt haben wird. Dazu wäre in der That keine Veranlassung, denn die Verstimmung wird auf allen Seiten vorüber gehen und wird das Gute haben, daß die conservative Fraktion sich über ihren Standpunkt klarer, und daß Bismarck in Behandlung derselben hoffentlich fortan vorsichtiger und rücksichtsvoller sein wird.

Der König hat übrigens neulich auf dem Hofballe die Schale seines Unwillens auch über Bodelschwingh ausgegossen. Er hat all' den Herrn vorgeführt, die er darüber zur Rede stellte: „daß sie es Ihm ganz allein zu danken hätten, wenn Bismarck zum Heil des Landes sich noch einmal dazu verstanden hätte, auf seinem Posten zu bleiben.“ — „Die conservative Partei wolle allein den Staat regieren, aber das ginge nicht“ u. s. w. — Im Herrenhause werden wohl gelegentlich der Vorlage noch manche Worte gewechselt werden, zumal Heydt schwerlich besondere Anstrengungen machen wird, sie durchzubringen. Nachdem aber der König sich so persönlich engagirt hat, zweifelt man doch nicht, daß sie schließlich angenommen werden wird. — Der Landtagsschluß wird etwa den 22. oder 24. in Aussicht gestellt, die Schlußberathung über das Budget findet schon in den nächsten Tagen im Abgeordnetenhause statt. — Gestern und heute ist mir schon an hundert Male wiederholt worden, daß der leidige Streit —, den die liberale Opposition mit großer Freude zum „Conflikte“ machen möchte, sicher nicht vorgekommen wäre, wenn Du oder Blanckenburg hier gewesen wärest . . .“

Ähnlich lauteten die Nachrichten über diese Angelegenheiten, welche Roon von Blanckenburg empfing. Dieser schrieb ihm u. a. am 16. Februar aus Zimmerhausen:

„Ich wollte Dir, geliebter Mitschwieger und Onkel, schon längst für Deinen liebenswürdigen Brief vom 1. d. danken, — indeß ganz gegen meine Absicht bin ich in den neuen politischen Schwindel hineingezogen worden —, so daß ich wenigstens brieflich sehr in Anspruch genommen war . . .

Viele haben mir geschrieben, manche habe gesprochen, so daß ich glaube gut unterrichtet zu sein —, obgleich ich weder von Wagener noch von Bismarck direkt irgend etwas erfahren habe. Selbst Johanna [1]) schweigt sich völlig aus; allerdings soll es Ottos Absicht gewesen sein, hierher zu kommen. Es ist nicht geschehen, und ich bin diese Woche —, in der ich noch hätte reisen können, — ganz unnöthig hier geblieben troß vieler dringender Bitten zu kommen und zu helfen; werde also Ende der Woche auf 2 Tage nach Berlin gehen. Die Spannung scheint gewaltig gewesen zu sein. Die einfachste m. E. richtigste Auffassung der Situation hat Berg-Perscheln, ich schicke Dir deßhalb seine Briefe, da Du doch gewiß auch von dieser Seite her informirt sein willst, und Deine Ruhe wohl diese Störung wird ertragen können. Beunruhigt wird man natürlich nur —, wenn man nicht völlig klar sieht . . . Below schrieb mir gleich am Tage der Abstimmung sehr aufgeregt über Ottos Herrschsucht, die seit Deinem Abgange unerträglich geworden sei —, gar keinen Widerspruch duldend . . . Eine Menge Landräthe lassen sich noch jetzt nicht ausreden, daß Alles blinder Lärm sei, daß der „große Sarastro" diese liberale Flöte nur wegen Zollparlament spiele und heimlich sich freue, daß die conservative Opposition ihm seine Stellung Deutschland gegenüber erleichtere!! —?

---

[1]) Die Gräfin Bismarck.

Mir scheint, daß beide Theile verhängnißvolle Fehler gemacht haben. Die Conservativen haben sich durch Bodelschwingh einfangen lassen, haben sich selbst in solche Rage gesprochen und fractionirt, daß kein Bitten mehr half. Der Lange hat anfänglich Viele sehr verletzt und zur unrechten Zeit bei Seite stehen lassen, mit den Nationalen coquettirend. Das böse Blut ist dadurch immer höher gestiegen und hat zuletzt Alles schwindlig gemacht. Jetzt arbeitet Wagener in den boshaftesten Ausdrücken gegen Bodelschwingh, Brauchitsch 2c.: „sie haben sich einen alten Fuchs zum Heerführer gewählt.“ — Indessen was nutzt die Zergliederung der Entstehung des Zwistes! Ich bin in großer Sorge, daß noch mehr Übereilungen geschehen. Mit einer wirklich liberalen Majorität kann Bismarck noch viel weniger Deutschland regieren —, das nimmt ein trauriges Ende. Die hart gerittenen, jetzt allerdings durchgehenden Junker wieder weichmäulig zu machen, ist geradezu eine Kleinigkeit, — aber freilich mit solchen Mitteln geht es nicht, die jetzt angewandt werden; z. B. er soll Niemand sprechen wollen, bevor nicht Bodelschwingh aus dem Vorstande vertrieben ist. Das geschieht sicherlich, — aber doch erst wenn der Zeitpunkt da ist. Es geht doch jetzt nicht so Knall und Fall . . . Neue Parthei bilden! Ja wo ist die? — —

Hier ist unbegreiflich schauderhaftes Wetter; ach, wie mag es nur schön sein im Palmenhain! Möchtest Du doch nur so gestärkt wieder kommen, daß wir Alle in Freude und Liebe uns wiedersehen zur Hochzeit! Die Einladung wird angenommen — — —

Euer treuer Moritz.

Aus den oben erwähnten Briefen des Herrn von Berg an Blanckenburg geht hervor, daß dieser mit einigen andern

Konservativen in der Sache des hannoverschen Provinzialfonds von Anfang an auf Bismarck's Seite stand: „Die Sache ist prinzipiell richtig, sie bahnt den Weg zur provinziellen Selbständigkeit an; sie ist politisch nöthig und kommt finanziell ziemlich auf dasselbe heraus, als wenn man die betreffenden Posten auf das Budget übernähme. Dennoch dieser äußerste Widerstand der Conservativen und Vincke's ... — Mich hat derselbe, wie einmal meine Natur ist, — nicht anders gestimmt; und die jedesmal drei Abendstunden dauernden Commissions-Sitzungen (in denen Bismarck schweißtriefend sein Mögliches dafür that) haben mich auch nicht erschüttert. . .

Aber was ist das doch für ein Jammer, die Liberalen nun auf seiner Seite, — wie gerne möchte ich heraus; ich würde Sie beneiden, wenn ich Sie nicht noch viel mehr vermißte. . .

... Der ganze biedere Junker macht mit Enthusiasmus die Attacke Bodelschwingh contra Bismarck mit, welche mit einem wahrhaft empörenden Ausfall von Vincke, wie ein Theatercoup mit einem Knalleffekt endet, so daß Bismarck auf Urlaub geht, die conservative Partei aber nach meiner Empfindung auf dem Rücken liegt, mit den Beinen nach oben, in ihrer Mehrzahl, ohne zu wissen, was sie will, und ohne zu können, was sie soll! — — —

Daß es mal zu einem prinzipiellen Zusammenstoß zwischen B. und uns kommen würde, habe ich lange erwartet und nicht gefürchtet; daß diese (unpassende) Gelegenheit aber ergriffen und in dieser (verletzenden) Form ausgebeutet wurde, ist für einsichtige Patrioten ein großer Schmerz. — Es war leicht zu vermeiden, und Bismarck trägt eine große Schuld, daß es nicht vermieden. Ein freundlich Wort an den Junker: „Kinder, ich bin engagirt, laßt mich nicht sitzen" — und aller Sturm wäre wie eine Seifenblase geworden; sein Wesen im

Allgemeinen zu uns ist aber im Gegentheil wirklich provozirend und schwer zu ertragen; und daß der Junker es nicht ertragen kann, ist dessen gute Seite! — —

Der König ist böse und rüffelt alles, was ihm vorkommt, ganz gleichviel ob Unschuldige oder Schuldige; dabei hat er einen sonderbaren Treffer, indem er z. B. B.-Huc u. Ujest erklärt hat, sie wären an Allem Schuld, da ihre Aussonderung die erste Veranlassung gewesen, die conservative Partei zu zerbröckeln. — Und das Land? — dem ist, so viel ich es kenne, Bismarck tausendmal mehr werth als zwei bis drei Provinzialfonds. — —

Gedroh't hat Bismarck übrigens mit der liberalen Kreisordnung nicht, sondern nur die unausbleibliche Consequenz mit seiner gewohnten Offenheit bezeichnet. — Noch einmal: wären Sie hier gewesen! — dies Alles wäre nicht geschehen — — Gott befohlen, lieber Blanckenburg!

Stets Ihr Freund

v. Berg.

Wie Roon von weitem die Sachen beurteilte, das ergiebt sich aus den nachstehenden Äußerungen seines Briefes vom 25. Februar (aus Bordighera):[1])

„... Ueber Politik und Conflikt möchte ich am liebsten gar nichts schreiben, nachdem ich auf Grund des am 9. mir gesandten vertraulichen Berichtes am 19. an Graf Bismarck geschrieben, um ihm mein Bedauern auszusprechen, daß die Dinge so verlaufen sind u. s. w. Die stenographischen Berichte, welche mir verheißen sind, können wahrscheinlich an meiner Auffassung der Dinge nichts ändern: Bismarck kann unmöglich Alles selbst thun. Die nothwendig gewordene Organisation oder Reorganisation der conservativen Partei

[1]) An seinen ältesten Sohn (den Herausgeber).

ist rite Sache des Ministers des Innern, und weder Bismarck, noch ich, noch Blanckenburg oder sonst jemand hat dazu den amtlichen Beruf. Ist der dazu allein Berufene dazu nicht geneigt oder geeignet, so fehlt ihm etwas Unentbehrliches für sein Amt und die daraus sich ergebende Folgerung mag man ziehen und darnach verfahren. Was durch Bismarck's Verhalten gegen die Conservativen, durch meine oder Blanckenburg's Abwesenheit an heilsamer Einwirkung etwa unterblieben ist: daraus kann man auch für Bismarck kaum einen wohlbegründeten Vorwurf ableiten. Wenn man, wie ich, ganz sicher weiß, wie Ungeheures B. zu leisten hat und auch leistet, so kann man ihn billigerweise nicht schelten, daß er nicht auch noch mehr leistet und für seines Kollegen Versäumniß oder Unfähigkeit eintritt. Der allein gegen ihn zu begründende Vorwurf würde vielmehr nur darin bestehen, wenn man mit Grund behaupten könnte, daß er nicht Alles was möglich gethan, um sich wirksamere Gehülfen zu verschaffen, und vielleicht kann man dies; aber ich, der ich die betreffenden persönlichen Beziehungen trotz meiner Entfernung, vielleicht besser und richtiger beurtheilen kann, als sonst jemand, vermag doch kaum eine solche Behauptung mit voller Bestimmtheit auszusprechen. Uebrigens wird der Bruch heilen, denn er muß heilen; wir können uns auf keine andere Parthei in der Hauptsache stützen, aber die Parthei muß endlich begreifen, daß ihre heutigen Auffassungen und Aufgaben wesentlich andere sein müssen, als zur Zeit des Konflikts; sie muß eine Parthei des conservativen Fortschritts sein und werden und die Rolle des Hemmschuh's aufgeben, so wesentlich und nothwendig solche zur Zeit der Uebermacht des demokratischen Fortschritts und der damit angedrohten demagogischen Ueberstürzung auch sein mochte und in der That gewesen ist. Dies sind in nuce meine Gedanken über diese

neueste Situation; natürlich sind sie nur für die allervertrautesten Kreise zur Mittheilung geeignet. . . ."

Näher noch erläuterte Roon obiges später in seiner Antwort an Blanckenburg auf dessen (oben mitgeteilten) Brief vom 10. Februar:

Lugano, 25. 3. 68.

„Was ich Dir auf Deine Briefe etwa zu antworten gehabt, ist entweder sehr altbacken geworden, oder ich habe es Dir schon früher geschrieben. Ich hoffe, daß der Conflikt zwischen „dem großen Zauberer" und den Conservativen nunmehr im Heilen begriffen und daß das Wiederaufbrechen der Wunde von beiden Seiten mit gleicher Sorgfalt wird vermieden werden. Auch ich bin der Ansicht, daß Bodelschwingh die Hauptschuld daran trägt und habe merkwürdiger Weise dafür hier in Lugano eine überraschende Bestätigung gefunden. Wie — davon später. Auch ist mir mitgetheilt worden, er habe sich zur Rechtfertigung seiner Haltung auf Aeußerungen von mir berufen, die indeß, da ich Berlin bereits am 30./12. v. J. verlassen, für die Situation im Februar d. J. unmöglich als maßgebend betrachtet werden konnten. Das Wahre daran besteht übrigens nur in der meinerseits gegen ihn ausgesprochenen Meinung, daß eine Minderung oder Beanstandung des hannoverschen Provinzialfonds in von der Heydt's Kram passen würde. Was ich Bismarck über den Conflikt unter dem 19./2. geschrieben habe[1]), halte ich auch heute noch für allein richtig. Er hat versäumt, die Conservativen als Regierungs-Parthei zu organisiren, weil er dies in seiner genialen Art, die Andern entweder zu viel oder zu wenig Verständniß zugetraut, für überflüssig gehalten, vornehmlich aber weil er nicht die Zeit dazu gefunden und es nicht der Mühe werth

[1]) Dieser Brief scheint verloren gegangen, ist wenigstens bisher nicht aufgefunden.

gehalten. Er hat auch faktisch gar nicht die Zeit dazu gehabt; es war wesentlich die Aufgabe des Ministers des Innern, der dazu, aus Mangel an Ernst und Vertrauen bei der Parthei, aber freilich ganz ungeeignet erscheint.

Möchte er daher lieber Oberpräsident irgendwo werden oder Gesandter, und die Schwierigkeit, einen dem Könige genehmen Nachfolger zu finden, dadurch behoben werden, daß Bismarck mit dem Minister-Präsidium das Ministerium des Innern verbindet, während das Aeußere irgend einer Marionette B.'s anvertraut würde. Ein solches Arrangement hat freilich auch seine ernsten Bedenken, allein ich weiß kein besseres, da der König das Innere keinem quasi Unbekannten übergeben wird, und unter den ihm näher bekannten keine Persönlichkeit zu finden ist, die die Arche Noah gründlich zu säubern und tüchtig zu gängeln verstände.

Natürlich hat mir unser Freund nicht darauf geantwartet, was mich nur in soweit verdrießt, als auch nichts darauf geschehen ist. — —

Eine Aeußerung Deines letzten Briefes hat mich frappirt als Wiederhall meiner eigenen Empfindung: Die alten Partheien sind in der Auflösung, und das ist ganz natürlich, denn die alten Partheizwecke und Kampfziele sind, — so berechtigt sie auch ferner sein mögen —, augenblicklich nicht opportun oder doch nicht so ausschließlich opportun als früher.

Mit den neuen Aufgaben unserer inneren und äußeren Politik sind auch neue Ziele in den Vordergrund getreten, die nicht identisch mit den alten sind. Wird daher auch Niemand behaupten wollen, daß der Kampf um „parlamentarisches“ oder „Königliches Regiment“ für alle Zeiten entschieden sei, so ist doch unverkennbar, daß diese Frage jetzt nicht hell brennt; daß also auch die alten, um dieser Frage willen hoch gehaltenen Parteifarben und Fahnen für die

Situation nicht passen. Die Conservativen, die dies nicht fassen, wie der einarmige A. u. Andere, sind daher auch für die bevorstehenden Evolutionen nicht geschickt und nicht geschult, um deswillen aber gewiß auch nicht berechtigt, sich allein für die richtigen Königsfreunde zu halten und zu preisen. Aus diesem Lager so Viele als möglich in das des konservativen Fortschritts hinüber zu ziehen und zu verständigen: das halte ich für die Aufgabe einer neuen Parthei-Organisation, für die Bismarck bisher nichts, ja weniger als nichts gethan hat, und für die Eulenburg aus moralischer Unfähigkeit nichts thun konnte. Aber — genug hiervon!

Mir geht es leider seit c. 14 Tagen wieder nicht gut. Ich bin zu früh von Bordighera abgerückt und habe mir aus Mailand einen ziemlichen Katarrh mit hierher gebracht, wo die Temperatur doch noch sehr frühlingsmäßig wechselnd ist, hoffe mich aber in den 5, 6 Wochen, die ich hier noch zubringen möchte, wieder ganz zu retabliren. Für mein Gesammtbefinden ist gleichwohl dieser Rückschlag sehr nachtheilig. Ich will natürlich erst nach den strengen Herrn in Berlin eintreffen; die Hochzeit meiner Tochter E. wird daher auch nicht vor Anfang Juni stattfinden können.

Wir leben hier im Hause viel mit einer Frau v. Vincke, Wittwe des Landraths V. in Hamm, des Bruders von Georg V—, die uns leider nächstens verläßt, um die Ostern in Rom zuzubringen! sonst herrscht England vor. Wir aber — Mutter A. mit eingeschlossen — lernen italiänisch bei einem hiesigen Professor, Mazzinistischer Farbe. Bis jetzt natürlich wird die Politik nicht berührt. Was ich aber hier und früher in Bordighera, Genua und Mailand über italiänische Zustände erfuhr, hat mir die Möglichkeit, auch ein Mazzinist zu werden, nahe gelegt, vorausgesetzt, daß ich vorher in einen Italiäner verwandelt worden wäre. — —

Zum Schluß noch Eins, damit Dich dieser Brief möglichst vollständig in das Fühlen und Denken versetzt, das mich jetzt beherrscht. Niemand kann ohne Weiteres aus seiner alten Haut fahren. Daher habe ich den altgewohnten politischen und Familien-Interessen Worte gegeben, abgesehen davon, daß sie uns gemeinsam angehören. Weder diese noch jene bilden jedoch den Grundton meines jetzigen Daseins. Derselbe ist vielmehr in der durch den Mangel laufender Geschäfte möglich gewordenen Beschaulichkeit zu finden, die mich mehr der Vergangenheit und Zukunft als der Gegenwart zuzuwenden mich bewogen findet.

Mir ist sehr abendlich zu Sinne. Die Sehnsucht nach Ruhe erfüllt alle Tiefen meines Herzens und erhält in der Müdigkeit des alten kranken Leibes täglich, stündlich neue Anlässe und Verstärkung. So schlafen gehen wie Freund Perthes, — ja wer das erst fertig gebracht hätte! Das ist das Eine, das Erste, was Noth thut. Aber neben diesem ungewissen Blick in den dunkeln Spiegel der Zukunft, ist die Rückschau in die Vergangenheit mit allen ihren Sünden, Verkehrtheiten, Unterlassungen und Uebereilungen gewiß nicht sehr erquicklich. Nicht daß ich mich in asketischer Qual darum abkümmerte, — dazu ist meine Natur nicht angelegt —, aber wie viel Zerrbilder, die man einst für Meisterstücke zu halten geneigt war! Wäre ich körperlich rüstiger, ich würde mich versucht fühlen, die Dinge so aufzuzeichnen und darzustellen, wie ich sie einst sah und wie ich sie jetzt sehe. Freilich aber — wer schützte mich dabei vor neuen Mißverständnissen und Irrthümern? Wie viel würde dabei an neuen Selbsttäuschungen mit unterlaufen? Ja! — „Alles Wissen ist Stückwerk!" — auch das vom eigenen Denken und Leben. — —

Nennst Du das Grillenfängerei, Folgen meines jetzigen Müssigganges? Wohlan! Wisse aber, daß mir solche Grillen

heilsam sind. Wiewohl mein tägliches Begehren nach Fleisch und Wein meine geringe Natur-Anlage zum Anachoreten bezeugt, so verstehe ich doch jetzt lebendig, warum die ehrwürdigen alten (oder auch jungen) Herrn sich in die Wüste und ihre Einsamkeit periodisch zurückzogen. Es ist dem inwendigen Menschen nichts gesunder, als solch ein einsames contemplatives Daheim, was dem armen gehetzten Menschen erlaubt, sich einmal ordentlich zu besinnen. Insofern bin ich zufrieden mit meinem Exil. Soll ich es aber, wie die Leute meinen, wie einen Anlauf zu neuen Sprüngen, zum Wiederkneten des Schlammes der alten Heerstraße ansehen, dann will es mir gar wenig gefallen, denn der etwa wiedergewonnene Athem wird schnell genug wieder verloren gehen, und die immerhin nicht schmerzlose Amputation von Amt und Stellung muß von Neuem vorgenommen werden. Es ist aber müßig, darüber zu klagen, da man nicht weiß, wie bald vielleicht dieser ganze Erdentraum verrauscht sein wird.

Ich vergesse jedoch, daß ich mehr Zeit zum Plaudern habe als Du zum Hören. Verzeih! — Wüßte ich, daß Du in Berlin, so würde ich bitten unsere Kinder und Bismarck zu grüßen.

Seid indeß allesammt Gott befohlen!

Dein getreuer A. v. R.

Aus den nachstehenden Mitteilungen an Hartrott ist indessen ersichtlich, wie eingehend Roon sich trotzdem wieder um die Angelegenheiten seines Ressorts kümmerte.

Lugano, 6. April. 68.

„Nachdem ich die mir mit dem gefälligen Schreiben vom 31. d. M. angekündigten Schriftstücke gestern erhalten habe, verfehle ich nicht, mich darüber wie folgt zu äußern:

1. Die mir zur Contras. übersandten A. C. O. erfolgen anbei zurück.

2. Ebenso die mir zur Orientirung übersandte Denkschrift zur Motivirung der Ersatz-Instruction für den Norddeutschen Bund, nachdem ich mit Interesse Kenntniß davon genommen.

3. In Betreff des zu fordernden Extraordinariums für Festungsbauten vermag ich zwar den dawider geltend gemachten politischen Erwägungen des Herrn Bundeskanzlers meine Anerkennung nicht zu versagen; ich halte es indessen gleichfalls von prinzipieller Bedeutung, daß diejenigen militärischen Bedürfnisse, deren Befriedigung bei Abmessung des Pauschal-Betrages von 225 Thlr. pro Kopf nicht mit in Ansatz gebracht werden konnte, wenigstens theoretisch als berechtigt angesehen werden. Es kommt daher weniger auf die Höhe des zu bewilligenden Extraordinariums an, sondern zunächst nur darauf, daß ein solches überhaupt gefordert und bewilligt wird. Es ist dem Herrn Bundeskanzler klar zu machen, daß bei Feststellung des Pauschales die extraordinären Bau-Bedürfnisse a priori ebenso wenig veranschlagt werden konnten, als die durch ungewöhnliche Vorkommnisse herbeigeführten Überschreitungen des Ordinariums. Hätte dies geschehen sollen, so würde man genöthigt gewesen sein, die Pausch-Summe erheblich höher zu greifen.

4. Was speziell den Etat von 67 anbelangt, so wird der Herr Finanz-Minister für das 1. Semester um so mehr für die Überschreitung aufkommen müssen, als es sich dabei nicht um ein Pauschal handelt, ich ein solches vielmehr öffentlich und ausdrücklich abgelehnt habe.

5. Hinsichtlich der in Ihrer Nachschrift gemachten Mittheilungen über die Conferenzen, die in Betreff der Naturalien-

Überschreitungen pro 68 stattgefunden haben: so vermag ich der von dem Herrn Bundeskanzler geltend gemachten Behauptung, daß bei der Pauschal-Wirthschaft Etats-Überschreitungen „absolut unzulässig" seien, keineswegs unbedingt beizupflichten; noch weniger daß, wenn sie dennoch unvermeidlich schienen, rechtzeitig Arrangements getroffen werden könnten, um sie zu verhüten. Daß dergleichen zu ergreifen, soweit es geschehen kann ohne die Tüchtigkeit der Armee zu schädigen, will ich damit nicht verneinen; daß sie aber auch ergriffen werden müßte, selbst wenn die Armee dadurch in ihrer Schlagfertigkeit geschädigt wird, muß ich aufs bestimmteste verneinen; wenigstens würde ich dafür die Verantwortlichkeit nicht zu übernehmen vermögen. Auch kann ich für die Entscheidung darüber, ob die Armee dabei Schaden nimmt oder nicht, nur Se. Majestät, aber keinen Dritten für competent erachten. Ich bin gewiß der letzte, der Graf Bismarck Schwierigkeiten bereiten will und habe ganz und gar nichts dagegen, daß er die Unzulänglichkeit der disponiblen Mittel den mangelhaften Dispositionen des Kriegsministers zuschreibt und sich einen verständigen Mann dafür sucht. Dies könnte gewiß viel leichter und mit viel geringerem Schaden geschehen, als wenn er wegen der unzureichenden Einsicht eines Collegen sich zurückziehen wollte.

Dies wollen Sie Exc. v. Podbielski als meine (vorbehaltlich näherer Information und daraus abzuleitender Berichtigung) wohl erwogene Ansicht gefälligst mittheilen; ich kann es nicht rühmen, daß Graf Bismarck so häufig von der Drohung „die Geschäfte nicht weiter fortführen zu können oder zu wollen" Gebrauch macht — —".

Daß diese Reibungen mit dem Bundeskanzler oder eigentlich mit der von diesem vertretenen Finanzverwaltung Roon mit Sorge erfüllte, ergiebt sich auch aus vertraulichen

Mitteilungen an Blanckenburg aus denselben Tagen, in denen es heißt:

Lugano, 7. April 68.

„. . . ich habe meinem neulichen Schreiben wenig hinzuzufügen. Meine Kräfte scheinen zuzunehmen, aber ich bin doch noch sehr weit ab von der normalen Leistungsfähigkeit meines Amtes. Dabei machen mir die Nachrichten, die ich von meinem Stellvertreter erhalte, über Bismarck's zu meinem Ressort als Bundeskanzler eingenommene Stellung ernstliche Sorgen. Einen Bruch mit ihm würde ich — und zwar nicht etwa blos in Bezug auf meine Person — als einen schweren Schlag empfinden, aber ich halte einen solchen Bruch unter gewissen Umständen für unvermeidlich. Ich höre, daß B. jetzt wesentlich von von der Heydt beeinflußt werden soll in gewissen Fragen und besorge, daß ihm das bessere Allianzen kosten könnte. Gleichwohl kann ich mich für jetzt nicht für vollkommen informirt erachten und muß Weiteres abwarten! — Gott mit Dir und den Deinen!"

In einem ferneren Briefe an Hartrott (Lugano 11. 4.) beschwert Roon sich sehr über ungünstiges Wetter und fügt hinzu: „Da ich mir eine Erkältung bis jetzt nicht zugezogen, so klage ich nicht, da meinen Nerven das kühlere Wetter heilsam ist. Im Ganzen genommen werdet Ihr indessen nur einen pfuscherhaft geflickten alten Minister wieder bekommen, der — soll er noch etwas vorhalten — wird sehr faul sein müssen. Alles wie Gott will! wir können nichts thun." — —

(14/4. 68). „Wichtig, sehr wichtig ist mir der prinzipielle Gegensatz, in welchem ich mich nicht nur mit dem Herrn Finanz-Minister, sondern auch mit dem Herrn Bundes-Kanzler befinde, wenn diese behaupten, die Pausch-Summe

solle auch jederzeit das Extraordinarium decken. Das ist meiner bei Aufstellung der Pausch-Summe gehegten Erwartung und ausgesprochenen Ansicht schnurstracks zuwider. Der Etat kann zwar innerhalb der Summe, — d. h. soweit diese dazu ausreicht —, außer dem Ordinarium, d. h. außer den fortlaufenden oder dauernden Ausgaben —, ein Extraordinarium enthalten, was aber dann als Beweis der sparsamen Verwaltung zu gelten hat; daß aber einmalige Ausgaben sich als unvermeidlich ergeben können, auf welche bei Normirung der Pausch-Summe nicht gerücksichtigt werden konnte, das, dächte ich, wäre von selbst klar, und das möchte ich durch Beantragung, resp. Bewilligung gleichviel welcher Summe über den balancirenden regelmäßigen Etat hinaus anerkannt wissen. Wenn dazu die mir gegenüberstehenden Herrn, — wie bei den geforderten Festungsbaugeldern —, die Zustimmung verweigern, so kann der Kriegsminister die daraus erwachsende Verantwortlichkeit nicht tragen, wie mir scheint. Der Effectivbestand der Truppen kann nur bei der Garde z. B. ohne Schaden verringert werden, wozu Se. Majestät die Bewilligung wohl niemals geben werden; die Zahl der Truppentheile zu verringern, hieße unsere ganze Organisation über den Haufen werfen, und Wesentliches daran zu ändern, würde nur bei einer allgemeinen europäischen Entwaffnung geschehen dürfen, welche indessen wohl immer ein frommer oder unfrommer Wunsch bleiben wird, so breit die Zeitungen und popularitätsbedürftige Staatsmänner darüber sprechen mögen. Daß der Herr Bundeskanzler nicht an Se. Majestät über den Militär-Etat berichtet hat, wundert Sie, mein lieber Hartrott, mich nicht. — — —

Ihr

v. R.

Einige Tage später führte die Antwort Blanckenburg's auf Roon's oben mitgeteilten Briefe von Ende März und Anfang April wieder auf das parlamentarisch-politische Gebiet zurück. Blanckenburg schrieb ihm nämlich:

Berlin, den 23. April 68.

„Mein geliebter Onkel Albert! Längst schon schreibe ich in Gedanken an Dich und finde nicht die Muße. Jetzt drängt die Zeit, Dir doch wenigstens eine Skizze zu geben von den hiesigen Zuständen. Möchte es Dich veranlassen, Deine Rückkehr nicht unnöthig zu verzögern. — —

Parlamentarisches Regiment — oder Königliches: da haben wir gestern wieder diese Fahne flattern lassen (im Reichstage) unter Bismarck's entschiedenster Führung — haben aber eine gründliche Schlappe erlitten. Beim Bundesschuldengesetz hatten die Nationalliberalen wieder den § 17 eingebracht, der dem Reichstag ein direktes Klagerecht gegen die qu. Beamten und gegen den Kanzler indirekt (theils auch direkt) gab! Bismarck hatte diese Sache erkannt und in den Bericht (ich war Berichterstatter) die deutlichste und klarste einstimmigste Erklärung aller Regierungen niedergelegt, daß hier die Grenze sei aller Concessionen. Die Nationalen nahmen den Handschuh auf und traten in schärfster Weise (Twesten, Lasker) für parlamentarisches Regiment ein, — juristische Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers 2c. —, verhöhnten ihn als „Großvezier" und gewannen mit einigen Stimmen die Schlacht. Die Freien (=Conservativen) und Altliberalen hielten treu mit uns zusammen. Folge: Sofortiges Zurückziehen des Gesetzes! Folge davon: also kein Anlehen — kein Flottenbau — oder Beschaffung der Gelder durch den Etat. Der Bruch der Freundschaft mit den Nationalen ist der segensreichste Theil

dieser Affaire. Ich dachte, sie würden klüger sein wie meine Freunde aus dem Abgeordnetenhause —, sind aber ebenso kurzsichtig, incl. Miquel, Braun, Bennigsen! Na, wohl bekomme es! — Also so gehen wir ins Zoll-Parlament! Die Verstimmung unter Deinen Kollegen gegen Bismarck ist nicht gering — natürlich wegen Eingriffe in die Ressorts. Die Verstimmung der Conservativen ist keineswegs beseitigt, nur verkleistert. — Deine Bedenken gegen Bismarck wegen Deines Ressorts scheinen mir nicht gegründet zu sein. B. macht nur Front dagegen, daß Dein Stellvertreter mehr verlangt als den eisernen Etat, und daß er ein bedeutendes Defizit aus älterer Zeit haben soll. B. klagt, daß dort jetzt von Staats-Rücksichten gar keine Rede mehr wäre, nur Ressort-Patriotismus, der Alles als feindliches Gebiet betrachtet, was nicht für's Militair gegeben wird. Bismarck schmachtet nach Dir! Wenn die Sache so läge, was ich ja gar nicht beurtheilen kann, so wäre dies allerdings sehr bedauerlich und könnte nichts Uebleres geschehen, als wenn jetzt vor diesem Reichstag schon wieder der Militär-Etat mit Extraordinarien gefuttert werden müßte.

Ferner, — glaube ich —, sind die Kriegswolken keineswegs im Abziehen. Bismarck's Lage ist daher nicht beneidenswerth. Natürlich ist in der Hauptsache, das Ministerium des Innern betreffend, nichts geschehen.

Die Verstimmung in den neuen Landestheilen ist entschieden im Zunehmen und wird auch noch im Reichstage bei Gewerbeordnung und Steuergesetzen zu Tage treten —, ich hörte in den Commissionen wunderbare Dinge. Also — bist Du in der Lage, dann verzögere die Heimkehr nicht! — — —

Nun will ich diesen skizzenhaften ungenügenden Brief abgehen lassen. Unerwähnt will ich nicht lassen, daß, wenn

Wagener nicht Costenoble's Stelle bekommt, es sehr leicht sein kann, daß er seinen Abschied nimmt. Aber was ist zu machen; wenn der König W. nicht will —, dann will er nicht. — Wohl ist Bismarck allermeist auch ruhig und anscheinend sicher in dem, was zu thun ist —, indeß ich habe schon oft erfahren, daß die Situationen schwerer sind, als man sich das zuerst vorstellt.

Gott sei mit Dir und geleite Dich glücklich ins Vaterland, das Deiner noch offenbar bedarf.

Dein

Moritz.

Zu der Zeit, als Roon obigen Brief emfing, hatte er die Heimkehr in der That schon ernstlich ins Auge fassen können, denn seine Gesundheit hatte sich in den letzten Wochen sehr gekräftigt, und die Nachrichten aus Deutschland, wo schon sehr günstiges, teils sogar warmes Frühlingswetter herrschte, ließen die Rückreise auch nicht mehr als zu gewagt erscheinen. Übrigens fühlte er sich in Lugano ganz besonders befriedigt durch die stille und behagliche Existenz in dem wohl eingerichteten Hotel du Parc. Die Tageseinteilung war dieselbe wie in Bordighera, das tägliche Leben „angenehm und einförmig“ — mit möglichst viel Bewegung in der freien Luft. Schon Anfang April hatte Frau von Roon berichten können, daß der „hustenlose Zustand“ von Bordighera (nach Überwindung des durch die zu frühe Übersiedelung nach Lugano — schon Mitte März — entstandenen Katarrhs) wieder eingetreten sei; „besonders hat sich die Atemnot fast ganz verloren; er marschiert seine zwei Stunden hintereinander ohne die geringste Beschwerde; das Steigen wird zwar möglichst vermieden, doch ist dies in einem Gebirgslande nicht immer ganz zu vermeiden, und es geht, wenn

auch langsam und mit Vorsicht, doch leicht und ohne Husten oder zu große Ermüdung."

Inzwischen war auch der Briefwechsel betreffend die heimischen Dienstangelegenheiten im Gange geblieben. Am 27. April schrieb R. mit Bezug darauf an Hartrott:

„Anbei remittire ich die mir mit dem gefälligen Schreiben vom 19. d. übersandten neuen Vorschläge des Herrn Bundeskanzlers in Betreff Einsetzung einer Bundes-Revisionsbehörde für das Rechnungswesen, indem ich mich freue, wesentliche Ausstellungen dagegen meinerseits nicht erheben zu können. Bei der Dringlichkeit der Angelegenheit wird dieselbe indes inzwischen wohl die Ministerial-Instanz passirt haben. Daß der Entwurf indessen im Reichstage unamendirt bleiben sollte, glaube ich nicht, nachdem die Majorität neuerdings wieder auf die alten Schliche gekommen zu sein scheint, auf denen uns das Abgeordnetenhaus früher so viele Ungelegenheiten bereitete. Man muß, — und ich hoffe man wird auch —, allen solchen Velleitäten die Stirn bieten. Lieber ein Geschwür an einem Bein, als einbeinig durch die Welt hinken; das Geschwür kann kurirt werden, wie es schon einmal geschah. —

Sehr gespannt bin ich auf die Schlichtung der beiden wichtigen Streitpunkte mit dem Herrn Finanzminister. Sollte sich das Staatsministerium per majora auf Seiten des letzteren gestellt haben, so würde ich auf die Entscheidung Seiner Majestät dringen und hoffen, daß mein Herr Stellvertreter demgemäß das Erforderliche zu veranlassen gewußt hat, ich habe indeß Grund zu glauben, daß schon das Staatsministerium, in seiner Sitzung vom 20ten, sich unsrer Interessen angenommen haben wird, wenigstens rechne ich auf Graf Bismarck dabei. — —"

Den 3. Mai „...... Ich finde das Dekret wegen der Etats-Aufstellung (welches Sie mir zur Kenntniß sandten) den Verhältnissen angemessen; und was das Fallenlassen eines besonderen Extraordinariums anbelangt, so bedauere ich das zwar lebhaft, glaube aber mit Ihnen, daß die Wahrung der prinzipiellen Berechtigung bei der Etatsberathung in gewissem Grade möglich sein wird und jedenfalls versucht werden muß. — Bei den commissarischen Verhandlungen über die Differenzen mit dem Finanzminister mahne ich dringend zur Vorsicht und zur strengen Festhaltung unseres Standpunktes, Geh. Rath M. ist ein sehr gewandter und verschlagener Mann, und W. ist noch gefährlicher. — —"

In der zweiten Hälfte des Aprils blieb Roon's Befinden unverändert günstig, so daß beschlossen werden konnte, Anfang Mai in kleinen Tagereisen über Bellagio am Comersee, Venedig, den Brenner, Innsbruck u. s. w. nach Berlin zurückzukehren. Vorher empfing Roon noch in Lugano sehr zahlreiche Glückwünsche zu seinem Geburtstag (30. April), unter denen eine Adresse der gesamten konservativen Fraktion des Reichstages, der er „in jeder Richtung ein treuer Förderer gewesen sei", besonders erwähnt werden möge. Sehr hoch erfreut wurde er auch einige Tage später durch das nachstehende eigenhändige Schreiben seines gnädigen Königs:

Berlin, 1. 5. 68.

„Wenn auch spät, so doch nicht minder aufrichtig, sollen Ihnen diese Zeilen meinen Dank für Ihre und der Ihrigen lieben Wünsche zu meinem Geburtstage überbringen.

Der Eintritt in die 72 mahnt sehr an den allgemeinen Rückzug und wird ein solcher Tag daher immer ernster, wenngleich dankbare Freude ihm nicht fehlte! Ihre Aeußerungen damals über sich selbst, waren mir nicht sehr an-

genehm, dagegen war mir aus demselben Grunde Ihr gleich darauf eingehendes Gesuch um Verlängerung des Urlaubs für Sie, — wenn auch nicht für mich —, sehr angenehm, da ich Ihnen schon bei'm Abschiede sagte, daß Sie ja nicht vor Ende Mai zurückkehren mögten. Und da wir so unglaublich schlechtes Frühjahr haben, so fürchte ich, daß selbst Ende Mai Sie hier mehr als wie italienischen Dezember finden werden.

Sie werden wissen, daß wir in Norddeutschland nicht die erwarteten 30 sondern nur 29 Millionen Einwohner gefunden haben, also die Armée um so viel schwächer ist und dadurch die gewissen 225 Thlr. sich auch minderten und zu einigen Réductionen nöthigten, um das Budget zu balanciren; und wenn es auch nur sehr vereinzelte Leute und Pferde trifft, so macht das doch bei der Größe der Armée ein Erkleckliches. Das Beste dabei ist, daß man das Ganze für eine Désarmirung hält und die — — Papiere steigen machte!! Der Abstrich in der Marine wegen des Kammer-Beschlusses und demnächstigen Rückziehung des Anleihe p. p.-Gesetzes, ist viel empfindlicher!

Indem ich mich Ihrer Gemahlin und Tochter, deren beneidenswerther Bräutigam mir bei'm Monstre-Diner sagte, daß er gute Nachrichten von Ihnen habe, — angelegentlichst empfehle, bleibe ich

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

Am 6. Mai verließen Roon und die Seinen das gerade damals in unbeschreiblicher Frühlingspracht prangende, schöne Lugano; der Abschied nach etwa 8wöchentlichem Aufenthalte wurde ihnen nicht ganz leicht. Leider waren Comersee und Bellagio bei der Ankunft durch Regenwolken verhüllt

und blieben es auch mehrere Tage, so daß nach vergeblichem Hoffen auf besseres Wetter die Reise nach Venedig fortgesetzt wurde; hier verweilten die Reisenden vom 10. bis 15. Mai, erfreuten sich bei schönem Sonnenschein an der prächtigen Lagunenstadt und ihren Kunstschätzen, hatten am 16. über ein schlechtes Gasthaus in Verona zu klagen, machten dann noch in Bozen und Innsbruck Nachtquartiere, wo sie viel von großer Hitze zu leiden hatten, und trafen am 23. Mai wohlbehalten wieder in Berlin ein.

Hier wurde etwa vierzehn Tage später die Hochzeit Elisabeths von Roon mit Heinrich von Brauchitsch gefeiert, aus welcher Veranlassung sich der ganze Familienkreis wieder im Kriegsministerium versammelte, einschließlich der auswärtigen Kinder und vieler Verwandten und Freunde. Die Familie wurde bei dieser Gelegenheit durch des Königs Güte besonders hochgeehrt, da Seine Majestät die Braut huldvoll beschenkte und auch der in der St. Matthäikirche stattfindenden Trauung persönlich beiwohnte.

Bald darauf, am 20. Juni, begab Roon sich im Allerhöchsten Gefolge auf einige Tage nach Hannover, in welcher Residenz der König damals seinen ersten Besuch — nach den Ereignissen von 1866 — machte.

Mit Bezug auf die amtliche Thätigkeit ist noch zu erwähnen, daß Roon's Stellung zu dem Kriegswesen des Norddeutschen Bundes auch formell wieder klar geregelt worden war, da er am 16. Juni die Allerhöchste Ernennung zum Stellvertreter des Bundeskanzlers in allen Heeres- und Marineangelegenheiten erhalten hatte.

Von ganz besonderem Interesse im Hinblick auf alle zukünftigen Eventualitäten waren auch die im Mai und Juni 1868 geführten Verhandlungen mit den Königreichen Württemberg und Bayern sowie mit Baden über die im

Falle eines Krieges gegen Frankreich zu ergreifenden militärischen Maßregeln. Der Chef des Generalstabes General von Moltke machte darüber am 29. Juni an Roon die bezüglichen ausführlichen Mitteilungen, da er auf Allerhöchsten Befehl die qu. Verhandlungen, zunächst mit den betreffenden Militärbevollmächtigten und durch diese mit den Generalquartiermeistern der süddeutschen Staaten, geleitet hatte. Die Besprechung eines gemeinsamen Operationsplanes blieb dabei ganz ausgeschlossen, „da ein solcher überhaupt nicht der Beratung unterliegt, sondern ausschließlich Sache des Oberfeldherrn ist. Dagegen kam es darauf an, Mittel zu finden, um die süddeutschen Kontingente rechtzeitig und am geeigneten Orte zur Verfügung des Oberfeldherrn zu versammeln; und in dieser Beziehung wurden, unter Berücksichtigung des allgemeinen Zwecks wie der speziellen Interessen der Einzelstaaten, diesseitige Vorschläge gemacht."

Die Verabredungen, — denn schriftliche Abmachungen wurden mit Rücksicht auf die damals noch „obwaltende eifersüchtige Sprödigkeit unserer süddeutschen Alliierten" vorläufig nicht von ihnen verlangt —, hatten die gewünschten Resultate und waren, wie General von Moltke mitteilte, auch von den betreffenden Souveränen im allgemeinen schon gebilligt worden; über die Mobilmachungs- und Konzentrations-Vorbereitungen sowie die einheitliche Regelung der Eisenbahntransporte der süddeutschen Truppen und aller dazu erforderlichen Vorarbeiten sollten die speziellen Besprechungen auch fernerhin fortgesetzt werden. — Roon konnte sich mit den getroffenen Maßregeln nur vollkommen einverstanden erklären und billigte es insbesondere auch, daß zu den qu. Verhandlungen der erwähnte gewissermaßen indirekte Weg eingeschlagen worden war, da dieser unter den obwaltenden Verhältnissen und unter Berücksichtigung der maßgebenden Persönlichkeiten am besten ge-

eignet war (und auch für die nächste Zukunft bleiben würde), um das für eine einheitliche und energische künftige Kriegführung so notwendige Resultat zu erlangen.

In der That konnte schon am Ende des Jahres 1868 auch dieser gewissermaßen schwierigste und delikateste Teil der Vorbereitungen zu einem etwa nötig werdenden Kriege Gesamtdeutschlands gegen Frankreich als vollkommen gesichert betrachtet werden; ein Erfolg, welcher der Initiative Moltke's, seinem guten Einvernehmen mit Roon und dem Entgegenkommen der betreffenden leitenden Personen in Süddeutschland zu danken und selbstredend von eminentem Werte für die politische Lage Deutschlands war. Übrigens wurden diese Verhandlungen fortwährend sehr geheim gehalten, und ihr Umfang ist denn auch bekanntlich von französischer Seite nicht geahnt worden. — Zu den militärisch wichtigen Errungenschaften des Jahres 1868 gehörten die Errichtung von Festungsartillerieabteilungen bei dem 9., 10. und 11. Armeekorps, der Erlaß der Militärersatzinstruktion für den Norddeutschen Bund und die Veröffentlichung des Quartierleistungsgesetzes vom 25. Juni.

Im Juli war der König zur Kur nach Ems gereist, Graf Bismarck schon Mitte Juni nach Varzin, wo er Nervenstärkung und Heilung seiner neuralgischen Schmerzen suchen wollte. Von dort aus erhielt Roon, der in Berlin zurückgeblieben war, zunächst durch den Generaltelegraphendirektor am 23. August die ihn sehr beunruhigende Depesche: „Graf Bismarck ist mit dem Pferde gestürzt und hat sich erheblich verletzt."

Das Nähere darüber enthielt der nachstehende Brief Blanckenburg's, welcher zufällig einige Tage vorher auf wiederholte Einladung mit seiner Familie nach Varzin gereist war:

Varzin, 24. 8. 68.

„Ich hatte mir schon vorgenommen, Dir einen Bericht über Bismarck's Gesundheit zu machen. Leider ist durch einen Sturz, den er vorgestern mit dem Pferde machte, Alles verändert. Wir ritten längs einer großen Rieselei im Walde auf einem aufgeschütteten, anscheinend ganz ebenen und festen Rasenweg Trab — er unmittelbar vor mir, Keudell hinter mir. Denke Dir mein Erstarren, als ich ganz plötzlich folgendes Bild sich vor mir abspinnen sehe: Der kleine breite Fuchs, den er ritt, tritt mit dem rechten Vorderfuß durch die Rasendecke und zwar so tief und energisch, daß er gleich, mit dem linken sich vergebens stützend, nach einigem Stolpern mit der Nase in der Erde wühlte. Natürlich flog Otto über den Hals fort und war m. E. erst mit der rechten Hand und dem Gesichte an der Erde, als der zweite Akt erfolgte — nämlich daß der Fuchs vollständig „heesterkopp" schlug und mit dem dicken Pferderücken (10 Ctr. Gewicht!) auf die bundeskanzlerischen Schultern prallte. Der dritte Akt folgte ebenso schnell — nämlich daß der Fuchs rechts abfiel, und Otto schnell aufsprang und leichenblaß ohne Athem, ein dumpfes Gestöhn ausstoßend, halb Gewimmer, sich den Magen krampfhaft haltend umherging. Ich war in dem Momente vom Pferde, als er aufsprang, und überzeugte mich bald, daß Knochen nicht zertrümmert waren, was natürlich mein erster Gedanke war, auch erfolgte kein Blutsturz, auch nicht das leiseste Blutspucken, so daß wir bis jetzt hoffen, daß Alles ohne weitere Folgen abgegangen ist. Er ritt noch Schritt 1/4 Stunde und hatte die ersten heftigen Schmerzen, als er einen Wagen nahm. — — Der Arzt kann nichts finden.

Natürlich wird dies seine Nerven nicht gerade sehr stärken. Vorher machte er mir eigentlich einen guten Ein-

druck, wenngleich er über Schlaflosigkeit klagt. Er trank, — wie er sagt —, am Tage vor dem Sturz zum erstenmal mit Appetit Sekt und rauchte 3 Cigarren.

Es machte ihm viel Freude, mir Alles selbst auf dieser Herrschaft zu zeigen; interessiren that er sich augenblicklich mehr für Schonungen und Culturen als für Staatssachen. Er hat eine krankhafte Freude daran, alle Verwüstungen an Wald und Wiesen wieder gut zu machen, was thierischer Unverstand hier angerichtet hat. Du kannst Dir denken, was das für Geld kosten wird! indeß es scheint mir so, daß er reich genug ist diesen Riesenluxus treiben zu können. — Du wärest es nicht gewesen und hättest hier ein sehr schlechtes Geschäft gemacht.

Dein M. v. Bl.

Noch vor Empfang obigen Briefes hatte Roon um weitere Nachrichten telegraphiert —, die er übrigens in den nächsten Tagen alle zwei Stunden vom Zentral-Telegraphenamt empfing. Auf jene Depesche, die er an Blanckenburg gerichtet, hatte dieser dem obigen Berichte noch hinzugesetzt:

(Mittags 1 Uhr.)

„Dein Telegramm habe ich erhalten — wenigstens halte ich es für Dein Zeichen: „von Aron“, da ich mit der Familie Aron sonst nichts anzufangen weiß.

Die Nacht war heute sehr gut, — er ist liegend ganz schmerzfrei —, ist aber aufgestanden.

Meine Vermuthung, daß das Rencontre zwischen den beiden breiten Buckeln mehr in noch schwebender Lage geschah und daher mehr ein Puff war, — in Folge dessen der Bundeskanzler erst mit der Nase völlig in den Saudrasen gedrückt wurde, und der Fuchs gleich rechts abglitt —, bestätigt sich immer mehr. Die Muskelschmerzen ziehen jetzt

umher, gerade als wenn man eine ungewohnte Anstrengung gehabt hat oder einen Fall gethan. — — Jedenfalls hindert dieser in jeder Beziehung wunderbare Vorfall die Genesung der Nerven. — Ich würde ihn hier lassen, so lange wie irgend möglich.

Ein einziges Mal vor dem Sturz fing er mit mir ein wenig Politik an zu sprechen über innere Angelegenheiten, dies war aber mehr wie Einer —, der vieles, sehr vieles Gebrechen sieht aber keine Macht hat es zu ändern, — etwa als wenn ich über dies oder das räsonnire —, gar nicht als wenn er Premier und dafür ebenso gut verantwortlich! — —"

„Habe herzlichen Dank (antwortete Roon aus Berlin am 26. 8.), daß Du an mich gedacht und an mich zu berichten begonnen auch ohne das Telegramm von „Aron". — Es ist doch gut, wenn ein Mensch dauerhaft gearbeitet ist! Mich hat die erste Nachricht von der „Lerche" sehr alterirt; sie war, Dank der Umsicht unserer Telegraphen-Beamten, wohl dazu angethan. Gott sei gepriesen, der die Hand zwischen die beiden Rücken gehalten! Gestern Abend war auch Keudell bei mir, und ich bin jetzt ganz beruhigt, besonders weil B. nach dem Sturze besser schläft als vor demselben. Für die Nerven, denen der bessere Schlaf jedenfalls aushelfen wird, ist diese Kur-Methode jedenfalls neu! — —

Inzwischen habe ich vorgestern auch ein Gut gekauft: Gütergotz — zwischen Potsdam und Großbeeren — in 1 Stunde von hier zu erreichen. Natürlich eine Sandbüchse, und zwar eine kleine (2700 Morgen). . . . Die Lage gestattet, den ganzen Sommer dort zu wohnen, ohne hier eine einzige Büreau-Stunde zu versäumen. — Wie gern hätte ich Dich jetzt hier! — —"

Roon hatte, nachdem verschiedene andere Ankaufsversuche gescheitert waren, das erwähnte Gut von dem Land-

rat a. D. von Albrecht gekauft. Indessen mußte das Herrenhaus gänzlich umgebaut und neu eingerichtet werden, so daß noch Jahr und Tag vergingen, bis es als Wohnsitz von ihm benutzt werden konnte.

Blanckenburg gratulierte: „Na Glückauf Herr College Gütergotz —, wie ist Dir zu Muthe als Rittergutsbesitzer?" u. s. w.

Er beurteilte das Geschäft im übrigen günstig nach Empfang der bezüglichen Notizen, besonders weil es so nahe an Berlin gelegen, also unter Umständen leicht wieder verkäuflich sei, „wenn der Besitzer später kein Interesse mehr hat in 1 Stunde in Berlin zu sein oder nicht wünscht, daß die Berliner en masse seinen Garten wie eine via publica betrachten."

„Aus beikommendem Telegramm siehst Du wie es Bismarck geht. Seine Frau schrieb mir gestern, daß er fortwährend nach dem Sturz besser schläft, wie vorher. Er ist und bleibt der Meinung, daß Gott ihm diesen Sturz geschickt hat, damit seine Nerven besser werden ꝛc. Er sollte sich nur mehr um das Innere bekümmern und durchgreifen, dann würde ihm wohler.

Fritz Eulenburg steht hier (in Stettin) in allen Zeitungen (liberalen) als allergewissester Ober-Präsident (von Pommern). Dies wäre wirklich ein Scandal —, glaube es auch nicht.

Ich habe hier wie ein Kameel in den Akten begraben gesessen.

Gott zum Gruß!

Dein getreuer Moritz.

Zu einem Ausflug nach Pommern, zur Hühnerjagd ꝛc. hatte Roon trotz dringender Einladung Blanckenburg's die Zeit nicht finden können, „auch nicht den Atem" — aber

im September begleitete er den König nach Schleswig-Holstein.

„Der Empfang Seiner Majestät in dieser Provinz (so berichtete Roon am 16. September von Flensburg aus an seine Gemahlin) ist aller Orten als ein enthusiastischer zu bezeichnen. Der König ist heiter und huldvoll. So wenig ich auf alle diese Kränze, Feuerwerke, Illuminationen, Ansprachen und Zujauchzen gebe, so sehr würde ich doch das Fehlen aller dieser Demonstrationen um seinetwillen beklagt haben. Die Truppen sind überall vortrefflich, und für die Marine hat mir der Herr eine Reihe bisher beanstandeter Avancements bewilligt. Alle Welt ist befriedigt. — Es bläset eben 9 Uhr, und nun muß sich der arme König noch immerfort amüsiren. Er ist in Tivoli, wo Gruppen gestellt werden, und, wer weiß, was sonst noch. Ich aber habe mich gedrückt oder, — wie Se. Majestät gnädig sagen —, ich habe mir die Zeit zu dem Vergnügen nicht „abmüßigen können". Morgen fahren wir zu Schiff nach Düppel und Sonderburg, dann ebenso nach Apenrade, dort — spätestens — werde ich mich verabschieden.

Dein getreuer A.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Während der bis in den Winter andauernden Abwesenheit Bismarck's mußte Roon sich noch vielfach mit allgemeinen, sein Ressort nicht betreffenden Staatsangelegenheiten befassen und darüber mit dem Ministerpräsidenten korrespondieren. Das Wesentliche aus diesem Briefwechsel möge hier Platz finden.

Graf Bismarck an Roon.

Varzin, 24. Oktober 1868.

Lieber Roon!

in der Sorge welche mir ein tête-à-tête mit dem Goldonkel[1]) einflößt, schicke ich Ihnen anliegend meine Antwort auf einen Brief von ihm, dessen Inhalt aus der Anlage erkennbar ist. Ich bin überzeugt mit Ihnen einverstanden zu sein, stelle vertrauliche Mittheilung an Se. Majestät anheim.

Finden Sie es nöthig, den Collegen gegenüber die Anlage zu benutzen, so bitte ich das in der Form zu thun, daß Sie die Piece an Wagener[2]) geben, der sie zu be-

---

[1]) Finanzminister Freiherr von der Heydt.

[2]) War vortragender Rath im Staatsministerium; 1848 und in den folgenden Jahren war er Redakteur der „Kreuzzeitung“ gewesen.

handeln hat, als hätte ich zu den Akten des Staatsministeriums das Conzept meines Schreibens an den Finanz-Collegen eingesandt.

Aus der Stimmung des Finanz-Collegen entnehme ich dieselben parlamentarisch-geheimräthlichen Einflüsse, die mir aus Eck und Michaelis schon entgegengetreten sind, und denen ich in der s. p. rem. beigefügten Fassung geantwortet habe.

Ich sehe nicht ein, warum wir uns aus Kammerfieber sofort an die Wand stellen, an die gedrängt zu werden noch immer Zeit bleibt.

Ich bin noch nicht in Ordnung, jeder Menschenverkehr raubt mir den Schlaf; ich werde auch nicht zur Hochzeit nach Kröchlendorf können, obschon ich voraussehe, daß meine Schwester 6 Monate mit mir mucken wird. Schreiben Sie mir nicht?

Herzliche Grüße an die Ihrigeu. v. B.

Die Anlage — Abschrift des qu. Schreibens an den Minister von der Heydt — weist den Gedanken zurück, das Defizit, welches sich bei Aufstellung des Etats pro 1869 ergeben würde, aus dem Aktivvermögen des Staates zu decken. „Einmal scheint es mir überhaupt keine gute Wirthschaft vom Kapital zu zehren, dann aber würde durch eine solche Maßregel die Sachlage bemäntelt und die fehlerhafte Politik derer, welche uns hindern, die Zoll- und Bundes-Einnahmen zu erhöhen, nicht in das richtige Licht gesetzt. Daß die Opposition auf Verminderung des Staatsvermögens und auf Verhinderung der Bewilligung dauernder Einnahmen des Staates bedacht ist, wundert mich bei dem Mangel an politischem Instinkt, der dieselbe auszeichnet, keineswegs; diesen Herren liegt der Gedanke, daß sie selbst einmal für den Staat verantwortlich sein könnten, noch zu fern. Wer aber

die Politik als Staatsmann und als Patriot handhaben will, darf m. E. sich auf dergleichen ohne dringende Noth nicht einlassen. Das richtige Auskunftsmittel für uns ist Tabak, Petroleum, Gas, Zucker, Branntwein u. s. w., auf dem Wege dazu verlieren wir ein volles Budget-Jahr, vielleicht zwei, wenn wir uns jetzt herbeilassen mit dem Staatsvermögen als Palliativ vor den Riß zu treten.

Ich kann nur für Festhaltung der Zuschläge zu den direkten Steuern stimmen, ohne an der Unpopularität dieser Maßregel im mindesten zu zweifeln. Gerade diese Unpopularität aber wird es erleichtern, anstatt dieser Zuschläge demnächst vernünftige Steuern zur Annahme zu bringen. Werden uns die Zuschläge versagt, so müssen wir den Muth haben, die Ausgaben um 5 Millionen zu reduziren; natürlich kann diese Reduction nicht die Armee, die einzige sichere Bürgschaft des Friedens und der Unabhängigkeit, treffen, also auf Verminderung der Bundes-Ausgaben in der jetzigen politischen Spannung nicht eingegangen werden.

Wenn wir den Nothstand der Finanzen zwar nicht vertuschen, aber durch eine mehr österreichische als preußische Maßregel momentan überbrücken, so sehe ich darin kein Mittel, für das nächste Etats-Jahr andere Einnahmen flüssig zu machen. Dieses Mittel sehe ich vielmehr nur im strengsten Festhalten an dem altpreußischen Grundsatze, daß die laufenden Ausgaben durch laufende Einnahmen gedeckt werden müssen und daß die laufenden Ausgaben auf die Höhe der vorhandenen Deckung beschränkt bleiben müssen, so lange nicht Gefahr des Vaterlandes eine Abweichung von dem Satze rechtfertigt. In dem mir gütigst übersandten Satze aus der Thronrede vermisse ich eine Hindeutung darauf, daß das jetzige Defizit von uns theilweis vorausgesehen, und deshalb ein Ersatz der ausfallenden Ein-

nahmen in Gestalt der Zoll-Vorlagen rechtzeitig beantragt worden war, diese Vorlagen aber im Zollparlament keine Annahme gefunden haben."

Roon antwortete unmittelbar nach Empfang obigen Schreibens:

Berlin, 25. 10. 68.

„Warum ich Ihnen nicht schreibe, lieber B.? Weil ich Sie lieb habe; weil ich Sie täglich, stündlich vermisse und weder selbst im Stande bin, die Lücke auszufüllen, noch einen auch nur halbschlächtigen Ersatzmann für Sie weiß; weil ich ungern und schmerzlich den Genuß entbehre, Sie in Frische und Kraftfülle wirken zu sehen: darum mochte ich Sie bisher weder mit einer Geschäftssylbe noch mit einem Freundes-Zuruf beunruhigen, damit nicht die unentbehrliche Wiederkehr Ihrer Frische durch mich auch nur um eine Minute verzögert werden möchte. — Und deshalb ist in Ihrem gestern Abend eingegangenen Schreiben vom 24., welches mir genug zu denken gab, nichts Peinlicheres enthalten als die am Schlusse beigefügte Notiz über die noch immer unzulängliche Reconvaleszenz. Gott wolle in Gnaden zusetzen, was Ihnen noch fehlt, um des Vaterlandes, um Ihret-, um Ihrer Freunde willen!

In geschäftlicher Beantwortung Ihres Briefes gebe ich Ihnen, der Zuschrift gemäß, anliegend zunächst die Eck'-schen Schreiben zurück. Aus Ihrem Einverständniß mit dem Inhalte, auch des nomine des Bundeskanzlers an den Finanz-Minister gerichteten Schreibens, entnehme ich mit Vergnügen, daß darin Uebereinstimmung auch mit meinen Auffassungen zu finden ist. Vielleicht ist dies nicht in ganz gleichem Grade der Fall, in Betreff der Spezialien der in dem mir abschriftlich mitgetheilten Briefe an den „verehrten Kollegen" ventilirten Defizit-Frage. — Sie haben m. E.

vollkommen Recht in den geltend gemachten Grundsätzen: Man soll nicht vom Kapital zehren, und laufende Ausgaben müssen durch laufende Einnahmen gedeckt werden, nicht aus den activis des Vermögens. Es ist daher correct, Steuer-Zuschläge für dies Carenz-Jahr zu verlangen. Wenn dieselben indeß verweigert werden, so fragt es sich, ob man dann den ungedeckt gebliebenen Theil des Ausgabe-Budgets entbehren und sich mit 5 Millionen weniger behelfen kann. Heydt hat $1^3/_4$ Millionen herausgefunden, die allenfalls, — wiewohl nicht ohne große Schädigung der öffentlichen Interessen —, entbehrt werden könnten. Die Herren Collegen, — ich bin dabei nicht betheiligt —, wollten ob dieser Reduction aus dem Häuschen. Man machte geltend, daß Sie wüßten, wie überaus karg das diesjährige Budget bemessen worden sei; daß nützliche Ausgaben gar nicht und die bloß nothwendigen nur zum Theil zum Ansatz gekommen seien. Ihr Programm würde anders lauten, wenn Sie Einsicht von den Etats genommen hätten. Ich machte zwar — anfänglich mit einigem Erfolg — den Versuch, Ihr Progamm oder doch wenigstens den prinzipiellen Theil desselben aufrecht zu erhalten, allein ich mußte mich überzeugen, daß, — falls die von Ihnen event. proponirte Reduction um 5 Mill. unausführbar, wie ich glauben muß —, die Sache nicht durchzusetzen sei. Es kommt eben alles darauf an, ob die Reduktion wirklich unmöglich ist. Dies wird behauptet, und ich kann in der That das Gegentheil nicht beweisen. Mein Mittelvorschlag, jedenfalls zuerst den Steuerzuschlag dem Defizit gegenüberzustellen und erst nach der Ablehnung zum Schmalztöpfchen zu greifen, hat wenigstens den Erfolg gehabt, daß Heydt sich, falls Sie auf dem Zuschlage bestehen, bereit erklärt, darauf einzugehen, aber nur darauf, nicht aber auf die Etats-Reduction, die schlechthin unmöglich sei, weil

Zinsen, Gehälter und alle sonstigen nöthigen Ausgaben geleistet werden müßten und blos nützliche höchstens im Betrage von 1³/₄ Millionen vorhanden seien. Der Finanzminister war bereits heut früh beim Könige gewesen und hatte ihm Ihr Schreiben vorgelegt. Während der heutigen Sitzung gelangte es mit einem Billet Sr. Majestät an Heydt zurück, der es uns nun vorlas, so wie die Königlichen Zeilen, in denen eine Hinneigung zu Heydt's Vorschlag, so wie der Befehl enthalten war, das Staats-Ministerium zu informiren und zu hören und alsdann zu berichten. Ich habe aus diesen Verhandlungen die Ueberzeugung gewonnen, daß, ungeachtet der Richtigkeit der Prinzipien, auf welche Sie hinweisen, dennoch bei der gegenwärtigen Lage der Verhältnisse nicht danach zu verfahren ist, weil die Möglichkeit fehlt, den zweiten Theil Ihres Programms, die Reduction, auszuführen. Ich glaube, wenn Sie hier wären, so würden Sie vielleicht eine enquête über diese Möglichkeit anstellen und Sich, wenn diese, — wie ich glaube —, nicht dargethan würde, ebenfalls für das Zurückgreifen auf die Bestände erklären; dagegen glaube ich nicht, daß Sie die Reduction à tout prix, d. h. mit Preisgebung auch der durchaus nöthigen Ausgaben, für zweckmäßig erklären würden. Genug davon! Mehr zu thun, als ich in Ihrem Sinne zu thun versucht, lag außer dem Bereiche meines Vermögens und meiner Stellung.

Heute ist Wehrmann an Costenoble's Stelle ins Staats-Ministerium eingeführt und ein Vorschlag gezeichnet worden wonach Wagener, der einen Strike beabsichtigen zu wollen schien, zum Geh. Ober [Regierungsrat] ernannt werden soll.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihre Stärkung und den freundlichsten Grüßen von den Meinen an Sie und Ihr ganzes Haus

Ihr herzlich ergebener

v. Roon.

Noch ehe er vorstehende Antwort Roon's erhalten, hatte Bismarck wieder geschrieben:

Varzin, 26. Oktober 1868.

Lieber Roon!

Anliegend schicke ich Ihnen das neulich fehlende Aktenstück s. pet. rem.

Aus einem Briefe von Heydt ersehe ich, daß Wagener wieder einmal, Wehrmann's wegen, den Abschied gefordert hat. Bei meiner Abreise war er über diesen Punkt, obschon durch Senfft gehetzt, beruhigt, und ich kann in demselben nichts ändern, da der König Wagener an Costenoble's Stelle nicht will. Ich weiß nicht, ob Heydt inzwischen die Sache etwa nicht mit der für einen so reizbaren Charakter wie W. nöthigen Schonung behandelt hat, und stelle anheim die Einführung Wehrmann's etwa bis zu meiner Rückkehr zu vertagen, wenn der König nicht drängt. Letzteres geschah bereits von Baden aus. Mir ist Wagener geschäftlich nicht eine solche Hülfe, wie er seiner Begabung nach sein könnte. Unerfahrenheit im Büreau-Dienst, Eigensinn, Drohungen von Abgang, Nebengeschäfte und vor Allem die Erschütterung meines Vertrauens durch Senfft's Drohungen nomine Wagener für den Fall, daß letzterer abginge, treten störend dazwischen. Letztere streifen an Gemeinheit, die ich S., nicht W. zur Last lege. Dennoch ist W. der einzige Redner der conservativen Partei, hart und unbequem, aber doch nöthig; und geht er, so schweigt er mindestens, wenn ich ihn auch nicht für so perfide halte, daß er dienstliche Kunde mißbrauchen würde, wie S. das andeutete. Aus parlamentarischen Rücksichten bitte ich Sie, im Staatsministerium diese Frage vor Ueberstürzung zu behüten, nöthigen Falls auch auf Se. Majestät in der Richtung zu wirken. Man muß W. nicht blos als Ministerialrath,

sondern auch als Abgeordneten, und als einen Mann von Verdienst um die conservative und Königliche Sache abwägen. Ich weiß nicht, wer ihn in der Kammer ersetzen sollte, und man ist ihm seit 48 Dank schuldig. Lediglich zu dessen Bethätigung habe ich ihn bei Sr. Majestät mit Mühe durchgebracht. Wehrmann ist im Büreau nützlicher, aber ein alter Gegner der Krone, zu dem ich mich, wie zu manchem Andern, nur in einem vielleicht übertriebenen Vertrauen zu meiner festen Zügelfaust verstanden habe.

Ich möchte gern bis December hier bleiben, trotz des Hundewetters; vielleicht komme ich dann schlaffähig nach Berlin, und mit drei vollständig geheilten Rippen, während mir jetzt die oberste noch immer nächtlich weh thut. Herzliche Grüße u. s. w."

Roon antwortete:

Berlin, 27/10. 68.

„Ihr Schreiben von gestern, lieber B., behandelt fast ausschließlich die Frage Wagener, und ist daher, wie ich Ihnen bereits gestern mitgetheilt, in der Hauptsache erledigt. W. ist durch seine Ernennung beruhigt und —, wie mir Heydt so eben mittheilt, — sehr dankbar. Im Uebrigen ist bei der Gelegenheit zur Sprache gebracht worden, daß W.'s Verhältniß zur Kreuzzeitung und noch mehr zur Zeidler'schen Correspondenz zu großer und mißtrauischer Befangenheit führe. Sehr auffallend ist in der That, wie ausgezeichnet die Presse über alle Vorgänge im Staats-Ministerio unterrichtet ist, seit W. das Protokoll führt. Zum Beweise lege ich Ihnen das heutige Blatt der National-Zeitung bei, die aus der Kreuzzeitung geschöpft hat. Sie werden daraus entnehmen, daß der Gang der Verhandlungen Schritt für Schritt durch die Presse nnd zwar auf das prompteste registrirt wird. Daß von den gestrigen Verhandlungen

noch nichts gemeldet wird, erklärt sich vielleicht daraus, daß W. gestern das Protokoll Krankheitshalber nicht geführt hat. Man hat sich daher, seit Wehrmann ernannt, dafür entschieden, diesen zur Protokollführung heranzuziehen, wenigstens in allen wichtigen Verhandlungen. Man wird ja nun sehen, ob dennoch die Presse so prompt informirt bleibt. — Mir persönlich gefällt weder W.'s Verhalten in der Frage seiner Beförderung, sein Drohen und Maulen, noch hat die Ernennung Wehrmann's meinen Beifall, aber seitdem ich davon gehört, war nichts mehr darin zu ändern. Mögen Sie Ihrer Zügelfaust nicht zuviel zugetraut haben! Die Verdienste, die Sie W. mit Recht vindiziren, sprechen keineswegs für Wehrmann. Aber — verglichen mit seinem Vorgänger — mag er ein büreaukratischer Halbgott sein; diese Folie ist ihm sehr günstig. Ihrem Erlasse vom 18. d. M. an das Bundeskanzler-Amt[1]) kann ich in allen prinzipiellen Punkten aus voller Ueberzeugung zustimmen; nicht so in den praktischen Fragen, die er zwar offen läßt, dennoch aber in einem Sinne zu lösen geneigt scheint, der vielleicht eine Unmöglichkeit involvirt. Ich meine die Reduction des Preuß. Budgets um 5—6 Millionen. Ob re vera eine solche Unmögkeit existirt, vermag ich, meiner Stellung nach, nicht zu untersuchen, noch weniger, sämmtlichen Kollegen gegenüber, positiv zu verneinen. Der Abstrich müßte Ihres Erachtens erfolgen, nachdem die Zuschläge verweigert sind, d. h. das Budget —, da es balanciren muß, müßte nach der Verwerfung umgearbeitet werden. Und wenn sich die Kollegen, incl. Heydt, dem widersetzten, so folgte die Alternative: Auflösung des Land-Tages oder Rücktritt des Ministeriums. Erstere bringt ein schlimmeres Haus, in letzteren wird und kann der König nicht willigen. Der dann

[1]) v. Poschinger, Dokumente zur Wirtschaftspolitik II. Nr. 75.

herrschenden Verwirrung und Verlegenheit entspricht das allgemeine Hohnlachen unserer in- und ausländischen Feinde; man würde uns wieder unterschätzen und schlecht behandeln, und der Krieg wäre wieder vor der Thüre. Aber brauchen wir ihn? — Nur soviel als Ergänzung zu meinem gestrigen Schreiben. Es ist unmöglich Alles zu schreiben, was über die Frage zu sagen ist.

Ich schicke Ihnen den Erlaß vom 18. zurück. Auch lege ich Abschrift des Protokolls der gestrigen Staats-Ministerial-Sitzung bei. Endlich remittire ich auch, der Zuschrift gemäß, die Briefe von Heydt und W.

Heilen Sie sich ganz aus und kommen Sie streitbar —, weil „schlaffähig", zu uns zurück, die wir Sie schmerzlichst entbehren.

Viele Grüße von mir und den Meinen für Sie und Ihre verehrten Damen.

v. Roon.

Inzwischen hatte Bismarck auch schon wieder auf Roon's oben mitgeteilten Brief vom 25. Oktober geantwortet, und zwar durch nachstehendes Schreiben:

Varzin, 27/10. 68.

Lieber Roon

ich bitte nochmals dringend, strecken wir nicht das Gewehr vor der Schlacht. Ich habe Seiner Majestät und Heydt in dem Sinne von Neuem geschrieben.

Werden die Zuschläge abgelehnt, so sieht das Land doch wie die Sache liegt, und wir können jede Stunde noch auf die Eselsbrücke des Kapitalverbrauchs treten, die vor der Zeit für die Opposition zu bauen die liberalen Geheimräthe im Kanzleramt und Finanz-Ministerium uns zumuthen; wir können **dann** die Ausgaben, wenn nicht um 5 Millionen,

doch in allem „Nützlichen" so weit, und wie Heydt meint, um 2¼ Mill. reduziren und den Rest aus dem Kapital-Vermögen anbieten. Dadurch wird immer eine Situation geschaffen, aus der herauszukommen 100 Landes-Interessen drängen; die brauchen wir, damit die preußischen Zoll-Abgeordneten für neue Zoll-Einnahmen stimmen. Ich halte die Capitulations-Politik von Hause aus für einen so groben politischen Fehler, daß ich mich nicht entschließen kann ihn offenen Auges mitzumachen und habe dem Goldonkel erklärt, ich käme vor Ostern nicht, wenn er sich nicht aus dem geheimräthlichen Joche losreißt. Von Herzen Ihr sehr posteiliger

v. B.

Bekanntlich führten die zunächst noch einmal ausgeglichenen Meinungsverschiedenheiten über die Finanzangelegenheiten, welche damals zwischen Bismarck und von der Heydt entstanden waren, im folgenden Jahre den Rücktritt des letzteren herbei.

Auch Blanckenburg, von Wagener darum angegangen, hatte sich in der den letzteren betreffenden Angelegenheit am 27. Oktober an Roon gewandt und diesen um Vermittelung oder wenigstens Herbeiführung eines Aufschubes ersucht, und zwar unter Angabe fast derselben Gründe, die in dem Briefe Bismarck's vom Tage vorher zu Gunsten Wagener's erwähnt worden waren.

Roon antwortete an Blanckenburg (Berlin 3. 11. 68):

Mein lieber Moritz!

Die Aufregungen der letzten Wochen sind verrauscht; gegen 60 Gesetzentwürfe berathen und fertig gemacht, sehr ernste Differenzen mit dem „großen Zauberer" in V. ausgeglichen, auch — so ziemlich — die kleine mit und wegen

Wagener, und morgen — ja morgen beginnt wieder der alte parlamentarische Leierkasten seine bekannten Melodien zu orgeln. Ja, das Leben ist herrlich! Besonders unter Goldonkels fetten Fittigen [1])! — — Und Du, elender Krautjunker, sitzest daheim bei Deiner Giftbude und grübelst über einem anständigen Vorwande, um auch dem diätenlosen Reichstage Dich zu entfremden?! Du bist im Sinken und Verkommen, daß es zum Erbarmen wäre, wäre es nicht zum Beneiden. — Aber im Ernste denkst Du doch wohl nicht an Deinen Reichstag-Austritt? Oder Du denkst nicht an Otto und Deine Freundschaft für ihn! Auf alle Fälle will ich Dich daran erinnern. — Wenn ich sie nun morgen wiedersehen werde, alle die lieben Gesichter und das Deinige ist wieder nicht darunter, so werde ich mich des Fluchens kaum enthalten können — und ich werde fluchen.

Vielleicht erwartest Du von mir Näheres über Wagener's Zorn und Versöhnung. Aber eigentlich ist's die Tinte nicht werth, darüber zu schreiben. Sieh! heute bekam ich durch Heydt, auf des Königs und Bismarck's Veranlassung, den Auftrag, den Staats-Ministeriums-Bericht abzufassen, vermöge dessen Wehrmann auf Costenoble's Stuhl gesetzt werden sollte, und heute noch meldete er sich krank und die Absicht, den Abschied zu fordern; und übermorgen wurde Wehrmann auf jenen Stuhl gesetzt und Wagener zum „Geheimen Ober" ernannt, und dies Pflästerchen scheint die Wunde geheilt zu haben. Denn was jetzt noch an Verstimmung nachgrollt, wird nicht zünden, bis Bismarck wiederkehrt, und dann erst recht nicht, — es sei denn daß neue atmosphärische Störungen eintreten.

Na Gütergotz! Was die Baulichkeiten anbelangt — schön reingefallen! Aber es wird ganz nett werden. Ob ich's

[1]) Heydt hatte im Staatsministerium die Anciennetät vor Roon.

jedoch noch erleben werde, daß sich Alles zurecht gezogen hat, und daß die Freude am Besitz kömmt —, wer weiß es? — Uebrigens geht es mit meiner Gesundheit leidlich .. u. s. w.

In alter Liebe Dein
A. v. R.

Was Graf Bismarck betrifft, so kehrte dieser in diesem Winter erst nach Weihnachten nach Berlin zurück. Schon vorher schrieb er noch einmal in einer andern Angelegenheit an Roon:

Varzin, den 15. November 1868.

Verehrtester Freund,

Zeitungsnachrichten über die Petersburger Conferenz wegen der Sprenggeschosse erwecken in mir die Besorgniß, daß unsre dortigen Vertreter über das, was bei uns von solchen Geschossen vorhanden und nicht vorhanden, sich zu Erklärungen herbeilassen.

Bis jetzt war die Annahme, daß wir geheimnißvolle Sprenggeschosse besäßen, welche, aus Handwaffen befördert, furchtbare Wirkungen hervorbringen könnten. Das Fortbestehn dieser Vorstellung halte ich für den Frieden nützlich, und deshalb den Interessen der Menschlichkeit förderlicher als den principiellen Verzicht auf diese Waffe und das dadurch bekundete Eingeständniß, daß wir nichts der Art besitzen. Dieser Verzicht wäre auch außerdem meines Wissens für uns in der That ein Nachtheil, weil keine andre Armee so gute Schützen wie die unsrige besitzt, und wir in der Anzahl der Leute, welche auf gewisse Entfernungen einen Protzkasten durch eine Büchsenkugel sprengen können, jeder andern Armee überlegen sind und überlegen bleiben werden.

Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir Ihre Ansicht über die Sachlage mittheilen wollen.

Der Ihrige
v. Bismarck.

Die vorstehend gewünschte Auskunft beziehungsweise Ansicht über diese Angelegenheit scheint R. durch ein amtliches Schreiben mitgetheilt zu haben, wenigstens enthält die Privatkorrespondenz nichts weiter darüber; wohl aber kann als ein interessantes Stück der letzteren noch der nachstehende etwa acht Tage später geschriebene Brief Roon's bezeichnet werden, in welchem ausführlich über seine unlängst erworbene ländliche Besitzung berichtet wird:

Berlin, 22. 11. 68.

Lieber B.!

Keudell schrieb mir, daß es Ihnen Vergnügen machen würde, wenn ich Ihnen etwas über mein Brandenburgisches Tusculum mittheilte. Ich danke Ihnen für dies Freundschaftszeichen herzlichst, und säume nicht länger dem Verlangen zu entsprechen, nachdem mich verschiedene Jagdparthien — nach Schönwald, Wildenow, Letzlingen pp. — bisher, außer dem Flöhen meines alten bekannten Pudels, davon abgehalten.

Gütergotz sive Jüterjots ist natürlich neben der Herrlichkeit Varzin gar nicht zu nennen; es ist neben diesem Stör ein bloßer Häring, aber der Häring ist immer zur Hand, während man dem Stör weit nachreisen muß. Ueberdies habe ich die Kleinigkeit um einen mäßigen Preis gekauft, für 135000 Thlr. Im Ganzen hat der Blumentopf eine Oberfläche von ca. 2700 Morgen, wovon 1336 Morgen wohlgepflegter Wald mit schlagbaren Hölzern im marktgängigen Werthe von ca. 50000, vielleicht 55000 Thlr. (nach oberförsterlicher Schätzung) auf ca. 250 Morgen — natürlich vorherrschend Nordische Pinien, daneben Erlen, Birken, wenige Eichen-Reste. Rechne ich diesen Holzwerth ab, den ich, bei der Nähe der Residenzen ohne Zweifel baldigst realisiren könnte, so blieben mir vom Kaufgelde

noch 80 000 Thlr. aus der Ackerwirthschaft und Brennerei zu verzinsen. Zu 4% müßte sich ein Netto-Ertrag von 3200 Thlr. ergeben. Der Pächter zahlt incl. der ihm obliegenden Steuern ca. 3000 Thlr., d. h., — da er für sich wohl wenigstens 1000 Thlr. aus dem Gute nimmt —, ebensoviel mindestens weniger, als das Gut bringt. Da er die Unbesonnenheit begangen, im letzten März zu sterben, so werde ich, — wenn ich ihm dies nicht nachmache —, so unbesonnen sein, die Klitsche von Johannis ab in eigene Bewirthschaftung zu nehmen; Verwalter und Wirthschafterin sind engagirt. — Sie sehen, der alte Mann ist noch immer unternehmungslustig und noch nicht ganz ohne den alten Muth. Uebrigens ist die dazu erforderliche Aufwendung von diesem Artikel nicht gerade titanisch. Das Risico ist mäßig, und die Nähe, — ich fahre mit eigenen Pferden in 1½ Stunden nach G. —, macht es noch kleiner. Diese Nähe hat mich vorzugsweise für die Erwerbung disponirt. Sobald die ersten Lerchen schwirren, kann ich dort hinausziehen und ohne Beschwerde jeden Tag, — wenn es sein muß —, von 10 Uhr bis 3 Uhr dennoch meiner hiesigen Büreaugeschäfte warten. Unter Benutzung der Potsdamer oder Anhalter Eisen-Bahn kann ich die Reise bis auf 1 Stunde abkürzen. Gütergotz liegt an der Chaussee von Potsdam nach Groß-Beeren, von beiden Orten je eine kleine Meile entfernt; ebenso weit von Zehlendorf, von wo binnen Kurzem Chaussee über Teltow nach G. führen wird. Begründet diese Lage eine schätzenswerthe Annehmlichkeit, so muß ich mir alle sonstigen Annehmlichkeiten des Landsitzes selbst freilich erst, — und hier fange ich an die Schattenseiten zu enthüllen —, mit schwerem Gelde und mancher Sorge und Unruhe erschaffen. Das schwere und massive große Herrenhaus hatte seit seiner Erbauung vor 65 Jahren schwerlich jemals einen Bauhand-

werker gesehen. In gewisser Weise großartig, aber unzweckmäßig von dem einst berühmten Gilly[1]) erbaut, bedurfte es einer gänzlichen Reformation in Haupt und Gliedern, und dies Vergnügen wird mir wohl an 15000 Thlr. kosten; dann aber wird es sein, wie ich es mir unter den gegebenen Umständen nur wünschen kann. Der Park oder Garten, der es auf allen Seiten umgiebt und vom Wirthschaftshofe trennt, enthält viele hübsche alte Bäume (Linden, Tannen, Akazien, Pappeln, Eschen, Ahorn) und stößt an einen hübschen 60 Morgen großen Landsee und (auf einer Seite) an den Wald, ist aber ebenso verwildert und verwüstet als das Haus. Unter der Leitung von Lenné's Nachfolger giebt ihm mein neu engagirter geschickter Gärtner Styl und Ordnung, und läßt mich dafür viele 100 Thaler Tagelohn bezahlen. Wenn Sie nun meinen, daß diese Dinge mir, bei meiner bekannten Freude am Organisiren, Vergnügen machen neben der Unruhe und Sorge, so will ich Ihnen im Geheimen gestehen, daß Sie nicht vorbeischossen. Aber es darf niemand wissen; sonst bekommen die Bau- und Pflanz-Dämonen soviel Oberwasser, daß ich darin ertrinke.

Das mag für heute genug sein! Das Weitere müssen Sie Selbst sehen, wenn Sie mich dort besuchen, was ja, bei der berühmten Nähe, jeden Tag geschehen kann. Aber von einer partie honteuse sprach ich noch nicht, von der Jagd! Diese ist durch den Pächter völlig ruinirt; da ich sie an mich genommen und die Bauernjagd dazu gepachtet, auch im Begriff stehe, durch Pachtung einer benachbarten Bauernjagd sie [die Jagd][2]) bis auf 10000 Morgen, zur

---

[1]) Gilly, geb. 16. Febr. 1771 zu Altdamm bei Stettin, führte als Architekt in Berlin die Antike in die Architektur ein; er starb 3. August 1800. Sein hervorragendster Schüler war Schinkel.

[2]) Ergänzung des Herausgebers.

Hälfte Wald, auszudehnen, so hoffe ich in einigen Jahren, — wenn ichs erlebe —, Ihnen dort auch ein mäßiges Vergnügen anbieten zu können. Ebenso gründlich wie dieser Bericht sind auch meine, unsere Wünsche für Sie und Ihr Haus.

Ihr alter Freund

v. Roon.

Übrigens konnte Roon es sich in der nächsten Zeit gestatten, der Freude und Fürsorge für seinen Landbesitz mehr als bisher zu leben, denn der parlamentarische Feldzug des Winters 1868/69 verlief für ihn ohne besondere Reibungen. Die Arbeiten zur Vollendung der Organisation der Norddeutschen Bundesarmee konnten daher ungestört ihren erwünschten Fortgang nehmen. Bei Beratung des Militäretats zeigte es sich, daß jede Opposition gegen die durch Roon's Wirksamkeit ins Leben gerufenen Heeresinstitutionen verstummt war. Sie hatte den Kampfplatz definitiv geräumt vor des Königs thatkräftigem Kriegsminister, welcher nach zehnjährigem heißen Ringen nun endlich das Feld völlig unbestritten behauptete und nicht nur in Preußen-Deutschland, sondern von ganz Europa, von Freund und Feind, als Sieger anerkannt und bewundert wurde.

Roon ließ sich dadurch nicht einen Augenblick berauschen. „Niemand kann mehr thun als seine Schuldigkeit" — pflegte er auf alle Lobeserhebungen zu erwiedern; aber immerhin wurde ihm unter solchen Umständen die täglich noch wachsende Arbeitslast wesentlich erleichtert. Auch über seine Gesundheit hatte er damals weniger zu klagen, was u. a. daraus ersichtlich, daß er im Januar 1869 sogar wiederum mehrere Jagden in Pommern mitmachen konnte gelegentlich eines Besuches im geliebten Zimmerhausen.

Zu einem ausführlichen Briefwechsel mit Bismarck lag, seit dieser nach Berlin zurückgekehrt, zunächst keine Veranlassung mehr vor. Indessen zeigen doch auch die nachfolgenden kurzen Mitteilungen, welche sie damals im Februar 1869 austauschten, daß sie andauernd im vertraulichsten Verkehr blieben und alle vorhandenen Schwierigkeiten gemeinsam zu überwinden trachteten:

Berlin, 22. Febr. 1869.

Verehrtester Freund,

ich bin unwohl und kann nicht ausgehn, auch dem Bundesrathe nicht präsidiren. Sind Sie einverstanden, daß ich, ungeachtet Ihres Eintrittes, wie bisher Friesen substituire, und wollen Sie in dem Falle hingehn oder fortbleiben?

Gern spräche ich Sie heut; ich bin mit meinen Kräften wieder fertig; ich kann die Kämpfe gegen den König gemüthlich nicht aushalten.

Ihr

v. Bismarck.

Berlin, 22. 2. 69.

„Für heute hat die Substituirungs-Frage jedenfalls keine Bedeutung, da ich nicht in die Sitzung gehe. Uebrigens lege ich keinen großen Werth darauf.

Einen viel größeren auf Ihre Klagen; ich komme heut gegen 7 Uhr zu Ihnen, wenn Sie, wie Sie sagen, mit mir sprechen wollen.

Getreulichst Ihr

v. Roon.

Soeben erhalte ich Einladung zum Conseil um 3½ Uhr bei Sr. Majestät; ich würde sehr bedauern, wenn Sie dabei fehlten, aber Ihr Wohlbefinden steht mir höher."

Berlin, 24. 2. 69.

„Die Einladung zu der für gestern Abend anberaumten vertraulichen Besprechung ist mir erst zu Gesicht gekommen, als ich im Begriff war, mich zu Bette zu legen. Ich habe es daher versäumt, mich rechtzeitig zu entschuldigen, was ich, in Folge des heftigsten Ohren- und Zahnreißens, jedenfalls hätte thun müssen.

Nach einer schmerzlich durchwachten Nacht bin ich, bei der Fortdauer meiner Schmerzen und bei dem deprimirten Zustande meiner Stimmung und meines wüsten Kopfes, für heute außer Stande zu dem Gespräche an Allerhöchster Stelle, worüber wir gestern verhandelt haben. Es wird also bis morgen ausgesetzt werden müssen. Ist Ihr Brief abgegangen und wann? Das wenigstens möchte ich bestimmt erfahren, um mich danach einzurichten.

Möchten Sie Sich, verehrter Freund, wohler fühlen als

Ihr treuergebener

v. Roon.

Antwort Bismarck's.

„Mit herzlicher Theilnahme für Ihr Leiden melde ich, daß ich heut wie gestern 12 Stunden geschlafen habe, ohne daß ich mich im Befinden gebessert hätte. Brief vor einer Stunde abgesandt, um Aufschub der Entscheidung bis nach dem Reichstage bittend.

Ihr

v. Bismarck.

Die gleiche herzliche Freundschaft spricht auch aus den wenigen Zeilen, mit welchen Roon bald darauf seinen Glückwunsch zu Bismarck's Geburtstag aussprach:

Berlin, 1. 4. 69.

„Meine herzlichsten und innigsten Glückwünsche, denen ich die der Meinigen hinzufüge, Ihnen, mein geliebter und

geehrter Freund, persönlich auszusprechen, bin ich entweder durch Ihre Abwesenheit oder durch meine Bescheidenheit verhindert, denn einem von der Reise eben Heimgekehrten ins Haus zu stürmen, halte ich nicht für bescheiden.

Gott mit Ihnen!

Ihr treuergebener

v. Roon.

Die nächsten Monate brachten übrigens neue Ansprüche an Roon's amtliche Thätigkeit. Er wurde zum Mitgliede des Bundesrats ernannt und hatte infolgedessen schon am 19. Februar dem Minister des Innern sowie den Landräten seines (des 9. Potsdamer) Wahlbezirks anzeigen müssen, daß er genötigt sei, sein Mandat als Reichstagsabgeordneter niederzulegen. Seine Ernennung zum Vorsitzenden des Bundesrats für den deutschen Zollverein (1. Mai), sowie zum Vertreter des Bundeskanzlers in sämtlichen Bundesangelegenheiten (14. August) bewies ferner, wie hoch seine staatsmännische Einsicht auch auf den nicht militärischen Gebieten geschätzt wurde und wie andauernd vortrefflich sein Einvernehmen mit Graf Bismarck in allen Beziehungen geblieben war. So gingen die beiden befreundeten Staatsmänner — zum Heile des engeren wie des im Aufbau begriffenen deutschen Vaterlandes — in vollem, gegenseitigem Vertrauen vorwärts und aufwärts ihren hohen Zielen zu, ohne daß Eifersucht oder Mißgunst ihre Einigkeit gestört hätte; und wenn auch, vorher und nachher, Mißverständnisse und amtliche Reibungen zwischen ihnen nicht immer völlig vermieden werden konnten; die großen Aufgaben fanden sie immer wieder eng verbunden und bereit, Schulter an Schulter zu kämpfen und sich gegenseitig den Rücken zu decken; und ihre persönliche Freund-

schaft ist auch unter gelegentlichen Mißverständnissen niemals erschüttert worden.

Im Frühjahr und Sommer 1869 behielt Roon übrigens trotz der amtlichen Pflichten noch hinreichende Zeit, um sich auf seinem Gute mit Wirtschaftsreformen und der Einrichtung des neu gewonnenen Landsitzes zu befassen. Seine ausführlichen Briefe an die im Mai und Juni in Teplitz weilende Gemahlin bezeugen es, welche Freude diese Thätigkeit ihm bereitete. Sodann begleitete er Mitte Juni, — als Graf Bismarck sich schon in Varzin befand —, den Monarchen nach Hannover; etwas seufzend berichtet er von Paraden, zahllosen Besichtigungen, Diners und Festlichkeiten; von dort führte ihn sein Amt als Marineminister nach dem Jahde-Busen, wo (bei dem damaligen kleinen Orte Heppens) der neu erbaute erste deutsche Kriegshafen am 17. Juni feierlich eingeweiht wurde.

Roon hatte das Gründungsdokument zu verlesen. Die Ansprache, welche er alsdann an den König und die auf der Spitze des Hafens um denselben gescharte Festversammlung richtete, schloß mit den Worten: „Ew. Majestät haben in Gnaden geruht, meinem ehrfurchtsvollen Antrage stattzugeben, daß in dieser Stunde der Name, den diese Stätte künftig tragen soll, zuerst amtlich ausgesprochen werde. Ew. Majestät haben meinen ferneren unterthänigsten Antrag zu genehmigen geruht, daß dieser Name, zur Genugthuung aller Ihrer getreuen Unterthanen und zur besonderen Befriedigung Ihrer allergetreuesten Flotte, welche hier zu wirken vorzugsweise berufen ist, der Mit- und Nachwelt zugleich den Namen des Monarchen zurückrufe, unter dessen mächtigem, wachsendem Szepter das schwere Werk dieses Hafenbaues — nach 13jährigem, fleißigem und hartem Kampfe mit den Elementen — bis hieher gediehen ist.

Und so verkündige ich in Kraft Eurer Königlichen Majestät Befehls, daß von dieser Stunde an dieser Hafen, dieser Ort

Wilhelmshaven

heißen soll . . ."

Hell schmetterte das Hurrah und der Jubelruf der Festgenossen, Matrosen und Seesoldaten über den damals noch öden Strand, als Roon unter dem Donner der Geschütze seine Ansprache mit einem begeisterten Hoch auf den König beendete und das Hurrah auf den im Außenhafen liegenden Kriegsschiffen freudig wiederhallte.

Die Entwickelung der jungen Marine hatte damit wieder einen wichtigen Schritt vorwärts gethan, und die in demselben Jahre für ihre Zwecke erfolgten größeren Geldbewilligungen machten es möglich, auch den Bau neuer Kriegsschiffe in Angriff zu nehmen.

Nach kurzem Aufenthalte in Bremen, wo festliche Begrüßung erfolgte, mußte Roon nach Berlin zurückkehren, denn die ihm obliegende Vertretung des wiederum bis zum Beginn des Winters in Varzin verweilenden Bundeskanzlers machte seine längere Abwesenheit von dort nicht angängig. Da aber andererseits seine Gesundheit fortgesetzt der Schonung und Stärkung bedurfte, so hatte er die Erlaubnis erbeten und erhalten, die Geschäfte, — soweit solche nicht seine persönliche Anwesenheit in Berlin durchaus notwendig machten —, von seinem Landaufenthalte aus zu erledigen. Die Einrichtung seines Hauses war soweit beendet, daß er im Juli mit den Seinen vollständig übersiedeln konnte. Berlin war von dort aus nötigenfalls in einer guten Stunde zu erreichen.

Auch die folgenden Monate waren nicht ohne Bedeutung für die damalige innere politische Entwickelung. Die nachstehend mitgeteilten Korrespondenzen geben auch

ohne weiteren Kommentar nähere Aufschlüsse darüber, sowie über die Urteile, Anschauungen und Stimmungen, von welchen die maßgebenden Staatsmänner damals beherrscht wurden, und die daher für die Zeitgeschichte Interesse haben.

Roon an Bismarck.

Gütergotts, 22. 8. 69.

„Aus der anliegenden Abschrift wollen Sie, verehrter Freund, entnehmen, daß und in welchen Conflict ich mit der Majorität des Staats-Ministerii gerathen bin. Außer Ihnen war nur noch Mühler abwesend. Handelte es sich dabei nur um die Frage, ob die Marine-Beamten zu den Communalsteuern herangezogen werden dürfen, so würde ich mich natürlich der Majorität gefügt haben. Die Deduction aber, welche Geh. Rath Ribbeck mit behaglicher Breite zum Besten gab, um darzuthun, daß die Marine-Beamten nicht mehr Preußische, sondern lediglich Bundes-Beamte seien, namentlich die Interpretation des Art. 53 der Bundes-Verfassung empörte mein Preußisches Pflichtgefühl, und es ist mir auch heute noch unmöglich, der Sache eine andere Seite abzugewinnen. Ich halte es, wiewohl meine Herren Collegen die Ribbeck'sche Auffassung für ganz unverfänglich zu erachten schienen, mit den Pflichten eines Ministers des Königs für unvereinbar, eine zweifelhafte Gesetzesstelle anders als zu Gunsten des Herrn auszulegen. Nur wenn der König selbst diese Interpretation für unbedenklich erachten sollte, würde ich mich darin ergeben können, wiewohl nicht ohne schmerzliches Bedauern. Se. Majestät deshalb durch ein Abschiedsgesuch zu interpelliren, erscheint mir nicht ziemlich, wenn ich nicht vorher jede Möglichkeit erschöpft habe, welche sich mir darbietet, um entweder mich oder die Collegen eines Bessern zu belehren. Daher mein an v. d. H[eydt]

gerichtetes Schreiben; daher auch diese Sie belästigenden Zeilen. Ich durfte Sie nicht damit verschonen, zumal Sie in der Doppelstellung als Ministerpräsident und Bundeskanzler von dem Grunde der Differenz doppelt affizirt werden; ich durfte es um so weniger, als ich mich Ihnen, ungeachtet flüchtiger Trübung, von Herzen ergeben und verbunden weiß und unfähig bin, Ihnen vorsätzlich Unannehmlichkeiten zu bereiten. — Wie werden Sie nun zu der Differenz Stellung nehmen? G. R. Eck, der m. E. ganz unberufener Weise als Stellvertreter Delbrücks jener Sitzung beiwohnte, behauptete, der Bundeskanzler habe sich bereits für die von mir angefochtene Interpretation erklärt; ich nöthigte ihn einzugestehen, daß dies nur von Seiten des Bundeskanzleramtes, also „jedenfalls mit Ihrer Zustimmung“ geschehen sei. Auf Grund mündlicher Auslassungen Ihrerseits glaubte und glaube ich dies bezweifeln zu müssen. Habe ich mich geirrt?

Wäre dies der Fall, — was ich schmerzlich bedauern müßte —, so fehlt mir jedenfalls das Verständniß für die Möglichkeit meines Verbleibens im Amte. Daß dies nicht als Drohung oder als „tragisch“ aufzufassen, — wie der thörichte E. meinte —, versichere und betheure ich. Ich glaube nicht, daß das Ausscheiden eines alten, fast verlebten Mannes irgend jemand beschädigt oder benachtheiligt, als mich selbst und die mir angehören, und ich meine aus vollster Ueberzeugung, daß ich ohnehin mit meinen abnehmenden Kräften und antiquirten Ansichten den Verhältnissen nicht mehr gewachsen bin. Wo es sich um Prinzipien handelt, müssen ohnehin alle persönlichen Rücksichten schweigen. Wenn Ueberzeugung gegen Ueberzeugung steht, da gilt es entweder Belehrung und Bekehrung auf der einen oder der andern Seite oder Trennung.

Den Erfolg meines Schreibens an das Staats-Ministerium werde ich schweigend abwarten, falls er sich nicht ungebührlich verzögert. Kann ich aber, — wie ich glaube —, nicht davon überzeugt werden, daß ich Unrecht habe, wenn ich annehme, daß der König durch die fragliche Interpretation mediatisirt wird, so muß ich meinem Gewissen Folge leisten.

Es ist nicht hübsch, soviel zu schreiben und soviel von sich zu sprechen; ich konnte es aber nicht kürzer machen, denn mir liegt daran, von Ihnen nicht verkannt zu werden.

Herzlich ergeben

Ihr

v. Roon.

Das in Abschrift beigefügte Schreiben Roon's an Minister v. d. Heydt lautet:

Gütergotts, den 21. August 1869.

„In seiner Sitzung am 19. d. Mts. hat das Königliche Staats-Ministerium sich in der zwischen dem Herrn Minister des Innern und mir streitigen Frage:

„ob die Beamten des Preußischen Marine-Ministeriums als Preußische oder als Bundes-Beamte anzusehen und daher der Communalbesteuerung minder oder mehr zu unterwerfen sind"

für die Ansicht des Herrn Ministers des Innern entschieden und zwar vornehmlich auf Grund einer Interpretation des Artikels 53 der Verfassung des Norddeutschen Bundes, welche ich perhorreszíren muß, weil ich sie nicht in Einklang zu bringen vermag mit meinen als Minister Seiner Majestät des Königs von Preußen übernommenen Pflichten: einer Interpretation, welche mir vom Standpunkte des Preußischen Staats-Ministeriums aus als unzulässig erscheint.

Mögen scharfsinnige juristische Auseinandersetzungen im Stande sein, einer deutungsfähigen Gesetzesstelle einen unrichtigen Sinn unterzulegen und dadurch eine meines Erachtens unzulässige Interpretation scheinbar zu begründen, so reichen dergleichen doch nicht aus, um eine staatsrechtliche Frage definitiv zu entscheiden. Ich glaube, Niemand wird aber die staatsrechtliche Natur **der** Frage in Zweifel ziehen wollen, ob Seine Majestät der König von Preußen lediglich im Auftrage des von Allerhöchstdemselben geschaffenen Bundes oder kraft Seines eigenen Souverainitäts-Rechtes die von Ihm ins Leben gerufene Preußische, aus eigener Entschließung zur Bundes-Seemacht erklärte Marine organisirt und befehligt, ihre Offiziere und Beamte ernennt und entläßt und für Sich in Eid und Pflicht nimmt. Ist aber diese Frage eine eminent staatsrechtliche, so kann sie auch nicht auf Grund juristischer Deductionen definitiv entschieden werden. Ist sie aber auch nur im Mindesten zweifelhaft, so dürfen sich meines Erachtens die Minister des Königs nicht für eine die Rechte Allerhöchstdesselben mindernde Interpretation aussprechen. Haben dieselben dies dennoch durch Majorität gethan, so kann ich, wiewohl zu meinem schmerzlichen Bedauern, die Kluft nicht ignoriren, welche meine politische Ueberzeugung von der dieser Majorität trennt.

Nach reiflicher mehrtägiger ruhiger Ueberlegung bin ich daher in der schon der qu. Sitzung angedeuteten Entschließung bestärkt worden, Seine Majestät event. um meine Entlassung als Staats-Minister zu bitten. Weil ich ein gedeihliches Wirken in einem Collegium für unmöglich erachten müßte, dessen Majorität zu meiner Ueberraschung einer Ansicht beigetreten ist, deren Consequenzen ich mit meinen Pflichten als Minister des Königs nicht als vereinbar zu erachten vermag, so erscheint mir ein solches Ansuchen als unbedingt pflichtmäßig.

Es widerstrebt mir indeß, einen solchen Schritt, welcher durch eine Anschuldigung gegen meine Herren Collegen motivirt werden müßte, zu thun, ohne dieselben vorher davon in Kenntniß zu setzen. Es ist für meinen Entschluß gleichgültig, ob diese Anschuldigung vielleicht nur auf meiner subjectiven Ansicht beruht und — nach der Meinung der mir gegenüberstehenden Majorität — vielleicht der objectiven Begründung entbehren möchte. Mich kann nur meine eigene Ueberzeugung leiten. Die Voraussetzung, die Richtigkeit meiner Ansicht von der Allerhöchsten Instanz anerkannt, die der Majorität dagegen von derselben reprobirt zu sehen: diese Voraussetzung, — sie mag nun, nach der Meinung meiner Herren Collegen irrig oder richtig sein —, ist gleichfalls nicht maaßgebend für mich, sondern lediglich die Ueberzeugung von der Unzulässigkeit prinzipiell politischer Divergenzen im Rathe Seiner Majestät.

So gern ich daher, wenn ich es um des Gewissens willen vermöchte, den erwähnten Schritt unterließe, so wenig kann ich mich dazu bestimmt finden, wenn nicht das Königliche Staats-Ministerium etwa Veranlassung nehmen sollte, den Gegenstand qu. noch einmal in Berathung zu ziehen und zwar zunächst lediglich in Betreff der von mir angefochtenen Interpretation des Artikels 53, auf welcher die ganze Argumentation des Herrn Ministers des Innern beruht.

Die Ablehnung der nochmaligen Prüfung der Frage würde aber für mich dieselbe Bedeutung haben, als wenn das Königliche Staats-Ministerium sich, ungeachtet solcher wiederholten Berathung, für zweifellose Richtigkeit der in Rede stehenden Interpretation aussprechen sollte.

Es war, — wie ich zum Schlusse noch offen bemerken will —, verhängnißvoll, daß ich in der Sitzung am 19. d.

Mts., gebunden durch ein vor meiner Kenntniß der anberaumten Sitzung gegebenes Versprechen, das Ende der Berathung über diese Frage mit Ungeduld zu beschleunigen trachtete und deshalb auch, nicht ohne eigenes Verschulden, zu einem sehr unerwünschten Ende gelangte, bevor der eigentliche Gegenstand der Berathung, d. h. die Communalsteuerpflichtigkeit der Marine-Beamten erschöpfend und allseitig beleuchtet war. Zu meiner Entschuldigung muß ich jedoch anführen, daß die qu. Interpretation und die Wahrnehmung, daß sich gegen dieselbe keine Stimme erhob, mich einigermaaßen außer Fassung brachte, weil ich, — ohne in dem Augenblick die angemessenen vorbeugenden Ausdrücke für meine Gedanken finden zu können —, die daran sich knüpfenden unangenehmen Verwickelungen und Erörterungen im Voraus fühlte.

Ungeachtet dessen, daß Graf Bismarck sich momentan von den Geschäften des Königl. Staats-Ministeriums fern hält, habe ich doch geglaubt, demselben von dem Inhalte dieses Schreibens Kenntniß geben zu sollen, das ich an Ew. Excellenz mit der sehr ergebenen Bitte richte, dasselbe meinen Herren Collegen geneigtest mittheilen zu wollen und zwar sobald als irgend möglich, damit bei der nahe bevorstehenden Rückkunft Seiner Majestät die Akten über diesen Gegenstand für mich als geschlossen angesehen werden können, und ich das eventuell Erforderliche mit derjenigen Loyalität zu vollbringen vermag, die sich für mich ziemt.

v. Roon.

Antwort Bismarck's.

Varzin, 27. August 1869.

Lieber Roon,

Ihren Brief vom 23. erhielt ich gestern und erbrach ihn mit der freudigen Erwartung, welche der lang entbehrte

Anblick Ihrer Hand mir in dieser Einsamkeit nach andern weniger sympathischen Schriftzügen erweckte. Leider sah ich bald, daß es sich um eine geschäftliche Frage handelte, von der ich bereits Kenntniß erhalten hatte, ohne ihre Dimensionen so hoch zu veranschlagen, wie sie sich in Ihrer Auffassung darstellen. Ich hätte nicht geglaubt, daß über diese Frage, die staatsrechtliche nämlich, eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns eintreten könnte oder vielmehr vorhanden wäre, noch weniger, daß Sie aus derselben eine Cabinetsfrage machen würden. Die principielle Streitfrage ist in erster Linie eine staatsrechtliche, in zweiter eine juristische. Sie in der zweiten zu beurtheilen, bin ich nicht hinreichend geschult und vermag noch nicht auf den Standpunkt zu verzichten, von welchem aus ich die Immunität aller Bundes-Beamten gegenüber der preußischen Communalsteuer behaupten möchte, gewissermaßen die Exterritorialität gegenüber den Landesregierungen. Staatsrechtlich aber vermag ich die Bestimmungen der Bundes-Verfassung im Artikel 53 nur dahin auszulegen, daß die Norddeutsche Marine eine Bundesmarine ist. Wir haben dieses Resultat bei Herstellung der Verfassung sorgfältig und bewußter Weise erstrebt und darin nicht eine Verminderung der Stellung des Königs gesehn, zu der ich gewiß nicht die Hand geboten hätte, sondern eine Mediatisirung der übrigen Bundesstaaten zu Gunsten Sr. Majestät bezüglich der Marine, wie sie analog in Betreff des Post- und Telegraphenwesens und mancher andern juristischen Gebiete stattgefunden hat. Die Form, in welcher der König die Herrschaft in Deutschland übt, hat mir niemals eine besondre Wichtigkeit gehabt; an die Thatsache, daß er sie übt, habe ich alle Kraft des Strebens gesetzt, die mir Gott gegeben, und daß unser Herr der Gebieter über die deutschen Seekräfte in vollstem Maße

ist, steht außer Zweifel. Sollen wir denen, die nicht den Namen Preußen führen, die Unterordnung, ohne welche die Einheit unmöglich ist, durch äußerliche Formen erschweren? Gewiß nicht; in verbis simus faciles, und in der Sache bleibt es dasselbe, mögen Sie die Marine Preußisch, Deutsch oder Norddeutsch nennen, es ist unsres Königs Marine. Mecklenburg, Oldenburg, die Hansestädte waren 1866 unsre Bundesgenossen, denen wir, nach dem rechtzeitigen Entschlusse, den sie zu unsern Gunsten gegen Hannover und viele Chancen gefaßt hatten, Gewalt nicht anthun konnten. Sie haben ihrer See-Hoheit und vielen andern Rechten zu Gunsten des jedesmaligen Königs von Preußen bereitwillig entsagt, aber nicht zu Gunsten Preußens, sondern des Bundes-Oberhauptes. Denken wir uns in die Lage der Leute. Ihre Unterordnung hätte sich erzwingen lassen; aber die freiwillige ist doch ein großer Gewinn, und an der Freiwilligkeit hat der Name einen wesentlichen Antheil. Keiner von ihnen und Keiner von uns bestreitet ein Deutscher, und für jetzt, ein Norddeutscher zu sein; aber das particularistische und dynastische Gefühl widerstrebt der Einbeziehung unter die Benennung als Preußen. Hätten wir 1866 sofort das „Deutsch" oder auch nur „Norddeutsch" dem „Preußisch" substituiren können, wir wären jetzt schon um 20 Jahre weiter. Wie schwer solche Namen wiegen, das zeigt Ihr eignes Beispiel, und Sie werden doch zugeben, daß wir beide und unser allergn. Herr geborne Norddeutsche sind, während vor etwa 170 Jahren unsre Vorfahren sich im höheren Interesse ruhig gefallen ließen, den glorreichen Namen der Brandenburger gegen den damals ziemlich verschollenen der Preußen zu vertauschen, ohne Preußen zu sein. Ich hoffe zu Gott, daß die Zeit kommen wird, wo unsre Söhne es sich zur Ehre rechnen werden, den Söhnen

des Königs in einer Kön. deutschen Flotte und im Kön. deutschen Heere zu dienen. Dazu aber müssen wir uns Freunde mit dem ungerechten (?) Mammon der Redensart machen, und nicht als Preußen, wie an jeder andern Spitze, auch an der des Particularismus stehn.

Sie sehn aus Vorstehendem, daß ich in dem ministeriellen Streite nicht, und zwar mit nationaler Schwärmerei principiell, nicht auf Ihrer Seite stehe, obschon oder weil ich mit Begeisterung Preuße und Vasall des Königs, ja des Markgrafen von Brandenburg bin, und bei entstehender practischer Spaltung bis zum letzten Athemzuge bleiben werde. Aber so lange die Gewässer in demselben Bette, und zwar in dem von uns gegrabenen und beherrschten Bette fließen, ist es meines Erachtens nicht unsre Aufgabe, die Scheidelinie zwischen dem gelben Gewässer des Main und dem klaren unsres Rheines durch eine Betonnung mit Preußischer Flagge zu kennzeichnen. Vor allem aber scheint mir die Frage nicht von der Bedeutung, daß Sie vor Gott und Ihrem Vaterlande durch dieselbe berechtigt würden, dem Könige in seinem 73sten Jahre den Stuhl vor die Thüre zu setzen und auf Ihre Collegen, mich eingeschlossen, durch Ihr Ausscheiden einen Schatten zu werfen, der in der Armee und in der conservativen Partei die treuen Herzen beirren und zu der Frage berechtigen würde, ob an einer Sache, der der älteste Zeuge für dieselbe den Rücken dreht, nicht aus Müdigkeit, sondern in principieller Verurtheilung, ob an dieser Sache die Königlichen und die conservativen Interessen noch den berechtigten Antheil haben. Sie kennen die Leichtigkeit, mit der das Urtheil der Massen durch das Beispiel einer Persönlichkeit wie die Ihrige bestochen wird, Sie wissen, wie begierig unter den Besten des Landes der Hang zur Kritik, die Mißgunst, die Beschränktheit jeden

Vorwand ergreift, um den lange in der Tasche getragenen Stein auf die Regierung zu werfen, auf eine Regierung, deren Pfade ungebahnt und schwer zu kennen sind, wie die Hannibals über die Alpen. Sie sagen, und ich weiß es, daß Ihre persönliche Freundschaft für mich die alte ist, und als ich im September 62 ohne Bedenken in Ihre Hand einschlug, da habe ich wohl an Kniephof und Sabow gedacht, aber nicht an die Möglichkeit, daß wir nach 7 glorreichen Campagne-Jahren über die actenmäßige Bezeichnung der Marine in principielle Meinungsverschiedenheiten gerathen könnten. Was uns damals verband: das Streben, dem Könige in schwieriger Zeit zu dienen, gilt noch heut. Lesen Sie die Loosung vom 14. August mit weltlicher Interpretation, wie sie sich mir aufdrängte; den Abschied erhalten Sie doch nicht, Sie haben einen Kampf mit dem Könige, aus dem er als Sieger hervorgeht und Sie als Minister. Einen practischen Erfolg könnte der Schritt höchstens dann haben, wenn wir seine Spitze nach einer andern Seite zu wenden vermöchten. Wollen Sie da hinaus, dann müssen Sie den Topf acht Tage lang am Feuer erhalten und zum 5. mit dem Könige nach Stettin kommen. Ich würde in dem Falle sicher auch kommen und bitte telegraphische Nachricht. Dann würde ich aber in Ihrer Stelle kein formales Abschiedsgesuch an den König richten, weil S. Majestät das immer als Fahnenflucht übel nehmen, sondern dem Könige nur die Streitfrage zur Instruction allerhöchster Entscheidung vorlegen, und eventuell für die Marinebeamten eine ihren Gemeindelasten äquivalente Zulage verlangen, um sie mit dem Landheere gleichzustellen. Vielleicht läßt sich auf diesem Wege die Immunität factisch erreichen. Doch ist es nur ein augenblicklicher, sachlich ungeprüfter Einfall. Aber, wie immer die Sache sich entwickelt, keine Entschließung ab irato, und seien Sie gewiß, daß ich sie,

wenn auch als College andrer Meinung, doch als Freund mit Ihnen aus der Welt schaffe, wenn wir uns nur darüber besprechen können. Noch keine Nachricht aus Genthin? Mit herzlichen Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin

der Ihrige

v. Bismarck.

Auf den am Schlusse vorstehenden Schreibens enthaltenen Vorschlag zu einer Begegnung in Stettin antwortete R. telegraphisch am 30. August:

Herrn Ministerpräsident Grafen Bismarck

Varzin.

„Weil materiell unmöglich, den Topf fünf Tage am Feuer zu erhalten, verzichte auf Begegnung am 5.

Schwebende Frage wird sich schlichten ohne Wandelung der Grundsätze. v. Roon.

Wenige Wochen später war es Graf Bismarck, der sich durch eine gegen seinen Willen getroffene Entscheidung amtlich verletzt fühlte. Er hatte nämlich als Generalpostdirektor in einem von Delbrück (als Bismarck's Stellvertreter) gezeichneten Berichte an Se. Majestät einen ehemaligen hannöverschen Postbeamten H. für das Amt eines Oberpostdirektors in Frankfurt a./M. empfohlen. Dieser Antrag war mit der Begründung, daß der Betreffende erst drei Jahre im preußischen Dienste stehe, im Kabinett des Königs bemängelt worden. Graf Bismarck schob den unerwarteten Widerstand auf weibliche Einflüsse, die bei Hofe wider ihn arbeiteten; in Wirklichkeit waren die Bedenken des Herrn v. Mühler[1]) aus andern Erwägungen hervorgegangen. Er hatte erfahren, daß Korrespondenzen von Hietzing häufig den Weg über Frankfurt a. M. nahmen, und war der Meinung, daß die Ausführung etwaiger Beschlagnahme-

[1]) Des Kabinettsrats.

Maßregeln gegenüber solchen Korrespondenzen für einen ehemaligen hannöverschen Beamten schmerzlich sein müsse. Aus diesem rein sachlichen Grunde hatte er dem König die Einforderung eines andern Vorschlages rathen zu dürfen geglaubt [1]). Graf Bismarck schrieb seine Auffassung über solche Einmischung in eine Frage seines Ressorts in folgendem Promemoria nieder, welches er an Roon sandte:

Varzin, 28. August 1869.

„Des Königs Majestät hat auf den Antrag des Bundeskanzlers und Ministerpräsidenten das Prinzip sanctionirt, daß für die große Anzahl altländischer Beamten, deren Verwendung in den neuen Landestheilen nothwendig wurde, nun auch hanöversche, hessische, nassauische, holsteinische Beamte, soweit sie zuverlässig und brauchbar, befördert werden sollen. Den diesseitigen Postbehörden ist die vertrauliche Instruction gegeben worden, sich in ihren Vorschlägen darnach zu richten. Nun ereignet sich der Fall, daß für die erledigte Oberpostdirectorstelle in Frankfurt a. M. die Ernennung eines ausgezeichnet qualificirten Hanoveraners auf den Wunsch des Bundeskanzlers bei Sr. Majestät beantragt und die technische Qualification desselben in dem Allerhöchsten Handschreiben vom 20. d. M. um deshalb bemängelt wird, weil er erst drei Jahre in Preußischem Dienste stehe. Einmal aber ist der Betreffende im hanöverschen Dienste ein vollständig ausgebildeter Postbeamter geworden und würde die preußischen Eigenthümlichkeiten, wenn in drei Jahren nicht, überhaupt nie bemeistern. Mit einem solchen Grundsatze würde allen neuländischen Beamten die Beförderungsfähigkeit bis auf Weiteres abgesprochen werden, und es läßt sich doch nicht annehmen, daß Se. Majestät den für

[1]) Vorstehende Erläuterung zu dieser Angelegenheit hat nachträglich Horst Kohl (Herausgeber des Bismarck-Jahrbuches) daselbst Band III, 3. Lieferung, S. 286 u. 287 gegeben.

heilsam erkannten Grundsatz mindestens unparteiischer Behandlung der neuländischen Beamten aufgeben will. Außerdem aber ist es bisher nie vorgekommen, daß die technische Beurtheilung der Qualification einer Person in die Instanz des Civilcabinets verlegt worden wäre. Wenn dem Generalpostdirector nicht mehr die Fähigkeit zugetraut wird, die technische Qualification der Beamten seines Ressorts zu beurtheilen, so müßte derjenige Cabinetsrath, der sie richtiger zu schätzen weiß, an seine Stelle gesetzt werden, falls Ordnung im Dienste verbleiben soll. Die letztere ist unvereinbar mit einem System, nach welchem die persönliche Qualification im Cabinet beurtheilt und damit der Schwerpunkt der Personalfrage in eine dienstlich nicht verantwortliche Stelle verlegt würde. Es wäre mit einem solchen System dem Nepotismus eine weite Thür geöffnet, über die bei uns, namentlich bezüglich der Verwendung in den neuen Provinzen, wie es scheint, nicht mit Unrecht geklagt wird. Der vorliegende Fall stellt sich als ein in der preußischen Dienstpragmatik unerhörter dar. Wenn der König persönlich eine Vorliebe für einen besondern Beamten gehabt hätte, so würde Se. Majestät wohl mit Seinem Wunsche nicht zurückgehalten haben. Die Beurtheilung der dienstlichen Qualification eines Postbeamten hat Allerhöchstderselbe bisher dem Generalpostdirektor vertrauensvoll überlassen. Man kann daher die in diesem Falle ergangene Königliche Entscheidung, mit welcher ein amtlicher Antrag abgelehnt wird, nur den postalischen Erinnerungen des Herrn von Mühler zuschreiben, — einer Art von Beeinflussung der Allerhöchsten Entschließungen im laufenden Dienst, welche mit der Stellung des Cabinetsraths unverträglich ist und die Geschäfte vermehrt und erschwert."

Roon, der die Allerhöchste Ordre gegengezeichnet hatte, erhielt außer dem amtlichen Schreiben noch folgenden Privatbrief:

Varzin, 29. August 1869.

Verehrter Freund,

Wehrmann wird Ihnen schon Mittheilung gemacht haben von der Post-Bombe, die bei mir einschlug, am Tage, nachdem ich mein bewegliches Schreiben an Sie abgelassen, ohne zu ahnen, wie schnell ich in eine der Ihrigen analoge Lage gerathen würde. Ein Concept zu einem amtlichen, in Berlin zu mundirenden Schreiben an Sie wird Ihnen Wehrmann zeigen. Ich habe es eben dictirt, bin todtmatt und gallenkrank und nehme daher Bezug auf das Elaborat, unfähig, es hier zu wiederholen. Ich weiß nicht, ob Mühler (Cabinet) einen andern Post-Candidaten in petto hat, oder ob er nur jene frivole Motivirung der allerh. Entscheidung fabricirt hat, um irgend welcher weiblichen Einbläserei [folgen Namen einflußreicher Damen] den Mantel umzuhängen. Aber ich kann weder mit der Post-Camarilla noch mit Harems-Intriguen bestehn, und niemand kann verlangen, daß ich Gesundheit, Leben und selbst den Ruf der Ehrlichkeit oder des gesunden Urtheils opfre, um einer Laune zu dienen. Ich habe seit 36 Stunden nicht geschlafen, die ganze Nacht Galle gespien, und mein Kopf ist wie ein Glühofen, trotz Umschläge. Es ist aber, auch um den Verstand zu verlieren. Verzeihn Sie meine Aufregung, nachdem Ihr Name unter der Sache steht, aber ich kann ja nicht annehmen, daß Sie bei der Form der Unterschrift Sich die Sache angeeignet oder auch nur geprüft haben. Ich selbst überlasse dergleichen dem makellosen Philipsborn, aber nicht dem Cabinets-Mühler oder [Name einer Frau]. Da mag der Kukuk noch ralliirter Hanoveraner sein, wenn die Leute

en bloc für minorenn erklärt werden, oder Bundes= resp. Post=Kanzler, wenn man mit solchen Abfertigungen zur Ruhe verwiesen wird. Wenn der Karren, auf dem wir fahren, zerschlagen werden soll, so will ich mich wenigstens vom Verdachte der Mitschuld frei halten. Es ist Sonntag, sonst fürchte ich, daß ich mich an Leib und Seele schädigen würde, um meinem Ingrimm Luft zu machen.

Wir sind vielleicht beide zu zornig, um die Galeere weiter rudern zu können, man muß Herz und Gewissen aus bergisch=märkischem Actien=Pergament haben, um das zu ertragen. Gute Nacht, wollte Gott, ich könnte schlafen.

Ihr

v. Bismarck.

Antwort Roon's.

Gütergotts, 1. September 69.

Verehrter, lieber Freund!

Ihr gestern hier vorgefundenes Schreiben vom 29. v. M. hat mir in Wahrheit empfindliche Schmerzen verursacht, indem ich daraus entnahm, daß Sie sich verletzt und tief geärgert fühlten und demgemäß in Ihrer Gesundheit beschädigt wurden durch einen Vorgang, den ich nicht kannte. Erst heute durch Wehrmann's Mittheilung von gestern gewinne ich die mir fehlende Erkenntniß über den Grund Ihres Verdrusses, von dem ich meine, daß er viel zu groß war in Betracht der Geringfügigkeit des bisher entstandenen, jedenfalls reparablen Schadens. Es thut mir herzlich leid, daß ich durch meine Contrasignatur zum Mitschuldigen geworden bin, aber zu meiner Entschuldigung darf ich wohl daran erinnern, daß wir nicht selten Dinge contrasigniren, ohne sie materiell approfondirt zu haben. Hätte ich eine Ahnung von der Bedeutung und dem Effekt jener Ordre

auf Sie gehabt, so würde ich dagegen remonstrirt haben. Dies zu thun, bin ich auch heute bereit. Wenn Sie nicht selbst den bezüglichen Bericht an Se. Majestät, der auf Grund Ihres und Philippsborns P. M. zu entwerfen ist, zeichnen wollen, so bin ich, in meiner Eigenschaft als Ihr Vertreter, dazu von Herzen bereit.

Es stimmte mein Vertrauen in das Gelingen der Aufgaben der Zukunft sehr herunter zu erfahren, daß Sie von einem so kleinen Widerstande in einer jedenfalls nicht großen Sache körperlich in dem beschriebenen Maaße afficirt worden sind.

Wenn ich meinen neulichen Ärger, — wie Sie gethan —, mit dem Ihrigen vergleichen soll, so scheint es mir denn doch, daß ich mehr Anlaß dazu hatte und habe, aber incommensurable Personen und Dinge soll man nicht an einander messen.

Mein Telegramm werden Sie erhalten haben. Daraus schon konnten Sie entnehmen, daß ich — am wenigsten ab irato — von hastigen Entschlüssen sehr weit ab bin. Wenn ich solche nicht ausführe im ersten Wallen meines kochenden Blutes, so bin ich Gottlob ziemlich sicher, nach dem Beschlafen einer Sache nicht von einer Gemüthsbewegung Direction und Impulse zu erhalten. In der fraglichen Angelegenheit, in welcher Sie mich wohl nicht ganz verstanden und daher auch nicht überzeugt haben, erwarte ich ruhig das Weitere, nachdem ich mich je länger je fester überzeugt habe, nicht fehl zu gehen. Dieselbe zu wenden, wie Sie andeuten, halte ich aus materiellen Gründen für jetzt unausführbar, so lange .... Mich mit Ihnen zu verständigen, habe ich keineswegs aufgegeben, aber ich mag und kann nicht schriftlich mit Ihnen disputiren, wenn ich Hühner

schießen kann und eine Einquartirung von 13 Offizieren erwarte.

Gestern früh wurde meine Frau nach Genthin gerufen, und gestern Abend ist dort ein einziges kleines Mädchen nach schweren Kämpfen ans Licht gekommen, während ich sehnlich erwartet, es würde eine ganze Rotte Jungen sein. Wie Mutter und Kind die neue Lage, in der sie sich befinden, überstehen werden, steht noch dahin. Gott wolle helfen! — Hedwig ist gestern, nach 3monatlicher Kur, auf Krücken aus Teplitz zu uns gekommen, lediglich mit Vertröstung auf die Nachwirkung.

Mit meinen herzlichsten Empfehlungen an Ihre Damen und den besten Wünschen für Ihre jungen Herrn, in treuester Ergebenheit und Freundschaft

Ihr

v. Roon.

Roon an Bismarck.

Berlin, 21. 9. 69.

Mein lieber und verehrter Freund!

Man hat mir gestern gesagt, Sie hätten Sich gewundert, daß ich einen Ihrer Briefe unbeantwortet gelassen hätte. Sie haben zweimal an mich geschrieben: unter dem 27. und dem 29. v. M. Auf den letzteren habe ich sehr ausführlich unter dem 31. v. M. oder dem 1. d. M. geantwortet, seitdem aber nichts von der bezügl. Angelegenheit (der Anstellung des G. Post-R. Heldberg) gehört; hoffentlich haben Sie doch dies mein Antwortschreiben richtig erhalten? — Auf Ihren Brief vom 27. v. M., der eine Antwort war auf meine Mittheilung vom 23. v. M., habe ich allerdings nur telegraphisch das Nöthige geantwortet. Ich glaubte damit genug gethan zu haben, daß ich Sie

per Telegramm benachrichtigte, es würden meinerseits übereilte Entschlüsse nicht gefaßt werden, um so weniger als die Collegen, wie mir durch Staats-Ministerial-Schreiben mitgetheilt wurde, sehr bereit waren, auf mein Begehren nach einer nochmaligen Discussion über Art. 53 der B.-Verf. einzugehen, indem sie mir zugleich privatim versicherten, daß sie der von mir angefochtenen Interpretation des qu. Artikels nicht volle Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Dies berechtigte mich zu der in dem erwähnten Telegramm ausgedrückten Friedensaussicht, aus welcher ich zugleich die Befugniß, ja die Pflicht ableitete, Sie mit weiteren schriftlichen Discussionen nicht zu behelligen. Solche waren und sind aber unvermeidlich, wenn ich auf Ihren Brief vom 27. näher eingehen wollte. Denn aus diesem entnahm ich nur, daß es mir nicht gelungen war, den Streitpunkt in das rechte Licht zu setzen. Sie haben mir Vieles entgegnet, was ich nicht für controvers halte, und Manches, was Sie, um der Consequenzen willen, selbst nicht aufrecht halten wollen können. Mit Ihnen, dessen treue Königliche Gesinnung und unabhängige Denkungsweise mir gar nicht zweifelhaft sein kann, würde ich mich leicht verständigen trotz der in Ihrem Schreiben vom 27. hervortretenden Divergenz. Ganz anders verhält es sich aber Collegen gegenüber, die von gewandten und schlauen Geheimeräthen, die durch trügerische dialektische Künste selbst dem Teufel die Klauen abdisputiren möchten, gegängelt und geführt werden, wohin sie wollen, und es ist ganz gleichgültig, ob dieser Einfluß in der Beschränktheit, der Trägheit oder der Unterordnung unter die büreaukratische Routine wurzelt. — Sie würden, glaube ich, bei der Beratung qu. nicht ganz gleichmüthig geblieben sein, wenn Sie, wie ich, wahrgenommen, daß, während der Decernent ungeheuerliche Deductionen mit behaglicher Breite leistet, der

eine College Privatbriefe schreibt, der andere schläft und der dritte auf Kunststücke sinnt, um zwischen den controversen Meinungen ein Stühlchen zu finden, auf das er sich setzen kann. — Uebrigens habe ich, Ihrem Rathe gemäß, die Streitfrage in loyalster und friedsamster Weise zur Kenntniß Sr. Majestät gebracht und gefunden, daß der Herr darüber mehr verwundert als erzürnt war. Er wies auf das Titelblatt der „Rangliste der Königlich Preußischen Armee und Marine" hin, sagte „gewiß ist die Preußische Marine — und zwar sie allein — die Bundes-Marine und ebenso gewiß, daß die Bundes-Marine eine Preußische ist, ungeachtet jetzt auch andere deutsche Dienstpflichtige in dieselbe eingestellt werden können, die sonst in dem heimischen Land-Contingent dienen müßten." „Daß Meine Offiziere und Beamte durch die der Preußischen Marine beigelegte Qualität als Bundes-Marine zu Mir nicht in ein anderes als das bisherige Dienstverhältniß getreten sind: darüber kann doch gar kein Streit sein" u. s. w. — Sie ermessen leicht, da Sie meine Person gewiß immer mit Gerechtigkeit beurtheilen wollen, daß ich diese Sache nicht in dem illoyalen Tone des Anklägers, sondern behufs meiner eigenen Beruhigung, resp. Berichtigung zur Sprache gebracht habe. — Des Königs Verhältniß zur Marine, beruht es auf dem eigenen Souverainetäts-Recht des Herrn oder auf dem für Ihn aus der B.-Verf. (Art. 53) abgeleiteten Recht? Diese Frage hat vorläufig gewiß keine praktische Bedeutung; immerhin aber bin ich, der Preußische Minister des Königs von Preußen, verpflichtet, mich in dubio für den ersten Theil dieser Alternative auszusprechen und einzusetzen. Die Immunität der Marine-Beamten ist dem gegenüber etwas durchaus Untergeordnetes und Kleines. Sobald Mühler zurück ist, will ich jene Frage auf die Tagesordnung bringen

lassen, und stelle anheim, ob Sie es angemessen finden, sich darüber nochmals vernehmen zu lassen; event. würde ich selbst den von Ihnen kundgegebenen Dissensus aus Ihrem Briefe vom 27. v. M. mittheilen, wiewohl ich glaube, daß Ihre Auslassung der Frage in gewissem Grade aus dem Wege geht. — Nun genug davon! — Eine andere brennende Frage beschäftigt uns. Sie werden schon wissen, daß Goldonkel Ihren an Wehrmann gerichteten Brief über den palliativen Charakter der Kürzung der Steuer-Kredite zum Ausgangspunkt einer sehr breiten Immediat-Vorstellung gemacht hat, in welcher er auch bei mangelndem Vertrauen seinen Rücktritt in Aussicht nimmt. Er hat dem Staats-Ministerium davon Mittheilung gemacht, erklärend, daß er ohne Groll ginge, wenn es gewünscht würde, mit dem Zusatz, daß Se. Maj. ihm gesagt, daß, wenn Sie Ihr Verbleiben im Amte von seinem Austritt abhängig machten, er gehen müsse; „das sehe ick auch in.“ Er hatte seine gemüthliche Seite herausgekehrt. — Der Herr sprach mit mir über diese Sache, meinte, besser wäre es wohl gewesen, wenn Sie, was Sie W., ihm (dem Goldonkel) direkt geschrieben. Ich beschränkte mich vorläufig auf die Wiederholung der alten, 1862 viel gesungenen Weise „Mit v. d. H.'s Vorsitz im Staats-Ministerium ist Niemand befriedigt.“ Itzenplitz und Eulenburg muß ich darin Recht geben, daß der Land-Tag H. Alles verweigern wird, was er zur Deckung des Defizits verlangt, Alles! — Sicher aber ist es mir auch nicht, daß er gegenüber einem Nachfolger (etwa Graf Königsmark?) faciler sein wird. Sympathien und Vertrauen werden Hrn. v. d. H. bekanntlich von keiner Seite gewidmet, auch nicht von seinen Untergebenen; es wäre sehr erwünscht, wenn er selbst den Abschied erbäte, wozu er nicht abgeneigt zu sein versichert. Der Herr gedenkt in Pietät seiner Bereitwillig-

keit von 66 und würde daher nur auf Grund eines Heydtschen Abschiedsgesuches oder staatsministerieller oder parlamentarischer Röthigung dazu sich entschließen. Wir haben uns jetzt vorgesetzt zu versuchen, ob H. sich nicht freiwillig zum Abtritt bekehrt. Einer solchen Kundgebung müßten aber andere Drucker zugefügt werden, und die Aussicht auf einen convenablen Nachfolger, für welchen Königsmarck von Eulenburg gehalten wird. — Ich bin am Rande, lieber B., und ich habe Ihnen noch so vieles zu sagen. Könnte ich Sie nur einmal sprechen. Sie fehlen uns sehr! Und nun dazu die zweifelhaften Nachrichten über Ihr Befinden! — Moritz war hier in Gütergotts 2 Tage bei mir mit Theresen. Mit ihm habe ich viel geseufzt und gerathschlagt über Ihr Fehlen und Ihre Surrogate; aber Cichorien, nichts als Cichorien! Ihr Fernbleiben mag eine physische Nothwendigkeit sein, allein solche ist auf die Länge nicht zu ertragen; es geht Alles aus dem Leim, und ich alter Sünder habe zuweilen Gewissensbisse, mich den rollenden Rädern der neuen Aera entgegengeworfen zu haben, da wir, wenn auch zu blendenden, doch schließlich zu ganz andern Resultaten gekommen und zu kommen scheinen, als mir in meinen früheren Tagen wünschenswerth geschienen. Wozu all der Lärm, wenn es nicht gelingt, für die Zukunft geordnete Bahnen zu schaffen?

In Genthin ist die junge Mutter noch immer sehr schwach, doch fieberfrei, das Kind gedeiht. Hedwig hinkt, immer noch an Krücken, hofft aber auf Besserung; ich selbst hatte kürzlich wieder meine alten asthmatischen Zustände und fühle mein zunehmendes Alter oft sehr drückend und schmerzlich; mit den abnehmenden Kräften aber wächst die Sehnsucht nach Ruhe und Zurückgezogenheit. Nächst der Rücksicht für den Herrn ist es nur meine unverminderte herzliche Sym-

pathie für Sie, mein theurer B., die mich abhält und festhält an dem Joche, wenngleich — ultra posse etc. — —
Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Ihr getreuer

Roon.

Bismarck antwortete:

Varzin, 24. September 1869.

Lieber Roon,

herzlichen Dank für Ihren Brief vom 21., und ich freue mich des Mißverständnisses, das ihn mir eingebracht hat. In Sachen der Marine und ihrer Beamten hatte ich keine Antwort weiter von Ihnen erwartet, und gewundert hätte ich mich, eingedenk eigner Abneigung gegen die unreinliche Handarbeit in Tinte, überhaupt nicht, wenn Sie nicht schrieben. So ist es mir allerdings lieber. Die Sache kam so: Itzenplitz, der selbst den Fuchs nicht beißen will, wollte wiederholt verlangen, daß ich, brieflich, den Goldonkel morde; ich verwies ihn und die andern Collegen auf Selbsthülfe und erwähnte dabei, daß Sie mir auf eine Andeutung in dieser Richtung nicht geantwortet hätten. An die Marine dachte ich nicht mehr, nachdem ich annahm, daß Sie Ihren Rücktrittsgedanken nicht verfolgten. Mein Verbleiben mache ich nicht grade vom Ausscheiden des vergoldeten Onkels abhängig, wenn ich mich auch freuen würde, ihn freiwillig, befriedigt und mit „Suum cuique“ scheiden zu sehen, da seine Unsicherheit und Unklarheit, sein Mangel an Festigkeit, Wahrheit und staatsmännischem Beruf es sehr erschweren, mit ihm zu arbeiten. Für seine Person habe ich eher ein gewohnheitsmäßiges Wohlwollen; aber als Cabinetsfrage sehe ich das Festhalten an dem Princip an, daß wir nicht wieder vom Capital zehren, um das Budget zu equilibriren,

sondern daß wir zu letztrem Zwecke Steuern fordern oder Ausgaben streichen. Werden uns die Steuern abgelehnt, so haben wir das Unsrige gethan und können nicht mehr ausgeben, als wir haben. Auf diesem Punkte fand ich Se. Majestät in Pansin[1]) schon weicher gestimmt, als mit der Politik verträglich ist. Ich würde an Heydt's Stelle 25% zu den Klassen- und Mahlsteuern, 50% zur Einkommensteuer auf ein Jahr fordern; aber jede Quälerei der Ziffern und Hülfsquellen, um das Defizit kleiner erscheinen zu lassen, als es thatsächlich und dauernd ist, halte ich für den gröbsten politischen Fehler, den ich nicht mitmachen will.

Die 3monatliche Steuer-Kürzung ist nichts als eine Wiederholung der vorjährigen Palliative, und zwar auf gemeinsame Kosten des Staates und der Rüben- und Kartoffelbauer.

Ich spräche so gern mit Ihnen mündlich, denn viel mehr schreiben, als ich auch hier dienstlich täglich muß, kann ich nicht. Ich hoffe wenigstens auf Moritz (v. Blanckenburg) dieser Tage, um mich auszuschütten. Was Sie über Gewissensbisse wegen Hemmung der „neuen Aera" sagen, darüber könnte ich allein 3 Tage mit Ihnen reden, schreibend kann ich den Block nicht bewältigen; als Grundthema nur der Satz, daß die Art, wie, und die Gränze, bis zu der regiert werden kann, durch die Persönlichkeit des Souveräns bedingt ist. Das weiß ich, werden Sie sagen, ohne Besprechung; aber zu dem Thema habe ich 20 Bogen Variation, nicht bloß die Nüance zwischen Vater und Sohn! Auch unser Herr ist heut anders besaitet als 1862; er hat den Kelch der Popularität getrunken und will ihn nicht zer-

[1]) Während der Manöver, 9.—11. September.

schlagen. Ich bin noch zu reizbar, um zu kommen, ich würde Unfug anrichten und bin nicht arbeitsfähig genug, um ihn wieder gut zu machen.

Herzlich freuen wir uns über die guten Berichte von Genthin, und möchten bald ähnliches von der Schwester hören. Tausend Grüße von den Meinigen und von mir. In alter Treue

Ihr

v. Bismarck.

Mit Bezug auf diese letzte Korrespondenz schrieb Roon ferner an Blanckenburg:

Gütergotts, 30. 9. 69.

Mein lieber Moritz!

M. theilte mir mit, daß Du gestern nach Varzin gehen wolltest, nachdem mir Bismarck früher geschrieben, daß er Dich citirt, um sich einmal gründlich ausschelten zu können.

Ich hatte ihm Einiges aus dem Stillleben mit den Gespielen und außerdem etwas von den schweren politischen Bedenken, die mich plagen, mitgetheilt, von denselben, die wir hier zusammen mit Seufzen besprachen. Er hat mir darauf mit einem Gemeinplatz geantwortet, von dem er selbst sagt, daß er an sich nicht viel bedeute, aber er habe wenigstens 20 Bogen Variationen dazu, die er nicht schreiben möge, weil er die schmutzige Arbeit mit Dinte nicht liebe. Er bemerkt nebenbei (wie mir scheint), daß er mich gern sprechen möchte. Meine Bescheidenheit oder Discretion ist aber von der Art, daß ich ohne B.'s ausdrücklichen Wunsch an einen Besuch in V. nicht im entferntesten dachte oder denke. Möglicherweise hält oder hielt ihn seine Berück-

sichtigung meiner Bequemlichkeit, d. i. seine Discretion ab, einen solchen Wunsch zu äußern. Ich würde ihm auch keine neuen oder helleren Lichter anzünden können, so etwas zu glauben geht über mein Selbstgefühl hinaus. Auch würde ich nicht kommen, um mich am Phosphoresziren seines Geistes zu ergötzen oder mich in seine neuesten politischen Feldzugspläne einweihen zu lassen. Ich würde allein deßhalb, dann aber gern kommen, wenn er ein Bedürfniß oder auch nur ein Verlangen danach empfände. Dir dies zu gelegentlichem Gebrauch mitzutheilen ist im Wesentlichen der Zweck dieser Zeilen. B. soll und darf von mir nicht glauben, daß ich kalt und spröde bin, aber er darf ebenso wenig annehmen, daß ich unempfindlich sei gegen die etwa sich einstellende Meinung, ich überschätze die Annehmlichkeiten meiner Person und die eigene Bedeutung. Ich kann ihn nicht überfallen wie S. und H., aber ich bin immer gern zu seiner Verfügung. Basta! — — — Grüße B. herzlich, auch die Deinigen. In alter Liebe und Treue

Dein

Roon.

Moritz von Blanckenburg an Roon.

Varzin, 1. 10. 69.

Geliebter Onkel Albert!

Ich war hierher gebeten durch Johanna sehr dringend schon in der Zeit, während ich in Gütergotz und Hohendorf kreuzte zur Berathung über Landtagsangelegenheiten 2c. Bin heute noch hier geblieben, weil Eulenburg kommt — wie Du wohl wissen wirst —, anscheinend im Auftrage des Königs.

B. hat mich gebeten, daß Du doch Selchow einen Anstoß geben mögest, daß er sich wenigstens der ländlichen

Interessen im Staatsministerium annimmt, die Heydt mit Reduction der Creditfristen von 6 Monaten auf 3 Monat wiederum schädigen will. B. ist darüber erregt, erstens daß diese Operation allein dazu geschehen soll, das eigentliche Deficit zu verdecken . . ., zweitens ist er auch der Meinung, daß diese Reduction dem Lande einen empfindlichen Schnitt versetzt und ärgert sich, daß Niemand außer ihm diese Interessen wahrnimmt . . .

Dies Alles ist nun aber eine völlige Nebensache in meinen Augen im Vergleich mit der ganzen Situation, die ich hier vorgefunden habe.

Ich finde B. fest entschlossen, unter allen Umständen sich ganz auf den Bund zurückzuziehen, wenn der König nicht mindestens Heydt entläßt."

Nachdem dies näher ausgeführt und Bismarck's damalige krankhafte, sehr reizbare Stimmung beklagt worden, fährt der Brief fort:

„Mir scheint, daß Du energisch B. helfen mußt den König zu überzeugen H. zu entlassen, auch womöglich Selchow, wiewohl dies mehr negativ ist. Ich glaube, — dann ließe sich der Lappen flicken.

Das übelste, was in neuerer Zeit geschehen ist, sind Mühlers Unionssprünge, indeß ich glaube, daß der König hiermit viel mehr sich identificirt hat, als mit H.'s Unthaten.

Otto will hier bleiben, — gar nicht zum Landtag kommen und will wohl nichts lieber als daß der Landtag Alles ablehnt.

Ich werde meine Entschließungen, hierfür mitzuwirken, erst fassen, wenn ich die Vorlagen kenne. — Morgen fahre nach Hause.

Dein getreuer M.

Derselbe an denselben.

Zimmerhausen 8. 10. 69.

Geliebter Onkel Albert!

Deinen Brief von 30./9. habe ich nicht mehr in Varzin erhalten, würde Deinerseits ruhig abwarten, ob B. seinem Verlangen, Dich zu sehen, weiteren Ausdruck giebt.

Ich habe ihm übrigens, da es mir in V. unmöglich wurde, mich völlig auszusprechen, in diesen Tagen etwas ausführlicher geschrieben, als ich das sonst zu thun pflege. An seine Krankheit kehre ich mich gar nicht mehr, — die ist unheilbar, wenn er in V. fortfährt so ungesund zu leben wie bisher. Sehr spätes Aufstehen und dann wie ein Förster bis 5 Uhr draußen, essen (und wie!) um 5, 6, 7 Uhr anfangend je nachdem, 1/2 Stunde Billard und dann die eigentlich nicht zu vermeidende Arbeit bis 10—11 Uhr — und das bewußte kalte Nachtessen — natürlich kein Schlaf bei zerstörter Verdauung.

Seine herben Urtheile über seine Collegen und die Conservativen (er nimmt bei den Ausfällen jedesmal Dich und mich aus) sind ja zum großen Theil völlig gerecht und nicht neu. Ich habe ihm zugesagt, das Meinige (geringe) zu thun, um zu helfen. Auf sein Verhältniß zum Könige habe ich keinen Einfluß, auch kein Urtheil darüber; habe ihn auf die Ehe verwiesen, die auch nicht ohne gegenseitige Duldung zu führen ist. Mögen nun aber die Conservativen noch schlechter sein, wie er sie schildert, — ohne dieselben wird er nimmermehr Preußen in anständiger Form in Deutschland aufgehen machen, was (richtig verstanden) allerdings das noch mögliche gute Ziel ist. Will er dies Werk allein mit den Liberalen vollziehen, — so führt es unfehlbar zur Republik.

Man kann den Liberalen nicht gerecht werden, wenn man nicht ihr ganzes Programm erfüllt, und dazu gehört in erster Linie die Zerstörung der Kirche und Schule . . . Also — läßt sich Deutschland nur einigen auf liberalem Wege, so kann dies nur mit Hülfe der Conservativen geschehen. Die müssen das Bewußtsein behalten oder wiederbekommen, daß sie die eigentliche Stütz-Parthei sind, mit der Deutschland erobert wird. Dazu aber sehe ich nicht allein keine Anstalten, — sondern ich besorge, daß die Verbindungen, die noch bestehen, abgebrochen werden.

Am letzten Abend in B. hatte ich noch ein langes Gespräch mit Eulenburg, der mir mittheilte, was man plante um Heydt zu beseitigen. Ich bin ganz einverstanden, und B. wird auch nicht krank werden, wenn ihm der Schwarze Adler umgehängt wird. H. lauert also auf einen Moment, um als Conservativer abzugehen. Ich fürchte aber, der Moment kommt nicht. — — Wenn ich in der Kammer wäre, — würde ich schwerlich für die Zuschläge stimmen. — — —

Dein getreuer M.

In den letzten Oktobertagen erfolgte bekanntlich der Rücktritt Heydt's und die Ernennung Camphausen's zum Finanzminister. Über die politischen Anschauungen des letztgenannten war wenig bekannt, die Konservativen sahen ihn mit Mißtrauen, die Liberalen ohne Vertrauen kommen. Letztere hatten auf einen „Systemwechsel" gehofft, — dazu wäre aber keine Aussicht, wie sie meinten, so lange Roon „das Bleibende" in der Bewegung sei. „Einen eisernen Stock, eine Säule, die fest steht, wenn auch die Welt in Trümmer fällt, behalten wir gewiß: den Herrn von Roon, den treuen Wächter des Soldatentums gegen Jedermann" — schrieb die Vossische Zeitung vom 29. Oktober halb höhnisch, halb

elegisch, als sie den Wechsel im Finanzministerium besprach. — Thatsächlich war Camphausen's Eintritt wohl dem wachsenden Einflusse Delbrück's zuzuschreiben, der auch durch die nachstehenden Briefe bezeugt wurde.

Graf Bismarck an Roon.[1])

Varzin, 20. November 1869.

Lieber Roon

ich wollte Ihnen noch einige Zeilen wegen Delbrück's künftiger Stellung schreiben, um Ihnen mein desfallsiges Anliegen zu empfehlen, welches Wehrmann dem Staatsministerium vortragen soll. Aber ich befinde mich in einem Zustande, den die Aerzte als Carlsbader Crisis bezeichnen und der mich vollständig erschöpft. Ich komme von dem Orte der Erleichterung gar nicht mehr los seit 2 Tagen und werde zur leeren Flasche, wenn das morgen so beibleibt. Sitzen und Schreiben ist mehr als ich ohne Uebermüdung heut leisten kann, und der Königliche Herr, durch badische Familien-Correspondenz gestachelt, schreibt mir eigenhändige Briefe, deren Beantwortung einen politisch-historischen Doctor-Cursus manu propria von mir verlangt. Diese badische Unruhe tölpelt in jede politische Berechnung störend hinein. In dem Moment, wo Fleury in Petersburg die Sturmglocke über Nordschleswig läutet, sollte man doch die Tonart abwarten, die sie giebt. Lassen Sie Sich doch die Reuß'schen Berichte von Thile zeigen.

Was hat Sch . . . . mit der Arcona aufgestellt, daß der Condensator gebrochen? Er muß sie übertrieben haben. Kann man dieser Hof-Theerjacke auch soviel Menschenleben sicher anvertrauen, wie auf dem Schiffe sind?

---

[1]) Vervollständigt nach der Publikation von Dr. Horst Kohl im „Bismarck Jahrbuche".

Ich muß zu Bett, und vorher noch où vous savez; ich bitte nur, lassen Sie mir Delbrück's Auditoriat im Staatsministerium und seinen Ministertitel im Bundesrathe mit Wohlwollen passiren, es gehört beides zu meinem Handwerkszeuge, wenn ich bequemer arbeiten soll.

Wie sind Sie mit Camphausen zufrieden? Ich schließe meine Kur mit heut, soll noch 3 Wochen still sitzen und Diät halten (in der Gänsezeit!) und hoffe dann Weihnachten mit Ihnen zu feiern. — In alter Freundschaft

Ihr v. Bismarck.

Haben Sie Nachricht von Wagener? Er soll krank sein?"

Roon an Bismarck.

Berlin, 23./11. 69.

„In Beantwortung Ihres freundlichen, in kritischen Zuständen, hoffentlich nicht nach 10 Uhr Abends geschriebenen Brieflein vom 20. d. M. erwiedere ich, daß ich, schon bevor mir Wehrmann Ihre Concepte zur Einsicht vorgelegt, fest entschlossen war, Ihren Wünschen in Betreff Delbrück's ungeachtet mancher Bedenken unbedingt zuzustimmen. So selbstsüchtig und unweise bin ich nicht, daß ich nicht bereitwillig die Hand zu Allem böte, was Sie, theurer B., erleichtern und uns erhalten kann. Daß meine Ressort-Interessen und persönlichen Empfindungen in dieser Angelegenheit nicht maaßgebend für mich sein durften, war mir keinen Augenblick zweifelhaft. Denn ich bin ein müder, alter Mann, dessen Thatkraft und Produktivität nahezu erschöpft ist, der sich am liebsten mit den Händeln dieser Zeit gar nicht mehr abgäbe, der nur noch aus Pietät auf dem innehabenden Sessel für eine kurze Zeit verharrt, während die Welt von Ihnen noch Zeichen und Wunder erwartet und erwarten, ja verlangen kann und muß.

Dieser Auffassung gemäß habe ich bereits gestern kurzer Hand die Zustimmung des Staats-Ministeriums beantragt und erhalten, dergestalt, daß Ihr Antrag an den König abgehen kann, sobald Sie ihn vollzogen haben. Auch habe ich mich durch eine vorläufige Besprechung mit Sr. Maj. dessen versichert, daß der Antrag eine gnädige Aufnahme finden wird.

Die Russischen Berichte hat mir Thile mitgetheilt; Fleury war und ist ein Fanfaron, dem man sagen muß, daß er sich nicht um ungelegte Eier bekümmern soll, und daß wir uns nicht graulich machen lassen. Ueber die Badischen Velleitäten bin ich nicht unterrichtet; der König schwieg darüber, als ich ihm mittheilte, daß und warum Ihnen eigenhändige Briefe sauer würden. Dagegen hatte ich Veranlassung, des Königs sentiment nicht blos in Betreff des Verkaufs der Braunschweig. Eisenbahnen, sondern auch hinsichtlich der damit im Zusammenhang stehenden Braunschweig. Successionsfrage kennen zu lernen. Der Herr widersprach nicht, als ich auf die politische Unmöglichkeit der Welfischen Succession hinwies. Er zitirte zwar ein Schleinitz'sches Gutachten, welches uns keinerlei Recht zugestände, schien aber damit nicht einverstanden, betonte vielmehr sehr lebhaft die Nothwendigkeit, in dieser Frage je eher je lieber schlüssig zu werden, da die Frage jeden Augenblick brennend werden könne. . . .

Mit Camphausen bin ich bisher wohl zufrieden, kann Ihnen aber nicht bergen, daß mir das Triumvirat Delbrück, Camphausen und Wehrmann in Ihrer nächsten Nähe Gedanken macht, die ich aber heute nicht näher besprechen möchte, weil ich durch mein Zahnweh ohne Zähne zum Denken und Schreiben fast unfähig bin.

Dennoch zum Schluß noch ein Wort freundlicher Ermahnung aus vollem Herzen! — Wenn Sie nun durch das liebe Karlsbader Wasser wirklich wieder zur gründlichen Reinigung Ihres inwendigen körperlichen Menschen gelangen, — was Gott geben möge —, so dürfen Sie ohne Versündigung nicht wieder in Ihre alte Lebensweise zurückfallen: Schlafen bis Mittag, Wachen bis zum Morgengrauen, Arbeiten bei Nacht und Essen für zwei bis Drei! Sie sollten vielmehr Gott danken dadurch, daß Sie sich fähig halten, Ihrem Lande zu dienen mit der ganzen reichen Fülle Ihrer Mittel. Sollte Ihre Energie wirklich nicht hinreichen, um Ihrer extravaganten Natur die regelrechte Lebensordnung eines ehrsamen deutschen Hausvaters aufzunöthigen? Das müssen Sie können! Das erbitte ich für Sie und von Ihnen mit dem warmen Eifer wahrer Freundschaft als

Ihr alter

v. Roon.

Wagener soll nicht krank sein; ich weiß nichts von ihm."

Die Schwierigkeiten, in welche General von Schwartzkoppen inzwischen durch die viel Staub aufwirbelnde Celler Denkmalsangelegenheit gekommen war, sowie die daraus entstandene Diskussion im Landtage veranlaßte Bismarck am 28. November zu einer ausführlichen Äußerung über diese Angelegenheit. Er war mit der bisherigen Behandlung der Frage nicht ganz einverstanden.

Varzin, 28. Nov. 1869.

Lieber Roon,

ich kann nicht viel schreiben, aber die Celler Discussion[1]) veranlaßt mich nochmals auf den Gedanken zurückzukommen,

---

[1]) Am 15. Oktober 1869 wurde ein von Privatpersonen in Celle aufgestelltes Denkmal zu Ehren der bei Langensalza gefallenen hannöverschen Soldaten auf Befehl des Generals v. Schwarzkoppen, weil es auf

über den wir vor einigen Wochen, ohne Verabredung, gleicher Meinung waren. Die politischen Interessen, um die es sich handelt, sind zu ernst, um sie der Frage zu opfern, wer in dem Streitpunkte juristisch Recht hat und wer nicht. Ich bin mit dem, was Sie gesagt haben, nachdem geschehn, was geschehn, ganz einverstanden, und wollte, Sie hätten allein gesprochen. Eulenburg's Auffassung ist m. E. nicht haltbar, wenigstens nicht in thesi, wenn man auch practisch gelegentlich danach handeln mag. Schwarzkoppen hat mit mehr Zorn als Gewandtheit operirt, wie der Bär, der die Fliege mit dem Stein zermalmte; die elende Polizei hat ihn im Stiche gelassen; sie durfte nach allen Regeln guten Geschmacks ohne Scrupel interveniren; für Andre war eine so kitzliche Sache wie Denkmäler für Todte, namentlich für gebliebene Soldaten und in der Lage, wie die unsre, dem hannöverschen militärischen Gefühl gegenüber, m. E. mit mehr Vorsicht zu behandeln, weil wir die Macht der Lüge kennen und ihr nicht unnöthige Kristallisationspunkte liefern sollen. War Schwarzkoppen einmal durch die Schwäche oder Untreue der Polizei verleitet, das schwere Geschütz des „Commandirenden Generals" auf diesen Fuchsbau abzuprotzen, so mußte er sich auch gefallen lassen, daß selbst der Comm. General des Königs vor dem Gerichte des Königs halt machte und wenigstens Anstandshalber der richterlichen Autorität die honneurs eines verspäteten telegr. Inhibitoriums

---

einem dem Militärfiscus gehörigen Terrain errichtet worden war, von einer dazu kommandierten Truppenabtheilung niedergerissen, obgleich das zuständige Amtsgericht der Militärbehörde insinuiert hatte, die Angelegenheit in statu quo zu lassen, unter Androhung einer Strafe von 100 Thalern. Am 26. October interpellierte der Abg. Miquel die Regierung wegen des Vorkommnisses. Roon antwortete ausweichend. Siehe auch Roon-Reden, Band III, Seite 147—175.

erwies. Wir haben soviel ernste Schwierigkeiten auf dem Halse und blasen uns eine solche Laus zum Scorpion auf.

Sie konnten m. E., nach der Stimmung des Königs, nicht anders reden als geschehn, aber daß Se. Majestät die Sache auf die in der Anlage entwickelte Weise beilegt, halte ich für ein Gebot der politischen Klugheit, und wenn wir von der nichts mehr wissen wollten, so dürfen wir den Abgeordneten auch nicht mehr vorwerfen, daß jeder von ihnen mit seinem Rechtsboden durch die Wand will, ohne zu ermitteln, was dabei aus dem Staate wird.

Die Carlsbader Mattigkeit verliert sich langsam, aber seit gestern reite ich doch wieder und habe mehr Zutrauen. Meine Frau schalt neulich, daß Sie kein Wort von den Ihrigen geschrieben, und meinte, Sie pflegten doch sonst nicht so ein herzloser Geschäftsmann zu sein, deshalb füge ich hinzu, daß es meinen Damen gut geht, meinem Schwiegervater etwas matt, Herbert einen Hieb über den Kopf hat und noch liegt, von Bill nichts bekannt.

Herzlich der Ihrige

v. Bismarck.

Die Anlage bitte ich Sie, Sr. Majestät vorzutragen, und aus dem Briefe, soviel Ihnen courfähig scheint."

Roon antwortete fast umgehend:

Berlin, 2. Dezbr. 1869.

„Ihr Schreiben, lieber B., in der Celler Angelegenheit gelangte allerdings schon Montag Nachts in K. Wusterhausen in meine Hände. Wenn ich erst heute darauf antworte, so folgt daraus nicht meine Saumseligkeit, sondern vielmehr mein reifliches Wenden und Betreiben qu. Angelegenheit, wiewohl ich pure Ihrer Auffassung nicht beitrete, vielmehr

hoffe, daß Sie nachträglich der meinigen sich anschließen werden. Am Dienstag auf der Jagd rapportirte ich Sr. M. über Ihr Schreiben und übergab ihm Abends Ihr Pro Memoria. Er schien über Ihren Vorschlag gewissermaßen betroffen, meinte, darauf werde er schwerlich eingehen können, ohne seinen Behörden Blößen zu geben, resp. sie für die Folge einzuschüchtern, sprach wiederholt von der seitens der Regierung allgemeiner zu ertheilenden Erlaubniß zum Aufhängen von Gedenktafeln in den Kirchen, fragte schließlich, was ich dazu sagte. So lange die Angelegenheit vor den Gerichten schwebt, war meine Antwort, würde ich darin entschieden gar nichts thun und mir meinen Entschluß bis nach erfolgtem Richterspruch vorbehalten. Ist letzterer den Militär-Behörden, wie ich erwarte, günstig, und wird ihr Eigenthumsrecht anerkannt, und die Nichtbefolgung des Possessorien-Befehls durch einen Formfehler des letzteren entschuldigt: dann ist der Moment da, wo S. M. aus Allerh. eigener Initiative die Wiederherstellung des Denkmals aus den disponiblen Mitteln König Georgs befehlen kann und, — wie ich meine —, sollte. In dem betreffenden Erlaß würde ich noch einen Schritt weiter gehen und erklären, daß mir dergleichen Denkmale für Soldatentreue durchaus nicht widerwärtig seien, daß S. M. die Errichtung blos an die baupolizeilichen Vorschriften gebunden erachten und eine politische Demonstration daran niemals geknüpft erachten wollen. Darum und weil ein Spargelfeld von Denkmälern viel Geld beansprucht, wollen S. M. das Aufhängen von Gedenktafeln in den Kirchen mit den Namen der Gefallenen allgemein gestatten. Ich glaube, daß dieser, mein Vorschlag bei S. M., wenwohl noch erregte Aeußerungen über unzeitige Großmuth, die nur mit Undank gelohnt zu werden pflege, folgten, Aussicht auf Annahme hat. — Eulenburg und Del-

drück habe ich von der Sache gleichfalls gesprochen. Ersterer stimmt mir unbedingt bei. Letzterer besuchte mich als außerordentlicher Gesandter und Bevollmächtigter Bennigsen's & Co., welche durch meine Vermittelung Audienz in der Sache erlangen wollten. Ich habe diese Vermittelung abgelehnt, unter Hinweis auf die Inopportunität irgend eines weiteren Schrittes, bevor man res judicata habe, und fand darin bei Delbrück volle Zustimmung. Heute früh habe ich Sr. Majestät hiervon Meldung gemacht, und der Herr billigte ausdrücklich den von mir ertheilten Bescheid. Allerhöchstderselbe hat auch, wie ich glaube, aber nicht weiß, mit Thile von der Sache gesprochen. Da ihn heute die Chinesen absorbirten, so habe ich mir darüber Gewißheit noch nicht verschaffen können. — Delbrück schien der Ansicht, daß die Hannoverischen Herrn bei bewandten Umständen in Angelegenheit ihres Wahlpuffs sich vorläufig ruhig verhalten würden.

Herzlichen Dank für die gütige Nachfrage nach den Meinigen. Meine Frau ist seit Sonntag in Gentkin, um meiner Tochter E. für einige Tage Gesellschaft zu leisten. Ihr Zustand (d. h. E.'s) ist langweilig, aber wir hoffen nicht bedenklich. Meine zweite Tochter ist noch immer auf Krücken gutes Muthes. Sonst — all right. Ich küsse Ihrer Fr. Gemahlin die Hand und freue mich mit den Meinen, daß Sie nun bald wieder hier sein werden. Aber kommen Sie nicht zu früh, d. h. nicht wider ärztlichen Rath. Denn Sie müssen gesund hier sein; krank, kränklich oder gereizt würden Sie unsere Schäden nicht heilen, sondern nur verschlimmern können.

Gott segne und kräftige Sie! In alter Treue

Ihr

v. Roon.

Verzeihen Sie die Ferkelzucht, der ich mich bei flüchtiger Schrift nicht habe erwehren können.

Sie haben doch meinen letzten Brief erhalten?"

Vorstehender Brief kreuzte sich wieder mit einem amtlichen Schreiben Bismarck's, auch vom 2. Dezember datiert. Dasselbe behandelt zwar eine ganz andere Angelegenheit, soll aber doch hier mitgeteilt werden als ein erfreulicher Beweis, daß Bismarck ausländischen Anmaßungen bei jedem Anlasse sehr deutlich entgegenzutreten wußte.

Varzin, 2. Decbr. 1869.

„Nachdem ich von den heut aus Berlin eingegangenen Actenstücken über den Besuch des Marquis Chateau Renard auf dem Königstein Einsicht genommen habe, kann ich nicht umhin, Ew. Excellenz vertraulich mitzutheilen, daß die Sache im auswärtigen Ministerium nicht nach meinem Sinne behandelt worden ist. Ich habe eine Rectificirung des Königl. Gesandten in Dresden darüber, daß er nicht die unbescheidene Aeußerung des Marquis fest und mit Anspielung auf den Vorfall in Châlons zurückgewiesen habe, und eine in diesem Sinne gehaltene Mittheilung an den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten veranlaßt. Es würde ganz meinen Wünschen entsprechen, wenn Ew. Excellenz auch den General von Rohrscheidt über diese Auffassung vertraulich verständigen wollen, weil durch die Wichtigkeit, mit welcher man eine anmaßliche Beschwerde eines französischen Diplomaten hat behandeln sehn, in den dortigen militärischen Kreisen vielleicht unrichtige Schlüsse über unsre politische Haltung Frankreich gegenüber gezogen werden könnten.

v. Bismarck.

Blanckenburg an Roon.

Zimmerhausen, 1. 12. 69.

Geliebter Onkel Albert!

ich schickte Dir heute früh eine Schachtel voll Stücke einer pommerschen Tochter des Landes in Sauer gekocht, vulgo genannt „Gänsesauer", hoffend daß dieser Säuerling Dich daran erinnert, daß es hier noch eine Ecke Landes giebt, wo man ohne Politik leben kann. — Unser Leben wird zuweilen nur durch das unangenehme Gefühl, — das mich oft mit Ekel befällt —, gestört: „ach noch einmal mußt Du auf den Reichstag"; mich tröstend: „aber auch nur noch einmal". — —

Die Kammerberichte ꝛc. verfolge ich gar nicht, man bekommt zu unwahren Eindruck aus den Zeitungen. Merkwürdig! Alles was im Lande kirchlich „rechts" ist, d. h. was noch an den Gekreuzigten glaubt und die Kirchenbekenntnisse aufrecht erhalten will, schäumt vor Erregung gegen Mühler, und im Landtage wird er angebellt von Allen, die Jesum hassen! — — —

Dein getreuer Moritz.

Roon an Blanckenburg.

Berlin, 4. 12. 69.

„Daß Du, mein geliebter Moritz, in einem Landeswinkel Gänsesauer speisest, wo man ohne Politik leben kann, — wie Du davon rühmst —, ist mir freilich nicht überzeugend dargethan worden; eher das Gegentheil. Ich würde Dich sonst mehr um diesen Mangel als um Deinen Ueberfluß an Weißsauer beneiden.

Er hat seit einiger Zeit wieder Notiz von mir genommen, brieflich und telegraphisch zu verschiedenen Malen, und mir aus der Karlsbader Krisis selbst geschrieben, daß er

zu Weihnachten hier sein würde, worauf ich ihm erwidert, er möchte fortbleiben, wenn er nicht gesund, d. h. ohne krankhafte Reizbarkeit sei. Denn hier ist wahrlich des Ärgers genug, wenn man sich nicht auf des alten Demokrits Standpunkt zu erhalten vermag. Die hiesigen Abderiten sind ja ohne alle gemüthliche Erziehung, und ich meine, daß ein Mann wie Mühler, angefeindet von Jude und Christ, entweder ein viel bedeutenderer oder ein viel einfältigerer Mann sein müßte, wie er wirklich ist; sonst ist dieses allseitige Schnauben nicht zu begreifen und zu erklären, außer durch das Abderitenthum der „vulgären Menge“. — —

Am Sonntage will ich zur Feier des Tages meine liebe Familie an meinem Tische versammeln, denn jedenfalls hat diese Ursache sich darüber zu freuen, daß ich vor zehn Jahren (am 5. Dezbr. 59) Minister geworden bin, wie auch das Land darüber urtheilen möge.

Am 29. und 30. war ich mit Sr. Majestät in Königs-Wusterhausen und habe gute Jagd gemacht. . . . Mit dem Marschiren ging es ja leidlich, aber alt — alt bin ich doch sehr.

Von M. und unsern beiden Enkelsöhnen wirst Du, hoffe ich, Gutes erfahren haben resp. erfahren; Vater Thadden wohnt seit einigen Tagen bei ihnen — ganz Synode! Wie frisch ist doch der alte Herr noch; eine wahre Freude ihn zu sehen und zu hören.

Das Triumvirat um Bismarck ist nun fertig, auch Delbrück wenigstens titulirter Staatsminister; der neue Finanzminister hat wohl debütirt, allein nicht mehr als das, und ich zweifle nach wie vor, daß er allgemein-geschäftlich sowie politisch ganz geeignet ist für die übernommene Rolle, B. und dem Staats-Ministerium gegenüber. Bei den National-Liberalen hat er Anstoß gegeben durch das, wodurch er sich

bei uns empfohlen hat. Aber verzeih', daß ich Deine Ohren mit Politik vergifte, Du lieber Kohl bauender Decius oder Diocletian, der da gewiß nächstens das bekannte „Beatus ille etc." mit Variationen vom Kinder-Concert exekutiren lassen wird. — Grüße sehr herzlich die Deinen und laß bald wieder von Dir hören, auch ohne veranlassende Gänsekeulen.

Dein alter

A. v. R.

Im Dezember hatte Roon einen heftigen Krankheitsanfall, so daß Blanckenburg aus Zimmerhausen am 18. 12. fragte:

„. . . Nun sitzt man wieder hier und hört kein Wort von Deinem Befinden, und doch möchte ich so gern hören, daß Böger Deine kranken Lungen für gesund erklärt hat?"

Roon antwortete darauf:

Berlin, 31. 12. 69.

„Herzlichen Dank für gütige Nachfrage. Mit meiner Gesundheit geht es eben so gut wie vor der brüsken Attacke. Böger, dies einräumend, hat indeß fortwährend Sorge, so daß er mir für heute wenigstens die Theilnahme an der Hofjagd zu verleiden suchte. — — Von hier ist wenig Neues zu melden, wenn nicht etwa — als signatura temporis — des Besuchs zu gedenken, den Ihre Maj. die Königin gestern Abend in meinem Hause gemacht hat, um meine kranken Töchter zu sehen, zu trösten und zu berathen. — Der Herrenmeister requirirt die Marine, um nach Jerusalem zu reisen mit seiner Frau Meisterin und einer Anzahl von schaulustigen Rittern des heil. Johann, behufs der Grundsteinlegung zum Wiederaufbau der dortigen Ordenskirche, nachdem der lüber-

liche Großtürke die Ruine dem Könige geschenkt hat. Willst Du Dich nicht etwa auch zur Begleitung melden? Stolberg würde das gewiß sehr wünschen.

Der König hat mir zum Weihnachten eine sehr schöne und sehr schwere goldene Sieges-Medaille geschenkt, die nur in 10 Exemplaren in Gold geprägt ist; natürlich ein Familien-Kleinod von unschätzbarem Werthe.

Herzliche Grüße an alle die Deinen, auch an den Geiglitzer. Sage diesem nur, daß es mir sehr schwer geworden, nicht zu kommen, aber „kranker Gast — schwere Last!"

Bismarck wird heute zurückerwartet. Die Nachrichten aus Bonn lauteten ja bisher tröstlich. In alter Liebe, im alten wie im neuen Jahre

Dein alter R.

Blanckenburg an Roon.

Zimmerhausen, 9. 1. 70.

„. . . Ja freilich war ich besorgt um Deine Lungen in Anbetracht des damaligen Wetters (10° Kälte). — Nach Jerusalem ginge sehr gern, wenn mir die Preise und sonst Vieles solche Extravaganzen gestatteten . . . allein das könnte mich reizen, wenn ich damit vom Reichstage befreit würde, vor dem ich eine unüberwindliche Abneigung habe . . .

Sehr lieb wäre es mir, wenn Du, gelegentlich General Moltke sehend, diesem von mir Eröffnungen machtest dahingehend, daß meine einzige Hoffnung wäre für die Fraktionssession, daß Er die Leitung in der Art in die Hand nähme, wie Stolberg früher. Es würden dabei die eigentlichen Corporaldienste von Denzin geleistet, und ich würde mich ihnen gewiß nicht entziehen, wenn ich da wäre. Aber wir müßten ihn gerade in erster Linie haben als feinstes

Deckblatt, das wir noch hätten für unsere Vierradener Einlagen.

Ist denn Johanna zurück? Hat Bismarck wirklich die preußischen Staatsministerzügel wieder ergriffen?"

Roon an Blanckenburg.

Berlin, 16. 1. 70.

„Dank für Deinen ausführlichen wenn auch nicht durchweg erfreulichen Brief vom 9. d. M., als dem Tage, an dem ich vor 49 Jahren den Offizierrock angezogen. Noch ein Jahr und die Zahl 50 ist voll, — und dann wird man es mir doch vielleicht nicht mehr allseitig verdenken, wenn ich mich, wie ich ersehne, von den öffentlichen Geschäften zurückziehe, falls mir des Herrn Gnade bis dahin überhaupt den Odem bewahrt hat.

Der König ist noch immer grippig und konnte den letzten Jagden nicht beiwohnen, aber er fährt aus und macht seine Geschäfte. — Mit der Jerusalemer Reise ist's vorläufig, wenn nicht auf immer — Essig; deßhalb habe ich gestern unsere Schiffe aus dem Mittelmeer abgerufen. Die Gründe zu diesem Verzichte sind interessant, aber für eine schriftliche Mittheilung nicht geeignet.

Der Reichstag tritt nun — d. i. ziemlich sicher — spätestens am 15. Februar zusammen, zu möglichst kurzer Sitzung. Wie die Diskussion über den § „Amtshauptmann" ausfällt: davon wird es abhängen, ob wir den Landtag möglichst bald schließen oder — vertagen, um nach der R. T. Sitzung ihn wieder zusammen zu rufen und die famose Kreis-Ordnung fertig zu schwätzen. Ich hoffe, daß Du dem R. T. nicht fehlen wirst; da Deine Pläne mit dem „Deckblatt" Moltke sich schwerlich verwirklichen dürften, da sich dies Deckblatt nicht gut rollen läßt.

Bismarck verkehrt mit den Geschäften — auch den Preußischen — ungefähr wie vor Jahren, ist in den Sitzungen überlebhaft, spricht fast allein und scheint in dem alten Irrthum befangen, daß er durch geistige Regsamkeit und persönliche Liebenswürdigkeit alle Schwierigkeiten der Lage überwinden werde. Es wird daher auch mit den National-Liberalen fortcoquettirt und die alten Freunde und Gesinnungsgenossen werden ziemlich ignorirt; er meint durch diplomatische Dialektik und menschliche Klugheit übrigens Alle gewinnen und über den Gänsezucker führen zu können, redet mit den Conservativen conservativ und mit den Liberalen liberal, und bekundet durch dies Alles entweder eine so souveräne Verachtung aller seiner Umgebungen oder so unbegreifliche Illusionen, daß mir dabei ganz graulich zu Sinne wird. Er will à tout prix möglich bleiben, jetzt und künftig, und zwar weil er wohl die Empfindung hat, daß der begonnene Bau unter dem Hohngelächter der Welt zusammenfällt, sobald er die Hand davon thut. Das ist auch nicht unrichtig, — aber — die Mittel zum Zwecke! Werden sie um seinetwillen geheiligt? — — Frau Johanna ist, glaube ich, noch in Bonn, sie hat es durchgesetzt, daß B. die Söhne jetzt nach Berlin versetzen läßt, was nicht überall gebilligt wird, ebensowenig wie die eingeleitete Reform des Pauk-Comments. . . .

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Dein A. v. R.

Blanckenburg an Roon.

Zimmerhausen, 21. 1. 70.

„. . . Ueberraschen thut mich gar nicht, was Du über B. schriebst. Daß er die Fehler, die seit Provinzialfonds in Behandlung der Conservativen gemacht sind, nicht wieder

gut machen will, das weiß ich von Varzin her; daß er die Meinung hat, daß die vorschreitende Einigung Deutschlands es erfordert, daß wir immer liberaler werden müssen, — das spricht er geradezu aus —, freilich auch, daß jeder liberale Mann, der dem König durch das Amt näher gebracht wird, eo ipso conservativer wird. . . ."

den 30. Januar (aus Stettin).

„. . . Hier in Stettin fangen meine Dienstgeschäfte am 4. März an und dauern 3 Wochen. Hoffentlich werde ich damit den größten Theil des Reichstages los, vor dem ich mich ekele. Bleibt es denn beim 15. Februar? Wirklich betheiligen thue ich mich nicht mehr, werde fortan nur meinen Angelegenheiten leben. Von 1852—1870 sind 18 Jahre! Mir scheint das genug zu sein für politisches Herumbummeln; habe daher den Landräthen bereits meine Meinung gesagt. Dazu kommt, daß die ständischen Dinge mir Beschäftigung genug geben, so daß ein Untergang im Mist nicht zu besorgen."

Z., den 5. Februar.

„. . . Die Opposition der Conservativen gegen B. nimmt reißend zu —, man kann es schon Erbitterung nennen. Führer dieser Opposition gegen ihn will und werde ich nimmermehr sein, und Führer der murrenden widerwilligen ihm noch aus allerhand Gründen folgenden Rest-Conservativen mag ich nicht sein, also Stolberg's [1]) Erbschaft trete ich nicht an. Bis zum 4. März werde ich mich in Berlin sporadisch zeigen, von da ab dauernd nach Stettin gehen. Beiden Landräthen habe ich definitiv angezeigt, daß sie sich einen andern Abgeordneten suchen müssen. —

[1]) Graf Eberhard Stolberg, bisher Fraktionsvorstand, war kürzlich zum Oberpräsidenten von Schlesien ernannt worden.

Ich bleibe hier so lange Vater lebt, dann mag meinetwegen das castra movere losgehen dahin, wo dann noch ein ubi bene ist —?—?

Dein getreuer Moritz.

Roon an Blanckenburg.

Berlin, 7. 2. 70.

„. . . Du erwähnst in Deinem letzten Briefe die Opposition resp. Mißstimmung der Conservativen. Der gute Berg discutirte gestern Abend an meinem Theetisch dasselbe Thema, und sprach, wie Du, vom Rückzuge. Wenn Du und er und die Gleichgesinnten sich von der politischen Bühne in der That zurückziehen, so wird den Liberalen freilich das Feld unbestritten überlassen; dann kann die Regierung oder B. nicht bloß mit den Liberalen transigiren und wirthschaften, dann muß er es thun, und Ihr werdet bald wahrnehmen, wie das Schiff von den Mithänden am Steuer ganz entschieden nach links gewendet wird, was ich natürlich nicht mitmache. Das „castra movere“ hat doch auch seine großen Bedenken, weil ich mich vergeblich auf dieser Welt nach dem „ubi bene“ umschaue. Politisch gehöre auch ich — unter uns — der conservativen Opposition an, weil ich nicht wider meinen Willen mit verbundenen Augen geführt werden mag, wer weiß wohin. Aber B. weicht jedem Gespräche über dies Thema aus, während er sich in theoretischen Sätzen noch immer in Uebereinstimmung mit mir zu halten die Miene giebt. Er vernachlässigt, wie bisher, seine treuesten und ergebensten Freunde; er wird nicht Anstand nehmen, sie eventuell zu brüskiren. Wenn unser Herrgott nicht eingreift, so ist keine Hoffnung auf eine gedeihliche Fortentwickelung unserer Verhältnisse; das Steuer ist verloren

gegangen oder unbrauchbar geworden, wer weiß da, wohin uns die Wogen schaukeln werden!

Dies Alles nur im engsten Vertrauen, für Dich ganz allein. — Aber ich verzage noch nicht; ich schaue nach Oben und hoffe, das drohende Unheil wird, wenn nicht verhindert, doch verzögert werden.

Dein alter R.

Nach der Reichstagseröffnung hatten die Freunde reichlich Gelegenheit, sich über ihre politischen Sorgen mündlich auszusprechen. Diese wurden übrigens im April noch dadurch vermehrt, daß der so oft besprochene Gegenstand ihrer gemeinsamen Liebe (denn das war und blieb Bismarck, wenn auch die Liebe zuweilen als eine „unglückliche“ empfunden ward) von neuem erkrankte. Von Varzin aus, wohin Bismarck noch vor Ostern wieder gegangen war, erhielt Roon u. a. am 28. April einen sehr ausführlichen Brief der schwer besorgten Gräfin Bismarck, welcher den andauernden Krankheitszustand des Gemahls eingehend schilderte und die Bitte aussprach, diesen wegen seines Fehlens bei Seiner Majestät zu entschuldigen sowie die durchaus erforderliche Verlängerung des Urlaubs zu erwirken.

Des Weiteren erwähnen Roon's Briefe aus diesem Frühjahr an seine zur Kur in Karlsbad befindliche Gemahlin den Schluß des Zollparlaments am 7. Mai, „in welchem Blanckenburg sich durch seine einsichtsvolle Thätigkeit die allgemeine Anerkennung erworben habe,“ und die darauf folgende Wiedereröffnung des Reichstages, ferner den Besuch des Kaisers von Rußland am 13. Mai, — der sich aber die große Parade verbeten habe. „Es ist Hoffnung, daß Bismarck nach dem Verrauschen der Kaiserwelle nach Berlin zurückkehrt, aber er soll noch recht schwach sein. Mit meiner

Gesundheit geht es ganz leidlich, aber in Acht nehmen muß ich mich freilich sehr." — „Das waren schwere Tage, die letzten in Berlin" berichtet Roon dann weiter aus Gütergotz vom 16. Mai, Vorträge bei Sr. Maj., große Diners, Paraden, Kaiser-Besichtigungen und dazwischen wieder Staats-Ministerial-Sitzungen unerquicklichster Art, zum Theil bis in die Nächte: das alles hat meine Nerven sehr fatiguirt, so daß es selbst hier in der entzückenden Stille eines fast nur im Freien verlebten Tages mit der nächtlichen Ruhe nicht recht glücken will. Und da ich morgen wieder nach Berlin muß, und am Donnerstag Vortrag, am Freitag eine Besprechung mit Bismarck haben werde, der zum Donnerstag in Berlin erwartet wird, so kann das ersehnte Ausruhen wohl erst in der nächsten Woche beginnen."

Aus einem weiteren Briefe, Gütergotz 22. 5., geht sodann hervor, daß Roon nachts durch zwei telegraphische Depeschen („eine von Bismarck, die andre von Moritz") nach Berlin gerufen wurde. Der Zweck ist nicht angegeben, doch scheint es sich wiederum nur um dringende Angelegenheiten der inneren Politik gehandelt zu haben; denn daß die auswärtigen Fragen nicht die mindesten Sorgen bereiteten, das ergiebt sich aus Roon's weiterhin mitgeteilten Reiseplänen. „Bevor der König nach Ems geht, möchte ich einen längeren Urlaub nicht erbitten. Dagegen erkläre ich mich bereit, mit Dir später nach dem Harz oder nach Dresden oder auch nach Prag zu gehen, falls Du Dir davon Vergnügen versprichst. Auch muß ich gleich nach dem 3. August nach Hannover gehen, um dort auf Befehl Sr. Majestät die Reitschule zu inspiciren. Von da aus könnte ich dann entweder nach Wilhelmshafen gehen, um das Werk fertig zu sehen oder nach Hamburg und Kiel, oder nach dem Harze

Das Eine wie das Andere nach Deiner Wahl — in Deiner Begleitung . . . u. s. w."

Also nicht ein Wölkchen, — das ist deutlich daraus zu entnehmen —, trübte Ende Mai den auswärtigen Horizont. Aber auch im Juni wurde noch nicht das Mindeste von dem heraufziehenden Kriegsgewitter bemerkt oder auch nur geahnt; und Graf Bismarck befand sich, wie bekannt, damals noch in derselben Unkenntnis über den französischerseits geplanten Überfall. Wie weit entfernt auch er von dem Verdachte solchen Frevels war, das beweist sein nachstehender und aus diesem Grunde sehr interessanter Brief:

Berlin, 7. 6. 70.

Lieber Roon.

ich entfliehe morgen früh den Schlingen, die sich mit jedem Tage meines Bleibens stets von Neuem um meine heimwärts strebenden Füße legen. Ich hoffe, daß wir uns Anfangs August hier so wohl wiedersehen, wie wir es gegenseitig wünschen. Ich habe formell 6 Wochen Urlaub. Wegen Geßner[1]) habe ich Bericht und Patent gezeichnet, werde bestimmen, daß beides erst Montag an S. Majestät abgeht, damit Sie vielleicht auch Ihrerseits eine empfehlende Zeile an Se. Majestät vorher richten. Ich habe zwar keine Zweifel, aber besser ist besser.

Mit herzlichem Gruße in Reise-Hast

Ihr von Bismarck.

*
* *

Wie plötzlich alsdann die spanische Thronfrage auftauchte; wie wenig es ihr indessen anfänglich gelang, auch

[1]) Legationsrath G. war mehrere Jahre für politische Angelegenheit dem Kriegsministerium beigegeben, sollte nun befördert werden.

nur die eben begonnene Sommersiesta der deutschen Politiker ernstlich zu stören; wie man dann mit zunächst ungläubigem, dann täglich steigendem Erstaunen und noch größerem Unwillen sich überzeugen mußte, daß diese durch den Verzicht des Erbprinzen von Hohenzollern anscheinend völlig und sehr einfach erledigte Frage dennoch in plump-brutaler Weise benutzt wurde, um den Kriegsfall herbeizuführen: das lebt noch in frischer Erinnerung. Auch Roon gehört zu denjenigen, welche so unerhörten Frevel bis zum letzten Augenblicke für unmöglich hielten. Zornig wies er damals die ihm gebrachten Zeitungsnotizen als „leere französische Fanfaronaden und Renommistereien“ zurück. Er wollte an dies Maß von Tollheit nicht glauben und mußte auch deswegen ernstlich daran zweifeln, weil er besser, scheint es, als sein französischer Spezialkollege über die Unzulänglichkeit der französischen Streitmittel orientiert war. Indessen verließ er doch Anfang Juli seinen Landsitz, um für alle Fälle in Berlin zur Hand zu sein. Einige Tage später traf auch Bismarck, von dem Getöse aufgestört, aus Varzin ein. Alsdann wurden die Emser Vorgänge und die verletzende Forderung Benedetti's an König Wilhelm bekannt, und der Inhalt der bezüglichen Depeschen dem Publikum mitgeteilt. Diese Nachrichten wirkten wie Alarmrufe und verwandelten mit der erforderlichen Schnelligkeit das deutsche Friedensbedürfnis in teutonischen Grimm und Kampfeszorn. Es war dies auch sehr notwendig, da nach der in Frankreich herrschenden Aufregung und der im „Gehirn“ Paris kochenden Siedhitze an dem Ausbruche des Krieges nicht mehr zu zweifeln war. Die nun täglich sich überstürzenden Ereignisse sorgten dafür, daß die durch jene Emser Vorgänge in Alldeutschland entfachten Flammen kein Flackerfeuer blieben, sondern sich in tiefe patriotische Glut verwandelten. Am

15. Juli kehrte bekanntlich König Wilhelm von Ems nach Berlin zurück. Der Kronprinz, die Minister Bismarck und Roon sowie General von Moltke reisten ihm bis Brandenburg entgegen, um über die Lage Vortrag zu halten und Befehle zu empfangen. Inzwischen sammelten sich auf dem Perron des damaligen provisorischen Potsdamer Bahnhofes diejenigen Personen, welche den Monarchen bei der Heimkehr offiziell zu empfangen hatten, an ihrer Spitze der greise Feldmarschall Wrangel; außerhalb des Bahnhofes aber drängte sich eine begeisterte Volksmenge Kopf an Kopf. Jetzt trat[1]) Unterstaatssekretär von Thile an den alten Marschall heran; er brachte ihm die neuesten offiziellen Depeschen, welche das auswärtige Amt soeben aus Paris erhalten hatte: die Erklärungen der französischen Minister, die Aufnahme derselben durch die ungeheure Mehrheit der Kammer, sowie die Einberufung der französischen Reserven. Das war zwar noch keine Kriegserklärung (offiziell ward dieselbe erst am 19. Juli überreicht) — aber materiell waren diese Nachrichten einer solchen völlig gleich zu erachten. In noch erhöhter beispielloser Spannung erwartete man nun die Ankunft des Königs, welcher selbst von diesen Depeschen noch keine Kenntnis haben konnte, da seit Brandenburg die Fahrt nicht unterbrochen worden war. — Beim Einlaufen des Zuges eilte Herr von Thile dem Könige entgegen; und da er diesen sowie Bismarck, welche von den Umstehenden umringt waren, zunächst nicht erreichen konnte, um seine Meldungen zu machen, so wandte er sich zuerst an Roon, der eben den Wagen verließ, und machte ihm leise obige Mitteilungen. „Nun, dann wollen wir es ihnen bestens be-

---

[1]) Der Verfasser, damals Major im Generalstabe des Gardekorps, war Augenzeuge dieser ganzen Scene.

sorgen“ — war Roon’s von den Umstehenden vernommene Antwort darauf. Und nun folgte in dem unscheinbaren Raume, welchen der provisorische Bahnhof als Königliches Wartezimmer dargeboten hatte, und zwar in der Mitte desselben, unter dem historischen Kronleuchter [1]) eine kurze Beratung. Um den König waren Bismarck, Roon und Moltke gruppiert, Thile in der Nähe des ersteren; der Kronprinz, halb seitwärts neben dem Könige, stand da wie ein flammender Kriegsgott, das Urbild des teutonischen Zornes, mit zurückgeworfenem Haupte und drohend erhobener Rechten. Die meisten der dort gewechselten Worte blieben freilich unhörbar für die ferner Stehenden; doch zuweilen vernahm man Roon’s so besonders tiefe und dröhnende Stimme: „Ja wohl, Majestät!“ — „das hat keine Schwierigkeiten“ — „es ist alles vorbereitet, Majestät!“ — und nun sah man den Kronprinzen leuchtenden Auges hinauseilen zu der brausenden Menge da draußen, welche seinen Zuruf: „Die Mobilmachung der Armee ist befohlen!“ mit tausenden von Stimmen weiter fortpflanzte. Und in der That hatte der greise Kriegsherr soeben diese Entscheidung ausgesprochen. Die zweifelhafte Hoffnung, welche seine Friedensliebe bisher und auch während der Fahrt von Brandenburg nach Berlin noch festgehalten hatte, — sie mußte, davon hatte der Monarch sich jetzt überzeugt, nach den soeben eingetroffenen Depeschen völlig aufgegeben werden: und nun zögerte er auch keinen Moment mehr, den so frevelhaft hingeworfenen Handschuh aufzuheben.

Während der König in tiefer Bewegung und zugleich erquickt durch die jubelnden Zurufe der in treuer Zuversicht

---

[1]) Dieser Kronleuchter befindet sich jetzt im Hohenzollern-Museum in Berlin.

begeisterten Volksmassen sein Palais erreichte, trat Roon zunächst im Kriegsministerium mit den Generalen von Moltke, von Podbielski und einigen andern Offizieren zu einer Besprechung und zur Vorbereitung der erforderlichen Maßregeln zusammen. Alsdann folgte in den Abendstunden der letzte entscheidende Vortrag bei des Königs Majestät; und bald nachdem Moltke und Roon gegen Mitternacht das Palais verlassen hatten, flog der von des letzteren Hand geschriebene sehr kurze Befehl — als das Resultat jener Beratung — durch den Telegraphen hinaus in alle deutschen Gaue:

„Die Armee ist planmäßig mobil zu machen."

Häufig hat Roon es damals und später ausgesprochen, daß die nach dieser denkwürdigen Nacht folgenden vierzehn Tage für sein Ressort fast die sorg- und arbeitlosesten seines Dienstlebens gewesen seien. Und in der That: die Mobilmachungsmaschine arbeitete so musterhaft sicher und so völlig ohne Reibungen, daß Roon und seine Büreaus in der ganzen Mobilmachungsperiode auch nicht eine Anfrage der Generalkommandos oder anderer Instanzen zu beantworten hatten; und das, obwohl der Mobilmachungsbefehl so völlig ohne alle Vorbereitungen erlassen worden, und obwohl viele gerade der höchstgestellten Generale und Offiziere des Generalstabes sich in jener Hochsommerperiode noch auf Urlaub, zum Teil sogar im Auslande, befanden.

Roon hatte in jenen Tagen seine körperlichen Beschwerden völlig vergessen und konnte in Ruhe seine persönlichen Vorbereitungen für die Kampagne treffen. Er bestellte sein Haus und ergänzte seine Feldausrüstung. Seine Stimmung war frisch und zuversichtlich, fast sorglos und kampfesfroh zu nennen. Hatte er früher auch lebhaft gewünscht, daß dieser schwere Krieg gegen Frankreich seinem Vaterlande — und der Welt — aus Rücksichten der Humanität erspart bleiben

könnte: so waren solche Gedanken jetzt völlig in den Hintergrund getreten, da seine ganze Seele nur erfüllt war von ehrlichem, heißem Kriegerzorn, der nicht ruhen wollte, bis der frevelhafte Friedensbrecher seine gerechte Vergeltung empfangen hätte.

„Uebrigens Gruß und Handschlag!" schrieb er am 25. Juli an Blanckenburg, „wenn uns die Kerls nur noch diese Woche in Ruhe lassen, so wollen wir ihnen in der nächsten die rothen stramm zu ziehen versuchen, und nicht aufhören bis — doch keine Großsprecherei! ich rede ja auch blos von unserm guten Willen."

Fast prophetisch lautete Blanckenburg's Antwort:

Zimmerhausen, den 28. Juli 70.

„. . . Na Glück auf den Weg! Was man seine ganze Jugend hindurch gehofft hat: eine gründliche Herstellung des Übergewichts deutscher Nation und Revanche für die Unthaten der Gallo-Franken seit 200 Jahren — das mußte man noch erleben. Du in höherem Alter und ich in einer doch ziemlich zur Unthätigkeit mich verurtheilenden Situation!

Gott hätte gewiß tausend Ursachen uns zu demüthigen und dann uns groß zu machen — für alle Teufeleien der Gotteslästerung, die in Deutschland im Schwange gehen, indeß, — nach Gerechtigkeit darf und kann es nicht gehen — nur nach Gnade, und ob die die rothen Hosen mehr verdient haben wie wir?

Hoffentlich haben die Propheten, die den Einzug in Paris erst 1871 festsetzen, unrecht. — — Die Pommern sind diesmal wirklich patriotisch — sehr beunruhigt, wenn einer hier und dort vergessen ist, d. h. keine Ordre bis jetzt erhalten hat. Das war 1866 grade umgekehrt.

Ihr werdet nun doch jetzt Ressort-Kriege nicht führen können! Gott bessere diese Zustände! Meines Erachtens liegt der Keim zu dergleichen viel tiefer als in Formen. Die Sache ist es: Bund und preußischer Militär-Organismus haben sich noch lange nicht in einander gelebt, werden es vielleicht nie.

Mit tausend Grüßen an Dich und die Deinen bin ich wie immer

Dein getreuer

Moritz.

Roon an Blanckenburg.

Berlin, 30. Juli 70.

„Mein geliebter Moritz! So sei denn zum letzten Mal herzlich gegrüßt, bevor wir die rothen Büchsen stramm ziehen! Morgen Abend dampfen wir gen Mainz, in dessen Umgebung dann eine hübsche Armee vereinigt sein wird. Eine schönere und versprechendere sah Deutschland nie. Dennoch wollen wir nicht „Fleisch für unsern Arm halten“, sondern nur „durch und mit Gott Thaten thun“; denn ich kenne der Leichdörner und schwachen Beine genug, um die Möglichkeit des Stolperns nicht zuzugeben. — Der Himmel weiß, wie es kömmt, daß ich an einen regulären Krieg noch immer nicht glaube, so sehr wir auch dazu disponirt sind: aber mir kömmt immer und immer wieder der Gedanke, es könnte noch vorher etwas dazwischen treten, ein unvorhergesehener und unberechenbarer Zwischenfall, der den Gedanken der Streitenden neue Richtungen anweiset. Träumereien! hervorgerufen durch die souveräne Sinnlosigkeit der Kriegsveranlassung. Um davon loszukommen muß man sich immer wieder der Absichtlichkeit erinnern, mit welcher die ganze Situation langer Hand seit Jahren vorbereitet ist. Täglich neue bestätigende Anzeichen dafür. So erfahren wir jetzt,

daß seit lange ganz Deutschland mit einem dichten Netz von französischen Polizei-Spionen übersponnen ist; uns liegen davon die überzeugendsten Beweise aktenmäßig vor, und wir haben jetzt alle Hände voll zu thun, um die importirten Läuse aufzufinden und unschädlich zu machen. Daraus hat sich eine gewisse Unsicherheit und Spionenriecherei entwickelt, die der nöthigen Unbefangenheit erheblichen Eintrag thun."

Eine gleichzeitig gemachte Mitteilung über gewisse amtliche Reibungen zwischen ihm und Graf Bismarck schließt mit den Worten:

„In Summa, ich hoffe, daß wir nicht aufeinanderplatzen werden; ich wenigstens will mein Bestes thun.

Meine Söhne: Wilhelm, Waldemar und Bernhard sind schon seit einigen Tagen bei der Armee, Arnold (der als mein Adjutant ausrückt) fährt morgen mit mir. Wißmann sagt mir eben Adieu, nachdem er Frau und Kind zu uns übersiedelt hat. Und das Alles um dieses schurkischen Gesindels willen, das nach Lüge stinkt und vor Eitelkeit bersten möchte!

Du wirst mir wohl mal schreiben. Möchte ich doch Veranlassung haben, Dir in Dithyramben zu antworten. Gott segne Dich und Dein Haus! Betet für uns draußen. Das Spiel ist hoch, die Einsätze sind kolossal. Aber wir dürfen es nicht verlieren.

Dein alter A. v. R.

Achter Abschnitt.

Im Kriege 1870/71

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Am 31. Juli 1870 begab sich Se. Majestät der König mit seinem ganzen „Großen Hauptquartier" zunächst nach Mainz, wo er am 2. August früh eintraf, und führte von da an persönlich den Oberbefehl über die Feldarmeen.

Die Scenen bei dem Abschiede von Berlin und auf der Reise, damals durch die öffentlichen Blätter ausführlich geschildert, sollen hier nicht wiederholt werden.

Auch Roon mit seinem mobilen Stabe gehörte zum Großen Hauptquartier, begleitete den Monarchen nach Mainz und befand sich während des ganzen, durch das Werk des Großen Generalstabes eingehend geschilderten Krieges im nächsten Gefolge des Allerhöchsten Feldherrn, ebenso wie der Bundeskanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Bismarck; denn der König wollte natürlich während der kriegerischen Ereignisse auf den Rat seiner beiden ersten Minister auch diesmal nicht verzichten.

Roon konnte sich freilich, wegen seiner seit Jahren erschütterten Gesundheit, eigentlich nicht mehr für ganz „felddienstfähig" halten. Aber jede persönliche Rücksicht mußte selbstredend jetzt zurücktreten; da sein greiser König zu Felde zog, so konnte es nicht im mindesten zweifelhaft sein, daß

er, als sein Minister des Krieges und ältester militärischer Ratgeber, in seiner nächsten Umgebung zu sein und zu bleiben hatte [1]).

Roon's persönliche Erlebnisse und Anschauungen während des nun beginnenden gewaltigen Kriegsdramas sind aus den nachstehenden Feldpostbriefen ersichtlich. Dieselben sind fast sämtlich an seine Gemahlin gerichtet [2]).

Mainz, 3. August 1870.

„. . Auch brieflich will ich Dir noch sagen, daß ich wohl bin, körperlich wie im Gemüthe. Günstige Witterung, gedeihliche Entwickelung aller unserer großen Anordnungen, vortreffliche Gesinnung allüberall, und nicht blos in den Reihen des großen deutschen Heeres.

Dank der Schwäche oder Saumseligkeit unserer Gegner sind wir nun im Stande, mit vereinten Kräften unser blutiges Geschäft mit Aussicht auf glücklichen Erfolg zu beginnen, und es sollte mich wundern, wenn die großmäuligen Herren da drüben sich in derselben Lage befänden. Nous verrons. — Alle Nachrichten, die bisher über Zusammenstöße von französischer Seite verbreitet worden, sind natürlich nur Übungen in dem bekannten Bülletin-Styl, und es ist nichts darauf zu geben. — Das Getümmel, das hier gestern die gute Stadt Mainz erfüllte, ist gar nicht zu beschreiben; ich befand mich auf einem vortrefflichen Beobachtungsposten (Balkon des Englischen Hofes, wo ich wohne) gegenüber der

[1]) Daß und weshalb der Kriegsminister in das königliche Hauptquartier und nicht nach Berlin gehört, ist in Beilage 4 am Schlusse dieses Bandes noch näher erörtert worden.

[2]) Ausnahmen hiervon werden nachstehend besonders bezeichnet werden. Für Roon sollten diese Briefe zugleich eine Art Kriegstagebuch sein.

Brücke. — Heute, wo das Getümmel zwar fortdauert, ist doch ein merklicher Nachlaß darin zu spüren. Es ist möglich, daß wir morgen M. verlassen, denn der König will zu seinen Truppen — wohin aber? das gehört zu den Dingen, die nicht gesagt und nicht geschrieben werden dürfen; Du wirst Dir ohnehin denken können, in welcher Richtung wir aufbrechen — natürlich keine andre als die nach Paris; wie weit wir aber in derselben vordringen, steht in Gottes Hand.

In der heutigen Losung aber heißt es: „alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, werden ausgereutet.“ — Ob der kleine Jongleur, der eine große Nation jetzt freventlich zum Kampfe für seine erbärmlichen Familien-Interessen hinausschickt, wohl zu den Pflanzen gehört, die nach Gottes Willen geschaffen sind?

Gestern aßen wir bei Sr. Majestät mit dem Großherzog von Darmstadt, zu des letzteren sichtlichem Erstaunen, wenn auch gut, doch sehr einfach: „ein kleines Feld-Diner“, wie der König sagte. Heute dagegen werden wir bei dem großen deutschen Bruder speisen.

Unser Train ist endlich gestern Abend 8 Uhr hier eingetroffen, nach 47stündiger Fahrt. Es ist Gottlob sonst Alles gut gegangen, Leute und Pferde sind gesund.“

Mainz, 6. 8. 70.

„Noch immer in Mainz, geliebte Anna! — Im Kriege muß man nach Umständen handeln; die richtige Einsicht kommt nicht immer nach dem ersten Denken. Wir sind hier (durch alle Verbindungen u. s. w.) den Ereignissen im Allgemeinen näher als in größerer Nähe bei den Vorposten. Allein nun werden wir doch bald aufbrechen müssen. Mein

Stab incl. Arnold[2]) ist schon seit einigen Tagen fort nach vorne; nur der getreue Hartrott ist bei mir; wir werden die vorangeschickten per Eisenbahn einholen und überholen.

Gestern keine Nachrichten vom Kronprinzen, wiewohl nach den günstigen von vorgestern dergleichen eigentlich mit Wahrscheinlichkeit erwartet werden konnten. Geduld! In 4, 5 Tagen werden wir deutlicher sehen. Gestern sind die bei Weißenburg gemachten 800 Gefangenen nach Erfurt geschickt, von wo sie über Berlin nach Küstrin gebracht werden sollen. Was wird der liebe Berliner für Witze darüber machen!

Die Durchzüge unserer Truppen dauern hier noch immer fort; einstweilen könnte man noch an die Unerschöpflichkeit des Brunnens glauben. Gott sei Dank! Unsere Kriegs-Organisation ist wohl ein wenig zu bewundern und der für sie geführten Kämpfe werth. Dies sollte in künftigen Zeiten nie vergessen werden!

Wie es mir geht? nun ich befinde mich wohl. Dann und wann ein wenig Husten und etwas nervöse Reizbarkeit abgerechnet habe ich über nichts zu klagen. Wohl sehne ich mich zuweilen nach Stille in diesem fürchterlich lärmenden Getümmel, indessen man gewöhnt sich an Alles. Heute Nacht habe ich, obwohl das Rasseln des Durchzuges und der Eisenbahn unter meinem Fenster nicht aufhörte, acht Stunden ununterbrochen geschlafen. Ich dächte: keine üble Leistung, wenn Einem soviel auf dem Herzen und im Kopfe liegt wie mir.

---

[2]) Roon's dritter Sohn und damals in Funktion als Roon's Adjutant. Der engere Stab des Kriegsministers bestand aus folgenden Offizieren: Chef des Stabes: Oberstlt. v. Hartrott. Adjutanten: 1. Major v. Buddenbrock, 2. Pr.-Lt. (Arnold) v. Roon. Offiziere des Stabes: Major Haenisch, Major v. Lettow, Hauptmann Golz.

Von den Söhnen (Waldemar, Bernhard und Helm) weiß ich nichts, als daß sie ganz vorn sind, wo es noch nicht geknallt hat; ebenso ist's mit Eugen. Arnold kommt heute mit meinem Stabe nach Kaiserslautern.

Unsere Feldpost ist jetzt im Gange. Alle Tage Verbindung mit Berlin. — Jetzt muß ich zum Könige (der sehr wohl ist) zum Vortrage.

Später: Morgen früh verlassen wir Mainz wahrscheinlich und wird das Hauptquartier bis auf wenige Meilen von der französischen Grenze vorgeschoben werden. Heute Nacht sind hier 350 französische Kriegsgefangene angelangt, die heute Vormittag nach Bayern geschickt wurden, um den guten Bundesbrüdern ein Compliment zu machen. — Zum Schlusse noch herzlichen Dank für Deine freundlichen Zeilen vom 2. d. M. und die guten Nachrichten, die sie enthielten. Möge ferner Alles gut bleiben, bei Euch wie bei uns! Ich vermuthe, daß der Kronprinz heute einen heißen Tag haben wird gegen Mac Mahon. Nach Aussage der Franzosen-Gefangenen sind die Truppen drüben noch immer nicht auf Kriegsstärke. Was nur die Narren mit ihrer Kriegserklärung für Eile hatten! — Auch das wird sich aufklären mit der Zeit."

Feldpost-Korrespondenzkarte.

Mainz, 7/8. 70.

„Gestern 1. Glückliches aber blutiges Gefecht der 14., 16. und 5. Division unter General Göben gegen das französische Corps von Frossard, der Abends zum Rückzuge gezwungen wurde. — 2. Die Armee des Kronprinzen hat den Marschall Mac Mahon bei Wörth geschlagen. — Franzosen überall im Rückzuge, doch fehlt die letzte Entscheidung noch. Wir eilen heute zur Haupt-Armee. „Lobe den Herrn meine Seele!"

(Feldpostkarte.) Homburg, 8. 8. 70.

„Vorgestern Abend ist unser Helm[1]) in dem Gefecht bei Spichern (Saarbrück) der Ehre theilhaftig geworden, sein Blut zu vergießen. Gottlob nur eine Gewehrkugel im Unterschenkel. Ein Offizier, den er gesprochen, sagt, er hielte die Wunde für leicht und sei gutes Muths. Vielleicht kann ich ihn heut noch sehen, falls er nicht schon, wie alle Leichtblessirten, zurückgeschafft worden ist. W. und E. sind in der Nähe, hab' sie noch nicht gesehen. Ich bin gesund wiewohl etwas fatiguirt in diesem unbeschreiblichen Getümmel. Ich fange an die längere Kriegsdauer zu bezweifeln. — Gott helfe uns und Euch. Herzlich grüßend" u. s. w.

Homburg, 9. 8. 70. Morgens.

Telegramm vom Bahnhof St. Johann nach Homburg dem Kriegsminister von Roon:

„Ihr Sohn ungefährlich verwundet. Leicht am Kopfe gestreift und durch den Oberschenkel Fleischwunde. Liegt hier sehr gut in Privathause. Wann und wo kann ich Stosch sprechen? (gez.) Fürst Pleß"[2]).

„Heute Nacht, geliebte A., erhielt ich nach langem Warten auf meine Anfrage obige Auskunft, worauf ich sehr gut geschlafen. In wenigen Stunden werden wir nach Saarbrücken (St. Johann ist eine Vorstadt davon) aufbrechen. Mich nimmt Wunder, daß Helm, wenn die Wunden ungefährlich, noch nicht nach dem Rhein zurückgesandt ist, wie die Vorschrift besagt. — Neues von Erheblichkeit liegt nicht vor. Aber die Zahl der Gefangenen mehrt sich; es

---

[1]) Wilhelm von Roon war Premierlieutenant und Kompagnieführer im 12. Infanterieregiment.

[2]) Fürst von Pleß war bekanntlich Generaldelegierter des Johanniterordens bei der mobilen Armee.

lassen sich deren jetzt schon 9000 berechnen, ohne die Verwundeten. Es scheint, daß die französische Haupt-Armee im vollen Rückzuge gegen Metz, während M' Mahon auf Pfalzburg zurückgegangen ist. Unsere Cavallerie-Patrouillen streifen bis auf 2 Meilen von Metz, ohne vom Feinde etwas Anderes als Trains und Traineurs anzutreffen. Ich breche ab, um in Saarbrücken zu schließen, nachdem ich unsern Sohn gesehen habe.

Saarbrücken, 9. 8. 70, 1/2 3 Uhr Nachm.

Eben hier angelangt, habe ich H. sofort aufgesucht und im Hause des Dr. Schmidtborn, eines Arztes, der den Verwundeten von der Straße aufgelesen, ganz vortrefflich aufgehoben gefunden: allein in einem großen hübsch eingerichteten Salon, in einem vortrefflichen Bette und mit allem Nöthigen versehen. Dr. Sch. habe ich ausführlich gesprochen; er hält beide Wunden für ganz ungefährlich und meint, H. würde in etwa 8 Tagen unbedenklich zu transportiren sein. Der Schuß durch den linken Oberschenkel ist sehr einfach, herein und heraus, ohne den Knochen zu verletzen. Der andere Schuß geht über der Stirn herein, ohne Knochenverletzung durch die Schädelhaut und hinten am Kopfe heraus — wird in wenig Tagen geheilt sein. Er ist still, hat ein wenig Fieber, deßhalb vorläufig wenig Appetit. Der Arzt hat mir einen günstigen Eindruck gemacht: intelligent, freundlich, schlicht und voll Interesse. Auch wurde mir eine Frau gezeigt, welche als Wärterin fungirt. Die Frau Dr. Sch. habe ich noch nicht gesehen; sie ruhte, aber ich gehe wohl heute nochmals hin; ich wohne unfern von ihm. Da Sr. Majestät jeden Augenblick eintreffen kann, wo ich dann sogleich zur Conferenz muß und über meine fernere Zeit nicht gebieten kann, so schließe ich diese Zeilen, indem ich

Dir die Versicherung gebe, daß Du keine Ursache zur Sorge hast.

Ueber neue Ereignisse habe ich nicht zu berichten, nur bestätigen, was ich gestern per Correspondenzkarte schrieb. Die Zahl der Gefangenen wächst mehr und mehr, auch die auf der Flucht genommenen Geschütze. Die Armee von Mac Mahon in voller Auflösung scheint auf Umwegen Nancy erreichen zu wollen. Napoleon mit der Haupt-Armee bei oder vor Metz bleibt noch zu schlagen. Der Kampf wird hart sein, wie die bisherigen enormen Verluste auf beiden Seiten beweisen. Gott helfe in Gnaden weiter! Tausend Grüße u. s. w."

H.-Q. St. Avold, 12. 8. 70.

„Da Du mir den Gebrauch der Correspondenzkarten untersagst, so eile ich, Dir auf andere, gleich kurze Weise zu sagen, daß wir wohl sind, nicht blos A. und ich, sondern auch die andern Söhne, wie ich durch Correspondenzkarte Waldemars von gestern erfahre. Helm habe ich gestern in Saarbrück im Hause des Dr. S. bis auf wenig Wundfieber wohl verlassen; Ärzte meinen, er werde am Montag oder Dienstag transportabel sein; er strebt natürlich zu der pflegenden Mutterhand.

Ich spreche grundsätzlich nicht von der Zukunft und von Dem, was die nächsten Tage vielleicht bringen können. Aber es bereiten sich, wie es scheint, in Paris einflußreiche Dinge vor. Napoleon soll die Armee verlassen haben und im Gleiten, wenn nicht im Stürzen sein. „Il faudrait pendre ce cochon là“, sagte unsere hiesige Wirthin. Im Uebrigen mußt Du danach nicht glauben, daß man uns in Frankreich mit offenen Armen empfängt. Der nationale Fanatismus und die National-Eitelkeit führen vielleicht sogar zu allerhand Gräueln. Man erzählte von Schüssen der

Bauern auf einzelne Offiziere, von Grausamkeit gegen unsere Verwundeten ꝛc., in Folge dessen der Kronprinz bereits habe 11 Exekutionen ausführen lassen. — Die Zahl der Gefangenen ist fortwährend im Wachsen und die Kriegsbeute, die wir bei'm Vorrücken, namentlich an Vorräthen gemacht, ist sehr erheblich. Wir leben jetzt davon, und schonen unseren eigenen, übrigens sehr regelmäßig nachgeschobenen Proviant. Das viele Regenwetter ist freilich für die Bivouacs sehr störend, der Gesundheitszustand dennoch aber ziemlich gut; große Hitze würde schlimmer wirken.

Der König ist sehr wohl und frisch. Gott erhalte ihn so! — Das fortdauernde Getümmel unter meinen Fenstern und die Nähe der Vortragsstunde nöthigen mich zum Schluß dieser Zeilen, die Du bald erhalten mögest. Deinen Brief vom 6ten empfing ich erst gestern; er enthält noch nichts von dem Berliner Eindruck der Sieges-Nachrichten von Wörth und Saarbrück, die erst am 7. in Berlin gewesen sein können. Die letzte Entscheidung steht noch bevor. Gott wolle helfen, daß sie nicht blos günstig, sondern auch nicht zu blutig sei. Der Geist in der Armee ist so trefflich, daß man den richtigen Ausdruck dafür zu finden in Verlegenheit ist. Dennoch! was sind die Menschen! Auf sie sollen wir nicht bauen, sondern auf die Gnade und Gerechtigkeit des Herrn!"

Moritz von Blanckenburg an Roon.

(Zimmerhausen, 6. u. 7. August.)

„. . . Es scheint fast, als wären die Dithyramben allermeist an der Zeit. Gestern Morgens erhielten wir schon die offiziellen Telegramme über Weißenburg — soeben kommen zwei weitere Sieges-Depeschen. Mögen sie wahr sein und möchte Gottes Strafgericht ferner über die verruchte Nation ergehen, — so daß ein anständiges Deutsch-

land, das Frieden für die Welt gebietet, das Resultat ist.

Ich bin hier einstweilen als Johanniter für Pommern designirt! und warte auf das Bombardement von Colberg, mir sagend, daß die Schiffskanonen dort sich wohl ein leichtes Revanche-Vergnügen für 1807 machen können. Außerdem hatte ich in diesen Tagen in Treptow zu thun wegen Strandwehr. Wir haben dort eine Versammlung gehalten und an das General-Kommando geschrieben, unsere Vorschläge machend. Man hatte uns nämlich vom General-Kommando zugemuthet, wir sollten uns allein bewaffnen mit schwarz-weißen Binden und Vogelflinten! zum Schutz der Küste von Swinemünde bis Colberg. Wir sind nur darauf eingegangen, Fanale, Boten rc. einzurichten, zur möglichst schnellen Benachrichtigung u. s. w. an die militärischen Oberen. Eine Bewaffnung haben wir abgelehnt, da wir uns nicht lächerlich machen wollen mit Knallerbsen zu werfen, damit man den Kerls einen Vorwand zum Aufhängen und Brennen gebe. Dagegen haben wir uns bereit erklärt, Freiwillige und Führer zu stellen (wir haben hier, wie Du weißt, alte Militärs genug), um, wenn das General-Kommando es für nöthig hält, eine förmlich militärisch organisirte Küstenwehr zu schaffen! Ohne militärische Kadres, und sind sie noch so klein, und irgend eine Art Uniform mit Einschwören rc. rühren wir keinen Finger. — Wird wohl Alles nicht nöthig sein.

Sind die Sieges-Nachrichten wahr, dann geht also das Kesseltreiben durch die Champagne los. — Sollte wirklich bereits das rothe Volk das Lauffieber bekommen haben, dann kann Louis mit Lulu wohl sich ein anderes Nachtquartier suchen, als Paris! Gott gebe seinen Segen ferner und bewahre uns vor zu viel und zu schmerzlichen Verlusten!

Daß die Bayern unter unseres Kronprinzen Führung den ersten entscheidenden Schlag mit gethan haben, ist die Lösung der deutschen Frage. Die Einheit ist die beste!"

Roon an die Gemahlin.

Faulquemont, 14. 8. 70.

„... Gestern Nachmittag haben wir hier auf unserem weiteren Wege nach Paris Quartier genommen; der König liegt eine Meile von hier bei'm Pfarrer eines mäßigen Dorfes. Wir, Arnold und ich, beglücken den hiesigen Pfarrer. Arnold liegt in dessen, ich in meinem eigenen Bette, und lange habe ich nicht so gut geschlafen. Warum wir nicht rascher vorgehen? Weil wir abhängig sind von der Cadence der 300000 Fußgänger, welche unsere siegreichen Waffen tragen. Die Feinde, so scheint es, beabsichtigen gar nicht uns aufzuhalten; ihr Rückzug scheint unaufhaltsam. Unsere Vortruppen sind schon in Lüneville, Nancy und Pont-à-Mousson, und werden voraussichtlich in 6 bis 7 Tagen die Ebenen der Champagne durchschweifen. Daß sie sich dort aber nicht zum Kampfe stellen werden, ist selbstverständlich, weil im dortigen Terrain unsere Ueberlegenheit am sichersten zur Geltung gelangen würde. Es bleibt ihnen daher, da sie uns hier nicht angegriffen, nichts anderes übrig, als nach Paris zurückzugehen und dort den letzten Stoß auszuhalten. Wenn dieser auch nicht lange ausbleiben wird, — wer vermöchte dennoch das Ende dieses Krieges abzusehen?!

Als dessen großes Ziel schwebt uns nicht die Mehrung unsers militairischen Ruhmes, nicht der Sturz Napoleons, auch nicht allein die Demüthigung der Franzosen, sondern die garantirte Sicherheit eines festen, dauerhaften, durch

Nachbarslaune und -Dünkel nicht wieder gestörten Friedens vor, weshalb Störenfriedchen die Nägel und Klauen tüchtig verschnitten werden müssen, weshalb ihm die fremden Federn ausgerupft werden müssen, mit denen er sich diebischerweise seit lange geschmückt und beschirmt hat. Störenfried aber ist nicht Napoleon, sondern der französische Dünkel, der den Anspruch auf die erste Geige im Europäischen Conzert nicht aufgeben will!

Und in jenem Ziele wollen wir uns mit Gottes Hülfe von Niemand stören lassen. — Mein Befinden ist ja Gottlob recht gut, wie sehr ich auch mitunter meine Jahre fühle. Gott möge mich in Gnaden noch dieses Abentheuer mit zu Ende führen helfen — dann wollen wir uns gern zu der Ruhe begeben, nach der ich verlange. Die Zukunft gehört nicht dem Alter, sondern der Jugend; mag sie den großen Prozeß menschlicher Entwickelung weiter führen! — Aber noch bin ich freilich auf der Bühne, kann noch nicht hinter den Coulissen verschwinden. Und verdrießlich wäre es doch sehr, wenn mich ein so gemeines menschliches Ding wie Krankheit oder Hinfälligkeit hinderte, meine Rolle auszuspielen.

Verzeih' das lange Sprechen von mir! ich habe Dich noch herzlich von A. zu grüßen, auch der treue Hartrott läßt sich empfehlen, und wer verdiente mehr als er empfohlen zu werden?

Die Leute grüßen in Ehrerbietung. Bis jetzt, d. h. so lange wir uns noch in Deutsch-Lothringen bewegten, fühlen sie sich ganz behaglich; ich besorge, daß, wenn wir von morgen ab das eigentliche Franzosenland betreten, wo die deutsche Zunge gar nicht mehr klingt, dann wird es ihnen wohl etwas unheimlicher werden. Wir werden nämlich morgen, falls uns die Franzosen nicht etwa angreifen, was

ich nicht erwarte, über die Mosel gehen, die hier ungefähr die Sprachgrenze bildet. Da die Briefe leider immer noch etwa 4 Tage bis Berlin laufen, so kann ich Dir dies wohl schreiben, wiewohl auch ich übrigens von der militairischen nächsten Zukunft selbst gegen Dich zu schweigen für Pflicht halte. Wenn Du diese Zeilen vor Augen bekommst, sind wir wohl längst weiter."

Feldpostkarte. Rézonville, 19. Aug. 70.

„Gestern mehrstündige siegreiche Schlacht in der Nähe von Metz. Gesund sind alle Deine Söhne, auch E. und ich, sowie die Herren meiner Umgebung. Große Fatiguen, die ich aber gut aushalte. Viele unserer Freunde und Bekannten verwundet oder — —, ich nenne keine Namen, wegen häufiger Unzuverlässigkeit erster Nachrichten. Der Schlacht am 16. haben wir nicht beigewohnt. Auch diese war siegreich und blutig. Ich schreibe durch abgehenden Courier auf dem Knie. — Gott mit uns!"

Pont-à-Mousson, 20. 8. 70.

„Geliebteste! am 16. sind wir hier eingetroffen und bald darauf durch die Nachricht überrascht worden, daß zwei unserer Corps westlich Metz in einem heftigen Gefecht mit der französischen Armee, 3 Meilen von hier. Es war nach einem Marsche von über 5 Meilen unmöglich, noch vor Dunkelheit auf dem Schauplatz anzukommen, mußten uns mit den Nachrichten über den günstigen Verlauf der Affaire niederlegen. Andern Morgens um 5 Uhr hinausgefahren, den vorausgesandten Reitpferden folgend. Ein furchtbar blutiges Schlachtfeld! Zwischen Rézonville, Brüville, Mars la Tour und Gorze mit Todten und Verwundeten besäet, deren letztere schon größtentheils weggeschafft waren. Der

Feind nur durch Ferngläser in starker, fast ungreifbarer Stellung zu entdecken. Um ihn anzupacken mußten noch mehrere Armee-Corps herangezogen werden. — In irriger Erwartung, der Feind könne uns vorher angreifen, blieben wir bis Nachmittag bei den Truppen, kehrten erst Abends hierher zurück, um andern Morgens früh um 5 Uhr wiederum die 3 Meilen zurück zu machen.

Dies geschah am 18. früh. Mit der Einleitung des Angriffs verging der Vormittag. Erst um 12½ Uhr entbrannte der Kampf, der bei einbrechender Dunkelheit durch einen kräftigen Stoß des 2. Armee-Corps, das nach einem Marsche von vier Meilen eben erst angekommen war, siegreich beendet wurde. Verfolgt konnte der Feind nicht werden, da er sich unter die Kanonen von Metz in sein verschanztes Lager zurückzog. Daher scheint auch die Zahl der Trophäen nicht bedeutend (folgen einige Zahlen).

Die Siege vom 14., 16. und 18. waren blutig und kosten uns viele treffliche Offiziere, — ich mag die Namen nicht nennen, weil offizielle Nachrichten noch nicht vorliegen. Von den Unsrigen haben wir bis jetzt über Niemand zu trauern. Bernhard habe ich zwar nicht selbst gesehen, aber er ist nicht unter den 4 Batterie-Chefs, die die Garde-Artillerie, — ich hoffe blos verwundet —, verloren hat. Man hat mir erzählt, B. habe sich trefflich benommen, mit seiner Batterie eine feindliche vertrieben und ihr ein Geschütz abgenommen. Offiziere vom Alexander-Regiment rühmten mir sein muthiges Eingreifen, als ich ihn gestern Mittag in seinem Bivouac aufsuchte und ihm Fleisch und Wein brachte.

Von meinen Umgebungen hat nur Major von Buddenbrock eine matte Kugel an der Hand bekommen. — Da wir am 18. erst um 9 Uhr Abends aus der Schlacht zurückritten und noch 4 Meilen bis in unsere hiesigen Quartiere zu

machen gehabt hätten, so beschloß der König, bei Rézonville, das von den Einwohnern verlassen war, zu bivouacquiren. Als ich es ihm auszureden suchte, erlaubte er mir zurückzufahren, was ich natürlich nicht that, besonders da meine Offiziere so glücklich waren, ein leeres Haus zu entdecken, was bei näherer Besichtigung Alles enthielt, was zu einem guten Quartier gehört: gefüllte Keller und Küche, selbst frisch bezogene gute Betten! — wie die Kreideschrift an der Thür besagte — für Marschall Bazaine und sein Gefolge bestimmt. Die Kühe wurden in den Garten entlassen und an ihrer Stelle auch die Pferde gut untergebracht, nachdem zu ihren Gunsten ein Sack Hafer von einer vorüberziehenden Colonne entnommen war. Nach einem kräftigen Imbiß legte ich mich nach Mitternacht — in Bazaine's Bett und that einen guten Schlaf. — Der König, Bismarck und Moltke waren gleichfalls mehr oder minder gut untergekommen. Nur an Wasser war Mangel, da die Brunnen versiegt waren. Dennoch reichte es schließlich nicht nur zum Tränken der Pferde und Kaffeekochen, sondern sogar um sich wenigstens den gröbsten Schmutz abzuwaschen, denn der Staub war fürchterlich gewesen. — Den König, von dem ich angenommen, er werde sehr früh das Schlachtfeld bereiten, fand ich um 8 Uhr vor seinem Hause sitzend im Kreise der Umgebung. Dann, nachdem ich die Correspondenzkarte an Dich geschrieben und der Berathung über die nächste Zukunft bei Sr. Maj. beigewohnt, ritt ich mit meinen Herren allein auf's Schlachtfeld des vergangenen Tages, weil der König den Ritt verschob und schließlich auch ganz unterließ. Das Schlachtfeld fand ich viel weniger blutig als das vom 16. Die Verwundeten waren schon weggeschafft und die Todten schienen weniger zahlreich; indeß mag es auf dem linken Flügel, wo ich nicht hingekommen, wo die Garde,

die Sachsen und Hessen gefochten, wohl schlimmer aussehen. — Bei Rézonville lagen die französischen Todten so dicht wie gemäh't; namentlich hat die Kaiserliche Garde hier viel liegen lassen. Brandenburger und — Hannoveraner, nebst unserer vortrefflichen Cavallerie, haben hier am 16. Wunder gethan; die französische Garde-Cavallerie ist nach dem eigenen Ausspruche ihrer gefangenen Generale und Obersten „abimée, n'existe plus". So erzählt Bismarck, der seine Söhne aufgesucht, von denen Bill durch die Tödtung seines Pferdes vielleicht vor größerem Unheil bewahrt geblieben, während Herbert in dem mêlée einen Fleischschuß durch den Oberschenkel und noch einen Streifschuß davon getragen, also zum Glück nicht gefährlich verwundet ist."

Den 21. August.

„. . . Die Bedeutung der Schlacht vom 18. besteht darin, daß die nach Metz hineingeworfene französische Haupt-Armee (90000 Mann etwa) von allen ihren Verbindungen mit Châlons und Paris abgeschnitten und auf die Hülfsquellen von Metz allein reduzirt ist. Daß sie nun deßhalb nicht capituliren, sondern sich nöthigenfalls durchzuschlagen versuchen wird, halte ich für gewiß, weswegen der ihr gegenüber bleibende Theil der Armee sich durch Verschanzungen gegen einen solchen Versuch wird wappnen müssen. — Bei dem Treffen am 16. hatten wir die Front gegen Norden und Nordosten, bei der Schlacht am 18. aber gegen Osten, so daß Chalons und Paris in unserm Rücken lagen!

Gestern war der Kronprinz hier, sehr glücklich und strahlend; der König verlieh ihm in meiner Gegenwart das Eiserne Kreuz 2. Klasse für Weißenburg und die 1. Klasse für Wörth.

Die Schluß-Entscheidung des Krieges ist nicht erfolgt, ein nahes Ende daher noch nicht abzusehen. Ich glaube

aber, daß wir am 19. hätten zu einer Entscheidung kommen können, wenn wir den ganzen 18. nur zu einleitenden Schritten benutzt hätten, anstatt uns mit müde marschirten Truppen erst am späten Nachmittag auf den Feind zu werfen. Dies ist gegen meinen Wunsch und Willen und Rath geschehen; aber die Truppen haben zu viel Eifer, in Erinnerung an die schnellen Erfolge von 66. Die Franzosen aber sind keine Österreicher. Das zeigt sich auch hier und da in der Bevölkerung. — Ein Graf?, Kammerherr des Kaisers, hat im Elsaß Bauern bewaffnet und damit badische Cavallerie (vor Straßburg) angefallen. Da dieser Herr natürlich nicht zu haben war, so hat General v. Werder ihm sein Schloß abbrennen lassen. En revanche hat der Gouverneur von Straßburg — Kehl in Brand geschossen, worauf der angerichtete Schaden dem Elsaß als Contribution auferlegt worden ist. Die beginnende Belagerung von Straßburg wird die weiteren Repressalien bringen.

Hier in Pont-à-Mousson liege ich mit meinen sämmtlichen Offizieren bei dem Maire des Ortes in einem stattlichen und wohlhabenden Hause. Es mangelt uns an nichts, da man täglich zweimal den Tisch für uns deckt. Weißseidene Möbel sowie 1000 Nippes, die mir im Wege stehen, umgeben mich. — Mit welcher rührenden Sorgfalt meine Offiziere für mich sorgen, namentlich Hartrott, kann ich gar nicht schildern; kaum eine zärtliche Frau könnte mehr für ihren Mann thun; aber auch die treue Anhänglichkeit der andern Herren läßt gar nichts zu wünschen übrig. Frau v. Lettow und Frau Maj. Hänisch, welche letztere in diesen Tagen ihrem Manne ein Töchterchen geschenkt hat, wirst Du wohl zu gelegener Zeit besuchen.

Meine geliebten Schwiegertöchter können mit uns Gott preisen für die Erhaltung ihrer Eheherren. Leider ist der

jüngste Langenbeck schwer verwundet, sein Vater ist bei ihm. Auch Conrad Hindenburg, — dessen treuer Bruder Paul am 16. gefallen! —, ist zweimal verwundet. — — Viel Trauer — viel Ehre!"

An Moritz von Blanckenburg.

Pont à Mousson 22. 8. 70.

„. . . . Du magst nun, mein l. Moritz, in Berlin Nachricht von mir erhalten haben oder nicht, — ich will Dir direct und zwar nach Z. schreiben und für Deine Briefe danken und Dir sagen, daß es mir wohl geht, wenngleich etwas „weinerlich" wegen unserer kostbaren Siege. Das meiner Pflege und Sorgfalt anvertraute Instrument ist wesentlich beschädigt. Glücklicherweise besitzt es organische Reproductionskraft, so lange der Organismus nicht gestört ist, und der ist noch gesund. Die Verpflegung ist in dem ausgehungerten Lande durch die Nachschübe vollkommen regelmäßig und ausreichend; dicke Pferde herrschen vor. Waffen, Munition, Kleider werden aufgefrischt aus den Zeughäusern ꝛc., und die Mannschaften aus den Ersatztruppen, die bis jetzt aus lauter ausgebildeten Mannschaften bestehen.

Schwieriger ist nur der Ersatz an Offizieren bei den erschrecklichen Verlusten, denn seit dem 18. haben wir Regimenter, denen augenblicklich $^2/_3$ ihrer Offiziere fehlen. Allein die Sache sieht noch schlimmer aus als sie in Wahrheit ist: denn 1. werden die Ersatztruppen einigermaßen aushelfen und 2. sind $^5/_6$, vielleicht $^6/_7$ aller Verwundeten so leicht blessirt, daß sie in wenigen Wochen wieder Dienst werden thun können. Zum Glück schießt die französische Artillerie so ziemlich immer vorbei, während das ungezielte Überschütten mit kleinen Kugeln eine Menge von Verwundeten macht, die nur Fleischschüsse haben. Verloren, wirklich ver-

loren haben wir daher nur die freilich zahlreichen Todten und die relativ wenigen schwer Verwundeten. Dennoch hat es einen so blutigen Krieg bisher noch nie gegeben (folgen einige Zahlen auf Grund der bisherigen Nachrichten und Schätzungen). — — Es sind einzelne Regimenter in wahrhaft tragischer Weise von Offizieren degarnirt worden. Das 1. Garde-Dragoner-Regiment hat beide Stabsoffiziere, 3 Rittmeister und ich glaube 5 Lieutenants todt, und von einem andern Regiment (16. oder 56.) hörte ich, daß es am 16. über 1400 Mann an Todten und Verwundeten gehabt, und ich sah 2 seiner Bataillone, von denen das eine von einem Feldwebel, das andere von dem einzigen (noch jungen) Offizier geführt wurde. Wir haben überhaupt zu wenig Offiziere im Frieden! Während die Franzosen per Compagnie 7—8 besitzen, bei einer Compagniestärke von 120—150 Mann, haben wir bei Compagnien von 250 Köpfen und bei Escadrons von 150 Köpfen nur 5 im Kriege, von denen nur 4 dem Friedens-Etat angehören! — Das kömmt von den parlamentarischen Knausereien her; man vergißt: je weniger Offiziere, desto weniger Seele hat ein Truppenkörper. — Daß ich Dir von solchen Dingen spreche, bezeugt, was mich innerlich am meisten beschäftigt. Übrigens kann ich gleichzeitig mit gerechtem Stolz von dieser unserer bisher unwiderstehlichen Armee sprechen. Bei jedem Zusammentreffen sind die Franzosen, so tapfer sie sich schlagen, jederzeit überwunden worden, wiewohl sie sich immer in verschanzten, wenigstens zum Gefecht sorgsam vorbereiteten Stellungen gegen uns geschlagen haben, die wir ungedeckt gegen sie anstürmen mußten. Du solltest nur die freudigen Gesichter unserer braven Verwundeten sehen, und hören, wie sie nicht von ihren Schmerzen, sondern von ihren Thaten, Wünschen und patriotischen Hoffnungen sprechen. Es ist

zuweilen um Thränen zu vergießen. Bei Vionville am 16. überwanden zwei unserer Armee-Corps die französische Haupt-Armee. Nur die Nacht und die Nähe von Metz schützte diese vor der Niederlage. Und die Schlacht vom 18., die wir mit dem Rücken gegen Paris lieferten, nahm dem Marschall Bazaine alle seine Verbindungen mit Chalons und Paris, warf ihn nach Metz hinein, wohin wir freilich ihm nicht folgen konnten.

Jetzt ist er in Metz und zwischen dessen Forts eingeschlossen und wird zum Durchschlagen oder Kapituliren schreiten müssen, wenn er nicht verhungern will. Das Durchschlagen aber wird er nur mit großen Verlusten bewirken können, da wir uns jetzt à sa barbe verschanzen, während die 3. Armee (des Kronprinzen von Preußen) und ein Theil der 2. unter dem Kronprinzen von Sachsen den Marsch auf Chalons und Paris fortsetzen. Demgemäß geht das Hauptquartier des Königs morgen nach Commercy, was ich Dir anvertraue, da Du es erst erfahren wirst, wenn es nicht mehr wahr ist.

Um von diesen allgemeinen Dingen zu Speziellerem überzugehen, bemerke ich zunächst, daß meine Söhne (von Helm weißt Du), sowie Wißmann, Max und Leopold Gerlach recht munter sind bis Dato. Gott schütze sie ferner! Arnold, der bis jetzt bei mir war, als Leibwächter, lasse ich, der Offizier-Noth wegen, auf seinen Wunsch zu seinem Regiment zurücktreten. — Der König ist sehr wohl — Gott erhalte ihn! Desgleichen Bismarck. Herbert hat einen Fleischschuß durch den rechten Oberschenkel und ist hier bei seinem Vater, der mit Einrichtung von General-Gouvernements in den eroberten Ländern beschäftigt ist, Hand in Hand mit mir. Gott helfe weiter! Jetzt muß ich schließen, denn der Courier geht ab. Vater Thadden wird und kann

natürlich nicht kommen! Er wäre hinderlich statt nützlich. Viele Grüße an die Deinen und alle Freunde!"

An die Gemahlin.

Bar le Duc, 24/8. 70.

„Dein Nothschrei vom 20., meine liebe Anna, erreichte mich heute früh bei'm Aufbruch von Commercy. Im Wesentlichen dürfte er inzwischen Erledigung gefunden haben, da alle meine letzten Mittheilungen auch gute Nachrichten von unsern Söhnen u. s. w. enthielten. Ich kann dieselben heute nur von Neuem bestätigen mit dem Hinzufügen, daß W. mir mittheilt, wie unser alter Bernhard, nach dem Du speziell fragst, am 18. doch einen Streifschuß davon getragen, aber so unbedeutend, daß er seine Batterie keinen Augenblick zu verlassen brauchte, die 15 Mann und 21 Pferde verloren hat. — Arnold ist heute noch bei mir, da er erst morgen zu seinem Regimente abgehen kann. Weßhalb dies erwünscht und — richtig ist, habe ich schon geschrieben.

Jetzt — gegen 9 Uhr — muß ich zu Sr. Majestät zum Thee, um mich bei dieser Gelegenheit für die Verleihung des Eisernen Kreuzes zu bedanken, womit ich soeben überrascht worden bin."

den 25ten August.

„. . . Da gestern ein Courier nicht mehr abging, so sende ich auch erst heute ab. Inzwischen mußt Du ja meine beruhigenden Nachrichten erhalten haben. General Steinäcker, der gestern von Commercy aus mit Depeschen an Ihre Majestät nach Berlin abgesandt wurde, hat mir versprochen, Dich zu besuchen, um Dir Alles zu bezeugen, was ich geschrieben.

Bei meiner gestrigen Durchfahrt durch Ligny, wo der Kronprinz sein Hauptquartier hatte und den König er-

wartete, dem er Frühstück geben wollte, kam der strahlende Herr an mich heran und war so herzlich und freundlich wie noch nie. Bei dem qu. Frühstück soll es von Fürstlichkeiten gewimmelt haben.

Bei meiner Ankunft hierselbst hatte ich den Verdruß, zuerst zwei Stunden auf der Straße zu liegen und endlich mein Quartier in den letzten Häusern, 1/4 Meile vom Könige aufzufinden. Nachdem ich etwas gegessen, requirirte ich eine andere Wohnung, worauf der hiesige Präfekt mich und meine Herren in sein Palais aufgenommen hat. — Se. Majestät nahm gestern Abend meinen Dank überaus gnädig und huldvoll auf und war den ganzen Abend sehr heiter und gesprächig, wie dies seine Art ist, wenn Er jemand eine Freude gemacht zu haben glaubt. Moltke hat ebenfalls das Eiserne Kreuz erhalten; sonst m. Wissens bis jetzt, und zwar zuerst, der Kronprinz. Ich zweifle aber nicht, daß Prinz Friedrich Karl und die Kommandirenden Generäle, die gefochten haben, gleichfalls bedacht sind, sowie daß eine große Ausschüttung an die Truppen erfolgen wird, vielleicht schon erfolgt ist.

Nach gestrigen Meldungen ist Chalons von den Franzosen geräumt. Jetzt sind wir 30 Meilen von Paris, können in etwa 8 Tagen davor angekommen sein. In und vor Metz, woselbst die halbe Armee geblieben in verschanzten Stellungen, Alles ruhig bis heute, aber wir erwarten, daß die dort eingeschlossene feindliche Hauptarmee den Versuch machen wird, sich durchzuschlagen, sobald ihnen die Lebensmittel knapp werden, vielleicht auch früher. — Jetzt will ich zum Vortrage und später schließen. Auf Deine Frage wegen Moltke bemerke ich, daß er niemals kommandirt hat, noch kommandiren wird, daß aber, nach seinen, im gemeinschaftlichen Vortrage von Sr. Majestät genehmigten oder modifi-

zirten Vorschlägen nicht bloß mehrere Armee-Corps, sondern die ganze Armee dirigirt und verwandt wird. —

Später. Die Kriegskunst ist veränderlich: wir werden daher morgen nicht hier bleiben, sondern nach St. Méne-hould gehen. Eine französische Armee (die, welche Chalons verlassen) hat sich bei Rheims aufgestellt. Aber auch sie wird nicht Stand halten, ihr Rückzug auf Paris scheint mir unausbleiblich. Aber was dann? Schlacht vor Paris? wo die geschlagenen Franzosen sich immer wieder unter den Schutz der dortigen Festungswerke stellen können? Die Aufgabe ist zu lösen, aber doch bedenklich und die Lösung wird eine sehr blutige sein, falls sich die Franzosen ehrlich dagegen einsetzen.

Deine Klagen über die Feldpost finden lebhaften Widerhall von allen Seiten. Die Ursachen der Verzögerung sind aber so zahlreich und so unvermeidlich, daß sich Alles erklärt, ohne daß man das Institut zu verdammen braucht. Wir haben nur eine Eisenbahnlinie hinter uns, die wir gebrauchen können, und sind entfernt von derselben. Das erklärt schon Vieles. Künftig wird es besser werden.

Arnold wird in Folge der veränderten Dispositionen heute noch bei mir bleiben und sein Regiment wohl erst übermorgen erreichen.

Ueber Deine Trauer und Deinen Schmerz wegen unserer schweren Verluste sage ich nichts, aber ich fühle auf's tiefste erschüttert dasselbe."

Blanckenburg an Roon.

Stettin, 22. 8. 70 (eingegangen 27. 8.)

„. . . Also wirklich soweit wären wir durch Gottes Barmherzigkeit! Heute Morgen fuhr ich noch mit zagendem Herzen von Berlin ab, — da wir ja über die Verluste

vom 18ten absolut nichts erfahren konnten. Eine Depesche des Prinzen Carl sollte berichtet haben, daß Du und Itzenplitz jeder einen Sohn verloren hättet. Möchte es für J. ebenso unwahr sein wie für Dich. Ich kann nicht läugnen, — ich würde für diese große Sache, d. h. für die Rache aller Schandthaten von 200 Jahren — für die Herstellung der wirklich natürlichen Grenzen — für den richtigen Frieden, den uns Neid und Abgunst 1815 entzog u. s. w., gern einen und auch mehrere Söhne hingeben, aber keinen Schwiegersohn, weil mich meine Tochter zu sehr gejammert hätte. Nun, es steht Alles in Gottes Hand, der Krieg ist noch nicht zu Ende und, fürchte ich — selbst wenn Bazaine capituliren muß, was ich noch nicht glaube —, wird noch lange nicht zu Ende kommen. Gott hütet und wacht, — es steht Alles in seiner Macht!

Zu Dithyramben wäre Stoff genug jetzt, — wenn nur nicht die Blutlachen in der Nähe gesehen wirklich zu groß sind!? In der Ferne hat man Neigung sie zu überschätzen, weil man stets denkt: die Kranken und Maroden kennt man gar nicht und die außer Gefecht Gesetzten werden gewiß geringer angegeben, als es in Wirklichkeit ist. Dazu dies Abschießen der Offiziere! u. s. w. — Ich habe keine Ahnung, ob die Verhältnisse so liegen, daß schon Friedensidee'n auftauchen. Wenn es auch nicht der Fall ist, so wird es doch einmal kommen, und da will ich wenigstens ein Votum abgeben, das glaube ich jetzt eine nationale Berechtigung hat:

1. Es ist unmöglich, — geradezu eine Niederlage und nur damit zu rechtfertigen —, wenn der Friede nicht Sicherung bringt gegen neue Anfälle des Raubthieres. Klauen müssen so beschnitten werden, daß Rheingelüste unmöglich sind, wenigstens weniger gefährlich wie bei diesen jammervollen Grenzen!

2. Es ist unmöglich die Südstaaten jetzt zu maßregeln zu einem einfachen Eintritt in den norddeutschen Bund.

3. Es ist unmöglich den Südstaaten Land zu geben —, wenn ihr Zusammenhang mit dem Nordbunde nur darin ferner weiter bestehen sollte, daß sie erwägen, ob casus foederis ist. Dagegen mögen sie auch Land erhalten, wenn sie in den neuen Deutschen Bund voll und ganz freiwillig eintreten.

4. Jetzt oder nie ist die Gelegenheit, die Fehler der norddeutschen Bundesverfassung zu corrigiren. Sachsen und Mecklenburg wird es wohnlicher, wenn Baiern ꝛc. dabei sind.

5. Es ist unbedingt nöthig, daß durch diese Neuformation die preußische Centralgewalt stramm und straff fundirt wird quoad Heer, Zoll, Handel, Diplomatie; es muß anderseits die Competenz des Reichstages für Gesetzgebung ꝛc. beschnitten werden, wenigstens fest begrenzt,

6. Dabei ist die Lebensbedingung, daß ein wirklicher großdeutscher Kriegsminister entsteht, — damit diese Reibereien mit Bundeskanzleramt aufhören, die sonst unvermeidlich zu den gefährlichsten Reibungen führen und geführt haben.

Bei'm Friedensschluß müssen diese Dinge schon vorgesehen werden und darum schreibe ich diese meine Gedanken schon jetzt Dir, damit Du die Stellung des künftigen Deutschen Kriegsministers sicherst, ganz abgesehen von Deiner Person. Es ist für das neue Reich unbedingt nothwendig, daß in ganz Deutschland es den kleinstaatlichen Kammern unmöglich gemacht wird, durch Vota die Heeresverfassung zu ruiniren. Der Drang, der jetzt nach der deutschnationalen Seite hin ist, muß benutzt werden, um ein einheitliches Heer mit allem Zubehör zu gründen.

... Bei gleichzeitiger fester Begrenzung der Competenz der Centralgewalt wird dies bei den Kammern der Kleinstaaten, — denen es dann wohnlicher im Bunde wird —, zu erreichen sein; die Kaffeemühle des Reichtages darf aber in der Richtung, in der sie sich bis jetzt befindet, nicht weiter gedreht werden.

Wollen wir die Südstaaten halb gezwungen in die jetzige Verfassung aufnehmen und fortfahren alle staatliche, ja Verwaltungs-Eigenexistenz in den Bund einzuschlachten, so bekommen wir einen allmächtigen Reichstag und eine Menge vulgäre Reichs-Minister — und damit baldigst die deutsche Republik!

Ich denke mir, daß — abgesehen von Ausfallversuchen — jetzt eine kleine militärische Ruhe eintritt, und Du vielleicht diese Zeilen lesen wirst. — Hier bleibe diese Woche und werde dann nach Hause gehen, — es sei denn, daß hier in Pommern eine größere Lazareth-Thätigkeit nöthig wird.

Unser neues Enkelkind[1]) gedeih't jetzt und erhielt im Augenblick der Taufe außer den Pathen-Namen: Maria — Theresia — Anna noch den Zunamen Viktoria, da eine halbe Stunde vorher der große Sieg König Wilhelms vom 18ten bekannt geworden war.

Dein getreuer M.

Roon an die Gemahlin.

Clermont-en-Argonne, 27. 8. 70.

„... Die Kriegskunst ist veränderlich. Nicht nach St. Ménehould sondern nach diesem schmutzigen Neste — welch' ein Kontrast gegen das Quartier bei dem Präfekten in Bar-le-Duc! — sind wir 7 Meilen weit marschirt. Hier

[1]) Waldemar v. Roon's am 31. Juli (nach dessen Ausmarsch) geborene Tochter.

in einer Erziehungs-Anstalt für junge Mädchen einquartirt; die Nönnchen hatten nichts als Kaffee; der Koch machte uns indessen Abends 9 Uhr noch eine vortreffliche Kartoffelsuppe. Als wir sie verzehrten, trat Dein Bruder B.[1]) herein, der, von seiner Division in der Finsterniß abgekommen, froh war, hier Essen und Nachtlager zu finden.

Da die Franzosen Chalons geräumt haben und Miene machen Metz zu entsetzen, so müssen wir Mac Mahon, der bei Vouziers und Attigny stehen soll, noch eine kleine Lection geben und uns dazu conzentriren. Darum wird das Haupt-Quartier heute wohl noch hier bleiben, — jedoch wer weiß!

Deinen Klagen über den nichtswürdigen Fremden-Kultus in Berlin wird nun wohl nach meinem Befehl vom 21. od. 22. abgeholfen sein. Auch sagt mir B., der eben bei mir war, daß dem Unfug, den unsere eigenen Verwundeten mit Betteln und Lungern treiben, ein Riegel vorgeschoben sei. In Deine Klagen über unsere schweren Verluste — ja wer wollte da nicht einstimmen!

A. ist gestern zu seinem Regiment gegangen; ich hoffe er hat es gefunden. Meine Leute sind gut, Z. sorgt vortrefflich, auch D., der nur empört ist, wenn ihn die Leute nicht verstehen, er hält das für Bosheit, meinend, daß Jeder Deutsch verstehen müsse.

Unser ältester Sohn W. hat einen Unfall gehabt; er soll, auf dem Marsche von einem durchgehenden Packpferde umgeritten, mit seinem Pferde gestürzt sein, so daß dieses mit voller Wucht auf ihn gefallen. Erhebliche Quetschung des Fußes oder so was, so daß er ein paar Tage wird fahren müssen. So erzählt Dein Bruder."

---

[1]) B. Rogge, Feldprediger der 1. Gardedivision.

Clermont-en-Argonne, 28. 8. 70.

„... Noch immer bei strömendem Regen in diesem traurigen Neste, um den weiteren Aufmarsch der Armee gegen die bei Vouziers stehende Heeresmacht Mac Mahons abzuwarten, — will ich nicht versäumen, Dich auch heute zu begrüßen.

Wisse zunächst, daß W.'s Fußverletzung doch vielleicht nicht so schlimm ist, als ich gedacht. Graf Lehndorff hat mir gestern Grüße von ihm und die Nachricht gebracht, daß er ihn, — wiewohl mit einem Pantoffel —, wieder zu Pferde geseh'n. Der Ueberbringer dieser Botschaft ist selbst auf dem Heimwege verunglückt, mit dem Pferde gestürzt und hat sich Knie und Schenkel erheblich gequetscht.

Wisse ferner, daß E. gestern Rittmeister geworden, wie mir der König gestern nach der Tafel in gnädiger Weise mittheilte; ebenso daß Bernhard nun definitiv zum Batterie-Chef im Garde-Artillerie-Regt. ernannt (d. h. bestätigt) worden ist.

Seit vielen Stunden defiliren die Bayern an meinem Fenster vorüber mit schallender klingender Musik und unverdrossenen Gesichtern. Schön sind diese Truppen nicht, aber sie sehen doch recht ordentlich und kriegerisch strebsam aus. Hoffen wir, daß sie immer ihre Schuldigkeit thun werden. — Wenn das Wetter so kalt und regnerisch bleibt wie seit mehr als 14 Tagen, so werden bei den fast immer bivouakirenden Truppen Krankheiten nicht ausbleiben. Große Hitze wäre freilich noch schlimmer.

Du fragst, wie ich versorgt bin. Ich kann es nur loben; auch sind meine Herren sehr zufrieden, wie es scheint. Heute Abend wird ihnen wieder in meinem Zimmer servirt werden, welches der Reihe nach Kaffee-Salon, Vortragszimmer, Salle à manger, „Arbeits-Cabinet Sr. Excellenz"

und — Schlafzimmer (gemeinschaftlich mit Hartrott) sein muß. Welch' ein Gegensatz zu Bar-le-Duc! — aber es geht auch so, und die gute Laune fehlt um so weniger, je weniger Ursache zum Wohlbehagen ist.

Schon wieder ein neues Regiment! (ich glaube es ist das zwölfte). Trotz des Regens muß ich noch etwas durch den Schmutz waten. In wenig Tagen vielleicht wichtige Entscheidungen! ich hoffe nicht so blutige als die früheren und — vielleicht — die letzten. —

Später. Ich lasse noch einige Zeilen folgen, um Dir zu sagen, daß Mac Mahon nicht Stand hält, wie ich erwartete, sondern, — wie heute gemeldet —, sich rückwärts conzentrirt. Was der Unglückliche thun, d. h. ob er nach Metz streben oder sonst wohin, vielleicht nach Laon gehen wird, ist noch nicht zu sagen; nach Paris würde er, falls er die Eisenbahn nicht auf Umwegen benutzt, nicht mehr kommen können, da wir dahin fast näher haben als er per Fußmarsch. Ich bin sehr gespannt auf die weitere Entwickelung. Bei'm Könige wurde heute Mittag ein aufgefangener Brief aus Paris verlesen, nach dem Furcht, Rathlosigkeit und Verwirrung in den dortigen maßgebenden Kreisen herrschen. — Sie helfen sich dort einstweilen, wie immer, mit Lügen und erklären, daß wir am 24., an dem vielleicht keine Flinte abgeschossen worden, eine große Niederlage erlitten hätten, 40,000 von uns wären in der Mosel ertrunken — —, während wir leider an Trinkwasser z. B. einigen Mangel leiden. Zu solchen Mitteln ist man in P. gezwungen, um sich einige Galgenfrist zu erlügen.

Den 29. früh. In zwei Stunden brechen wir nach Grandpré auf, um in der Mitte der vorrückenden Armee zu bleiben und weitere Nachrichten vom Feinde schneller zu haben, — daher Gott befohlen!"

Feldpostkarte.

Buzancy, 31. August 70.

„Daß wir gestern bei Beaumont und Mouzon die Franzosen unter Mac Mahon angegriffen und unter Erbeutung von etwa 15 Geschützen, mehr als 40 Munitionswagen, des gesammten Zeltlagers des Corps Failly, mehreren 1000 Gefangenen über die Maas zurückgeschlagen und gegen die Belgische Grenze getrieben haben, und zwar mit mäßigen eigenen Verlusten, wirst Du aus dem betreffenden Telegramm Sr. Majestät schon erfahren haben. Soviel ich weiß, sind unsere Söhne p. p. gestern nicht ins Gefecht gekommen, höchstens Bernhard, aber ich glaube auch das nicht. Wir werden heute das gestrige Geschäft, das unsern ganzen Tag in Anspruch nahm, fortsetzen und vollenden, so Gott will. Wo und wann wir heute zum Schlafen kommen werden, weiß ich noch nicht. Mir und meiner Umgebung geht es recht gut, habe vortrefflich geschlafen, ungeachtet des Teufelslärms, den durchziehende Bayrische Train's die ganze Nacht unter meinem Fenster vollführten. Gott mit uns!"

Die Mitteilungen, welche Roon seiner Gattin am 3. oder 4. September über die Schlacht von Sedan gemacht hatte, sind niemals an ihre Adresse gelangt. Jener Brief ist mit dem ganzen Courierbeutel des großen Hauptquartiers in jenen Tagen verloren gegangen, wahrscheinlich vom französischen Kommandanten von Verdun aufgefangen worden. Der qu. Brief enthielt auch die Nachricht von dem Heldentode seines zweiten Sohnes Bernhard.

Roon's ältester Sohn, damals Major im Generalstabe des Gardekorps, in dessen Armen der Bruder starb, hat aber seiner Mutter darüber ausführlich berichtet. Einiges davon möge hier Platz finden.

Hauptmann Bernhard von Roon kommandierte die 5. schwere Gardebatterie, welche zur 3. Fußabteilung gehörte und der 2. Garde-Infanteriedivision zugeteilt war. Bekanntlich erhielt diese Division am Vormittag des 1. September den Befehl, zur Unterstützung des Sächsischen Armeekorps bei Daigny [1]) in das Gefecht einzugreifen. Infolgedessen wurde die 3. Fußabteilung, welche etwa seit 9 Uhr östlich von Haybes im Feuer stand, gegen 11 Uhr links vorwärts gegen Daigny vorgeschoben. Die Batterie Roon war hierbei auf dem am weitesten vorgeschobenen linken Flügel der sämtlichen Gardebatterien placiert worden, etwa 800 Schritt von der Lisière von Daigny entfernt. Die Batterie stand hier bald in heftigem Geschützkampfe gegen die Höhen westlich von Daigny und la Rapaille, an deren östlichen Abhängen auch französische Infanterie eingenistet war; und von da aus empfing — in der Mittagstunde zwischen 12 und 1 Uhr — ihr wackerer Führer die tödliche Wunde. — Etwa um 2 Uhr fand sein Bruder ihn auf dem Verbandplatze am Bois Chevalier im kühlen Wiesengrunde gebettet, von sorglichen Ärzten und Pflegern umgeben. Aber eine Hoffnung auf Erhaltung des teuren Lebens konnten sie von vorn herein nicht geben: denn die Nieren, die Blase und andere Eingeweide waren durch ein mitten in den Unterleib eingedrungenes Chassepotgeschoß schwer — eben tödlich — verletzt.

Der Verwundete aber, seine brennenden Schmerzen vergessend, fragte den aus dem Gefecht herbeigeeilten Bruder vor allem: „Haben wir gesiegt?“ und vernahm leuchtenden Auges die Nachricht von der Gewißheit des großartigsten Sieges, der wahrscheinlich jemals errungen worden — und

[1]) Nahe von Givonne, östlich Sedan gelegen.

zu dem auch er mit seinem Blut und Leben beigetragen hatte. Von nun an kam eine größere Ruhe über ihn. Noch auf dem Verbandplatze reichte ihm der Divisionsprediger Jordan auf sein Verlangen das heilige Abendmahl.

Im Laufe des Nachmittags gelang es dem Bruder, ihn nach La Moncelle zu schaffen, wo in einer schloßartigen, von hübschem Garten umgebenen Villa (einem Grafen Viry gehörig) das 11. Garde-Feldlazarett sich abends etablierte, ganz nahe bei den Trümmern des brennenden Ortes Bazeilles, um welchen die Bayern den ganzen Tag gekämpft hatten.

Wider Erwarten überlebte der Verwundete die Nacht, befand sich sogar im Laufe des 2. September viel wohler, hörte auch noch die anfangs kaum für glaublich und möglich gehaltene Kunde von der Kapitulation der ganzen französischen Armee und der Gefangennahme Napoleons.

„Er hatte“, — schrieb Major von Roon —, „an diesem Tage sogar wieder Hoffnung — die Ärzte aber leider gar nicht! Arnold, der in der Schlacht mit seiner Compagnie in der Avantgarde gewesen war, und Schwager Eugen hatten ihn schon Vormittags besucht. Ich selbst war gegen Mittag wieder bei ihm. Nachmittags, um $^1/_2$5 Uhr etwa, kam zur größten Freude Vater. Dieser befand sich seit dem 30. oder 31. mit dem großen Hauptquartier in Vendresse. Die Schlacht am 1. September hatte er mit dem Könige von der Höhe von Frénois aus beobachtet; auch den großen historischen Moment, da Napoleon seinen Degen zur Verfügung zu stellen und mit der Armee kapitulieren zu wollen erklären ließ, — hatte er dort mit erlebt. Spät Abends nach Vendresse zurückgekehrt, hatte er erst dort erfahren, daß Bernhard sehr schwer, wahrscheinlich tödlich, verwundet sei. Am 2. September früh schon war er daher (von Hartrott und Buddenbrock begleitet) aufgebrochen, um B. zu suchen.

Nach sehr beschwerlichen und langen Irrfahrten hatte er ihn nun endlich aufgefunden und traf uns dort beisammen! Vater nahm vollständig Abschied von Bernhard, der ganz klar und ruhig war, — mit schwerem, aber wie tapferem Herzen! riß er sich von diesem wackeren Sohne los, ohne ihm doch die Hoffnung ganz nehmen zu wollen, weil B. sich gerade so viel wohler fühlte — — — das Nähere vermag ich nicht zu schildern."

In der darauf folgenden Nacht sowie während des 3. September verschlechterte sich das Befinden sichtlich. Gleichwohl waren die Schmerzen nicht erheblich, auch das Bewußtsein nur selten unterbrochen, so daß der Bruder des Sterbenden und sein gleichfalls herbeigeeilter Onkel, der Divisionsprediger B. Rogge, ihn trösten und viel mit ihm beten konnten. Gegen 8 Uhr abends hauchte er dann, umschlungen von den Armen des Bruders, den letzten Seufzer aus.

In dem Schloßgarten von La Moncelle, der ja selbst einen Teil des Schlachtfeldes bildete, auf dem sein Blut geflossen, sollte der junge Held beerdigt werden — mit dem Antlitz gewendet nach der von dort sichtbaren Höhe, auf welcher er gefallen war. So hatte es der Vater bei seinem Besuche an dem Sterbelager selbst bestimmt, sich vorbehaltend, s. Z. wegen Pflege und Schutz des Grabes mit dem Besitzer in Verbindung zu treten. Unter obwaltenden Umständen hielt man diesen Ruheplatz für gesicherter als einen solchen auf dem katholischen Friedhofe.

Nur mit Mühe gelang es am folgenden Morgen dem Bruder und dem Onkel, in Sedan einen Sarg zu erlangen; denn eine unbeschreibliche Verwirrung herrschte natürlich in dem von der deutschen Besatzung sowie von gefangenen und entwaffneten Franzosen überfüllten kleinen Orte; es wimmelte wie in einem Ameisenhaufen. — — Gegen Abend brachten

sie den Entschlafenen dann in das stille, von rauschenden Baumwipfeln behütete Grab.

Bayrische Soldaten des 8. Infanterieregiments, welches dort einquartiert war, stattliche, hochgewachsene Söhne der Berge, trugen ihn auf ihren Schultern hinab; und von andern Leuten desselben Regiments mußte der einen Fuß im Gipsverbande nachschleppende Bruder sich hinter dem Sarge hertragen lassen. Sonst waren nur noch einige Ärzte und bayrische Offiziere zugegen, als Prediger Rogge bewegte Worte des Segens und des Friedens über der entseelten Hülle seines heldenmütigen Neffen sprach. Dem Vater hatten es zu seinem Schmerze die Umstände unmöglich gemacht, an diesen letzten Ehren persönlich teilzunehmen [1]).

Roon war nämlich, durch den abermaligen weiten Weg, die Anstrengungen des Tages und die schweren Gemütsbewegungen sehr erschöpft, noch am 2. September abends nach Vendresse zurückgekehrt. Am 3. September blieb das große Hauptquartier noch an diesem Orte. Die Königliche Abendtafel gestaltete sich, — daran darf an dieser Stelle erinnert werden —, an jenem Tage, trotz ihrer hergebrachten Schlichtheit, zu einer Art von Siegesfeier. Zum erstenmale

---

[1]) Auch Roon's Hoffnung, daß seines Heldensohnes Gebeine dort auf dem Schlachtfelde ihre bleibende Ruhe finden würden, sollte sich nicht erfüllen. Vielmehr stellte ihm jener Graf Biry, dem das Schlößchen und der Park von La Moncelle gehörten (er war im Kriege Oberst der Mobilgarde) nach dem Friedensschlusse das Ersuchen, die Leiche von dort zu entfernen, da das Preußengrab seine und der Seinen Gefühle zu sehr verletze, — es sei denn, daß General von Roon vielleicht vorzöge, die ganze Besitzung — von ihm käuflich zu erwerben!

So kam es, daß die irdischen Reste Bernhards von Roon im Herbste 1871 wieder nach der deutschen Heimat zurückgebracht wurden, und daß sie jetzt — neben denen seines großen Vaters — in der stillen Familiengruft zu Krobnitz geborgen sind.

seit Beginn des Krieges ließ der König Champagner darbieten; und als alle Gläser gefüllt waren, erhob Er sich zu folgender, trotz ihrer einfach-schlichten Worte, hochbedeutsamen Ansprache:

„Wir müssen heute aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von mir Genannten und jedes einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat!“ [1])

Diese Worte — sie wurden gesprochen in derselben Stunde, in welcher Roon's tapferer Sohn seinen letzten Seufzer aushauchte. — — Wohl hatte Roon nicht nur durch Jahrzehnte alle ihm zur Verfügung stehenden Körper- und Seelenkräfte, sondern nun auch sein eigenes Herzblut, das Leben seines geliebten Kindes, dahingegeben; sein Vaterherz war tief erschüttert. Und doch: wie gern hatte er diese Opfer gebracht für die herrliche Armee, für das teure Vaterland und für einen solchen König und Kriegsherrn! und wie reich war auch der Trost, der ihm jetzt gegeben wurde in derselben feierlichen Stunde, da ihm und seinen beiden gewaltigen Mithelfern die warme Dankbarkeit des erhabensten Monarchen in so rührender Weise dargebracht worden war!

Am 4. September brach das Große Hauptquartier in der Richtung nach Paris auf, um am 5. über Rethel zunächst nach Rheims zu gehen. In Rethel empfing Roon

[1]) S. Oncken's Festschrift: „Unser Heldenkaiser,“ S. 153.

die Nachricht von dem am 3. abends erfolgten Tode Bernhards, zugleich mit dessen letzten Grüßen. Aber es war ihm nun unmöglich, noch einmal in die Gegend von Sedan zurückzukehren, die Entfernung war zu groß.

Aus seinem nachstehenden, wenige Tage darauf abgesandten Briefe ersehen wir auch, wie tapfer sein schwer geprüftes Vaterherz diesen Schmerz herunterzukämpfen wußte. Er schrieb an Blanckenburg:

H.-Qu. Rheims, 6. 9. 70.

Mein geliebter Moritz!

Seit gestern hier in der alten Krönungsstadt der französischen Könige. Charles X. war der letzte, der sich hier salben und krönen ließ. Heute wohnt unser siegreicher König in den prächtigen Ceremonialräumen des erzbischöflichen Palastes, die bei jenen feierlichen Gelegenheiten von den Kapetingern bewohnt wurden. Aber ach! wie viel Blut und Thränen waren und sind zu vergießen, um uns hieher zu führen! Du wirst, wenn Du diese Zeilen empfängst, wohl schon wissen, daß auch unser alter Bernhard zu den zu Beweinenden gehört. Er erhielt am 1. d. M. in der Schlacht bei Sedan, als er mit seiner Batterie tapfer ins feindliche Tirailleurfeuer hineingefahren war, um den Aufmarsch unserer Infanterie bei Daigny möglich zu machen, eine Flintenkugel in den Unterleib. Die Bedenklichkeit der Verwundung erkennend, begehrte und empfing er noch auf dem Schlachtfelde das heilige Abendmahl, wurde wohl verbunden nach dem Schloß des Grafen de Viry bei la Moncelle getragen, wo ich ihn am 2. Nachmittags nach einigem Suchen auffand, wohl gebettet und wohl gepflegt vom Oberstabs-Arzt Frenzel; aber dieser erklärte ihn fast mit Bestimmtheit für einen Moribundus. Ich mußte Abschied von ihm nehmen. Waldemar blieb bei

ihm. Andern Tages empfing ich Berichte von diesem und dem Arzte, die so viel und so wenig Hoffnung gaben, als Tags zuvor. Am 4. früh erschien mein Schwager Rogge (aus Potsdam) bei mir, und ich wußte Alles. B. war am 3. Abends nach 8 Uhr sanft eingeschlafen nach einem herzlichen kurzen Gebete; seine letzten Worte: „Heiland! Heiland!" Sie (Rogge und Waldemar) haben ihn am 4. Nachmittags im Park neben einem andern Offizier (v. Twardowski) gebettet mit der Aussicht auf das Schlachtfeld, und der Arzt hat ein Steinkreuz mit den Namen auf das Grab gesetzt. Daß es respectirt wird, will ich vom Grafen, der ein anständiger Mann sein soll, erbitten. Ich mußte am 4. nach Rethel in entgegengesetzter Richtung, 10—11 Meilen vom Grabe und war glücklich, daß Oheim und Bruder an denselben beten konnten. — — Das war abgemacht. Das Schwerste blieb mir noch: die Mittheilung an Anna und die eigene Beruhigung. Erstere ist erfolgt; mit der letzteren bin ich beschäftigt. Die Arbeiten und ernsten Zerstreuungen des blutigen Handwerks verhindern glücklicherweise sentimentales Grämen; aber wund wird eine Stelle meines Herzens noch lange bleiben. Mag es sein! Wo so viel Großes und Ueberwältigendes vorgeht, da kann der Kummer des Einzelnen nicht der Grundton des männlichen Daseins werden. — — Welch' ein sichtbares gewaltiges Gottesgericht ergeht über dies schöne und sichtlich so verwahrlosete Land! Der Ex-Kaiser — Kriegsgefangener, verabscheut von der ganzen Welt, namentlich den Franzosen; die von ihm eingesetzte Regentschaft unmöglich, wahrscheinlich schon verjagt, das Land ohne anerkannte Regierungsgewalt, eine Beute der verschiedensten Partheiungen; keine Möglichkeit mit ihm Frieden zu schließen — — —, welch' ein Abgrund von Unglück und Nichtswürdigkeit! Wir haben eigentlich keinen Feind mehr niederzuwerfen. Die Capitulation von Sedan

brachte über 100000 Gefangene, 250 Feldgeschütze, ich weiß noch nicht wie viele Adler, Mitrailleusen und andres Zeug in unsere Hände, nebst der Festung. Bazaine mit seinen 80000 M. ist in Metz von einer verschanzten Armee von fast 300000 M. fest umgarnt, alle Versuche sich herauszuschlagen endeten bis jetzt mit der engeren Einsperrung. Er hat 20000 französische Verwundete zu versorgen und zu verpflegen; Proviant und Munition fangen an zu mangeln: die Sache kann nur mit einer zweiten Capitulation endigen. Bleiben etwa 50000 M. zusammengeraffte Feldtruppen bei und um die Fortificationen von Paris. Und sollten wir mit einer Armee von 460000 Mann nicht auch dort die Herren werden?! Das ist wohl kaum zu bezweifeln — aber was dann? — Wir werden nächstens nichts mehr zu fechten, sondern nur noch die drohende Anarchie im Lande zu bekämpfen haben. Der Zertrümmerung der feindlichen Armee scheint der Zerfall des gesammten Regierungs-Organismus auf dem Fuße folgen zu wollen. Und wer vermag eine neue, wirksam functionirende an seiner Stelle aufzubauen? Unsere heimische Büreaukratie ist viel zu steifstellig und pedantisch dazu, fürchte ich. Um aber wohldenkende und geschickte Männer aus diesem Lande selbst zu gewinnen, dazu bedarf es einer längeren Zeit; die Leute müssen 1. ihren ferneren Widerstand als zwecklos, 2. die Nothwendigkeit erkennen, daß sie selber uns die Hand geben müssen, um den völligen Ruin Frankreichs zu verhindern. Wer also kann wissen oder erwarten, daß er Weihnachten in der Heimath feiern werde?! — Obgleich wir mit Gottes Hülfe allen feindlichen Widerstand niedergeworfen, resp. niederwerfen werden: dennoch kein Frieden in naher Aussicht. — Und nun der Landtag, dahinter der Reichstag in naher Aussicht, nachdem die Neuwahlen stattgefunden. Soll nicht Alles aus dem Leime gehen, so wird bei'm Himmel sehr exacte Arbeit gemacht

werden müssen! Und Europa? welches heute vor Erstaunen platt auf dem Bauche liegt, was wird es sagen, was kann es thun, wenn es sich von seinem ersten Schreck erholt haben wird?

„L'équilibre" ist freilich gänzlich verloren gegangen. Ist nicht Preußens Schwert heute das Scepter von Europa? — „Votre organisation militaire est sublime" — so hat der entthronte Cäsar am 2. bei Sedan zu unserm Könige gesagt. Und darin liegt die Wurzel unseres militärischen Vermögens und nicht, — wie oft gesagt worden —, im Zündnadelgewehr, denn die Chassepots sind dem unverbesserten Zündnadelgewehr leider recht bedeutend überlegen, wie wir zu unserm Schmerze erfahren haben. Und dennoch! Obwohl wir 50000 M. auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen liegen gelassen, nachdem Krankheit und die Nothwendigkeit zu detachiren die Operations-Armee um weitere 30000 M. geschwächt, sind wir dennoch im Stande, nicht nur unsere Reihen wieder zu complettiren, 150000 M. Etappentruppen aufzustellen, sondern wir könnten jeden Tag noch, — wie ich dem Könige vorgestern dienstlich gemeldet —, drei neue Armee-Corps = 100000 M. aufstellen, sobald unsere zahlreichen blessirten Offiziere nur erst gesundet wären. 300000 M. vor Metz, 60—70000 vor Straßburg und Toul, 180000 M. im Marsch auf Paris, und alle wohl genährt in einem ausgesaugten Lande und mit allem Nöthigen reichlich versehen. — Freilich fehlen alle diese Arme den Arbeiten des Friedens. Und diese sind die Hauptsache, diejenige, um welcher willen alle diese colossalen Anstrengungen gemacht wurden und werden! Um uns ihnen auf die Dauer und mit Sicherheit gegen neue Störungen hingeben zu können, wird noch mancher Schweiß- und viele Blutstropfen vergossen werden müssen. — Und an den Friedensschluß knüpft sich

leider ein unversöhnliches Dilemma: Wir können, um unseres Volkes und unserer Sicherheit willen, keinen Frieden schließen, der Frankreich nicht zerstückelt; und die französische Regierung, welche es auch sein mag, kann, um ihres Volkes willen, keinen Frieden machen, der Frankreichs bisherige Integrität nicht erhält. Daraus folgt mit Nothwendigkeit die Fortsetzung des Krieges bis zur Erschöpfung aller Kräfte, und diese Nothwendigkeit —, so traurig sie auch ist, — erscheint mir bis jetzt unvermeidlich. Gepriesen Derjenige, welcher uns davon erlöset! — Ob ich alter Mensch das Ende des Krieges erlebe, ist zwar gleichgültig, aber ich zweifle daran. Ebenso daran, daß der „große Zauberer" ein Mittel weiß, um die Fermate zu setzen ohne einen aufgelöseten Mißton, ein so großer Meister im diplomatischen Generalbaß er auch sein mag. Es giebt aber einen größeren, dem wollen wir vertrauen!

Ich lasse diesen Brief unter A.'s Adresse abgehen, damit sie ihn lese und Dir, unter Bitte um Rückgabe, zustelle. Denn wenn ich das Ende doch noch überleben sollte, so wird es mir in einer stillen Abendstunde vielleicht erfreulich sein, wieder zu lesen, was ich heute in der Mitte der Ereignisse darüber dachte. — Und nun seid Alle, Alle Gott befohlen. Ihr in der Heimath, die ich liebe und an die ich oft mit Wehmuth gedenke. Ich bin recht angegriffen von den letzten Katastrophen, wiewohl nicht eigentlich krank. Die nächsten Ruhetage werden mir gut thun, die ich hier zu erwarten habe.

In alter Treue und Liebe

A. v. Roon.

H. Qu. Rheims, 8/9. 70.

„Geliebte A.! Du wirst, wie ich fürchte, zu Deinem heutigen Geburtstage die Trauerbotschaften vom 2ten und 3ten

empfangen und zu lesen haben. Ein schmerzlicher Geburtstag! Gott stärke und stille Dein Mutterherz, auf daß Du den Schlag mit kindlich-ergebenem Sinne hinzunehmen vermagst. Ich bin körperlich entzwei davon, — war zwei Tage sogar bettlägerig, da eine Art Ruhranfall dazu gekommen war. Wegner[1]), der zufällig hier und mich mit St. gemeinsam behandelte, erzählt mir, der Kronprinz habe eben solchen Anfall gehabt. — Ich bin heute zwar noch etwas schwachbeinig aufgestanden, aber die Krankheit scheint ganz überwunden . . . Was ich als alter Mensch in den Tagen vom 30. August bis 3. September körperlich ausgestanden, war nicht gering und dazu nun der Seelenschmerz, — ich darf wohl zufrieden sein, daß kein üblerer Ausgang darauf erfolgt ist.

Von Waldemar, den ich eigentlich heute hier erwarte, noch keine Spur. Ich hatte verlangt, daß er sich einen Gypsverband anlegen ließ und es zugleich veranlaßt, daß er, — einstweilen zu mir in's Hauptquartier kommandirt oder beurlaubt —, alsdann zu mir käme.

Uebrigens kannst Du meinetwegen ganz ruhig sein; mir geht nichts ab. Ich wohne hier ganz hübsch bei einem Tuchfabrikanten Mr. Desteuques, und wenn auch die lebhafte Frau Wirthin erklärt, wenn sie ein Mann wäre, so würde sie Leib und Leben an die Vernichtung aller Feinde ihres Landes setzen, so ist sie doch ebenso sehr eine Frau, daß sie Alles daran setzt, mir gefällig zu sein und zu thun, was mir Freude machen kann. Die schönsten Früchte, die ich leider blos ansehen darf, und immer frische Blumen schmücken meinen Kamin-Sims; sie schickt mir die Möbel, die mir am bequemsten sein möchten, u. s. w. Nur mit meinem Jäger

---

[1]) Generalarzt und Leibarzt des Kronprinzen.

D. kann sie sich nicht befreunden, weil der thörichte Mensch immer gereizt ist, daß man seine deutlichsten Redeübungen ganz und gar nicht versteht; doch ist er jetzt schon so weit, daß er zuweilen nach einer Vocabel frägt, die er dann gut westfälisch nachzusprechen sucht. — Jetzt eben war meine Wirthin sogar hier, um sich persönlich nach meinem Befinden zu erkundigen, weil ich „un bon père affligé“ sei. Du wirst daraus entnehmen, daß ich nicht sehr krank bin. Im Uebrigen laß uns der heutigen Losung gedenken: „Ich danke Dir, Herr mein Gott, von ganzem Herzen und ehre Deinen Namen ewiglich!“ Ja zu danken, von Herzen zu danken, statt zu klagen: dazu bin ich, namentlich am heutigen Tage, ganz besonders berufen. Unser Sohn ist uns vorausgegangen, was ist das weiter! Und sein Abgang aus dieser Zeitlichkeit war ehrenreich, seine Sterbestunde sanft und selig. — Gott sei mit Dir, an diesem schmerzensreichen Festtage ganz besonders, damit Du Seine Nähe deutlich fühlen mögest. Er sei auch mit Deinem

alten Manne.

Später. Ich öffne den Brief nochmals, um hinzuzufügen, daß Waldemar eben bei mir ankommt, um sich hier, soweit als möglich, auszuheilen. Er will selbst schreiben. —“

Aus einem Briefe des Major v. R.

Reims, 11. 9. 70.

„. . . Die schöne ehrwürdige Krönungsstadt widerhallt von dem vielstimmigen Geläute der Glocken. Es ist Sonntag. Ich sitze, bei endlich einmal köstlichem Wetter, am offenen Fenster, das auf einen schönen, stillen Garten hinausgeht und sauge die linde, balsamische Luft ein. — Jetzt schweigen die Glocken, dafür erfüllen Trompeten-Fanfaren die Lüfte: eine Cavallerie-Brigade passirt soeben Reims, — der

König, unser lieber Heldenkönig, läßt sie Revue passiren. — Um 12 Uhr werden die Unseren sich in der hiesigen protestantischen Kirche zum Gottesdienste versammeln. — In diesen Tagen war viel Besuch bei Vater, sogar viel zu viel, und in Folge dessen zuviel auf- und anregendes Gespräch, — so daß er gestern wieder recht matt war. Heute geht es aber besser.

Vorgestern gegen Abend war übrigens auch Graf Bismarck bei Vater, wie um Mittag Moltke. Ich konnte mit meinem lahmen Fuße nicht schnell in ein anderes Zimmer humpeln, habe also alle dort geführten Gespräche mit anhören können. Mit der Capitulation von Metz wird es danach leider noch gute Weile haben, Moltke sagte, der Feind sei besser verproviantirt, als wir geglaubt hätten. Dagegen sind die Resultate von Sedan ungeheure, 110000 Gefangene u. s. w. . . (Die Adler und Fahnen haben die Besiegten jedenfalls vergraben oder in's Wasser geworfen.) Die größte Verlegenheit ist nun, daß man gar nicht weiß, wie man alle Gefangene in Deutschland unterbringen und bewahren soll, besonders da der Winter nah't. Wahrscheinlich werden eine Menge großer Barackenläger gebaut werden. Aber besonders schwierig ist es, diese Bande ordentlich zu bewachen; und was soll erst werden, wenn nun noch 100000 Gefangene von Metz dazu kommen? diese Angelegenheit ist jetzt für Vater eine wahre Sorge. — Uebrigens ergiebt sich aus allen Resultaten, daß wir schon in der Schlacht von Beaumont am 30. August 150000 Mann vor uns gehabt haben.

Bismarck war ebenso aufgeräumt wie Moltke. Ich erzählte ihm, daß ich Bill bei'm Requiriren eines Schweines belauscht hätte, eine köstliche Scene zum Malen, was ihn sehr amüsirte. — Dann war davon die Rede, daß der König jetzt die Königsgemächer der alten französischen Könige

bewohnt, und da meinte B., der König könne sich ja hier zum Kaiser von Deutschland und König von Frankreich krönen lassen: „das würde keine besonderen Schwierigkeiten haben, — wer wollte es uns verwehren?“ setzte er hinzu. Es war natürlich ein Scherz — aber in der That, ist es nicht um das Herz jedes Deutschen schwellen zu machen, daß wirklich Niemand uns dies jetzt verwehren könnte?

In Paris ist also Revolution und Republik, die äußerste Linke hat sich selbst zu Ministern gemacht. Sie haben über England angefragt, ob B. mit ihnen über Frieden verhandeln wolle „auf Grund der Integrität des französischen Gebietes“ (!!). Bismarck hat ihnen antworten lassen, man könne nur mit einer Regierung verhandeln, die anerkannt sei, — was bekanntlich mit der jetzigen sogenannten Pariser Regierung nicht der Fall sei. — Nun wird die Uneinigkeit und der Spektakel in Paris erst recht losgeh'n, und eben weil noch lange keine Regierung dort sein wird, die einigermaßen Autorität besitzt, — — ist es uns doch sehr zweifelhaft, ob wir den Weihnachtsbaum werden in der Heimath brennen sehen.

Alle vernünftigen und einigermaßen besitzenden Franzosen lachen über die sogenannten Republikaner und sind im Ganzen froh, daß wir im Lande sind und Ordnung halten. Auch ist man überzeugt, — Moltke und Vater waren darüber einig[1] —, und auch Mac Mahon soll es versichert haben, — daß an eine Vertheidigung von Paris ernstlich gar nicht gedacht werden könnte. General Trochu, der mit dem jetzigen

[1]) Beide waren damals der Meinung, die Pariser würden kapitulieren, „wenn sie keine frische Milch mehr hätten“ und rechneten in ca. 14 Tagen auf den allein durch Hunger erzwungenen Fall der Hauptstadt. Wir hatten zwar über die französische Armee leidlich gute Nachrichten, aber gar keine über die großen materiellen Ressourcen von Paris.

Regierungs-Gesindel wohl nichts zu thun haben mag, soll schon fort sein von Paris. . . .

Eben geht eine traurige Nachricht hier ein: die Stadt Laon, welche eine Citadelle hat, hatte gestern capitulirt und sich dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg (Commandeur der 6. Cavallerie-Division) ergeben. In dem Augenblicke, als eine Compagnie des 4. Jägerbataillons, welche das Material übernehmen sollte, in die Citadelle einrückte, flog der größte Theil derselben in die Luft. Schwere Verluste. Leider ist auch unser lieber, lieber Freund Schönfels angeblich schwer verwundet. Er ist Generalstabsoffizier des Herzogs Wilhelm. . . .

Straßburg wird wahrscheinlich sehr bald fallen. Die Kapitulation ward neulich schon angeboten vom Kommandanten, gegen freien Abzug der Garnison. Das ist aber nicht angenommen worden. Daß wir Straßburg b a l d bekommen, ist sehr wichtig.

Gestern war hier schon einigermaßen gutes Wetter, und da Vater die frische Luft ebenso nöthig hatte wie ich, so sind wir eine Stunde spazieren gefahren, rings um die Stadt. Ueberall waren auch hier von den Franzosen Vorbereitungen zur Vertheidigung getroffen worden. — Nach der Spazierfahrt zogen wir um, wohnen jetzt rue d'Anjou Nr. 2, ganz nahe der großen Kathedrale und fast neben dem erzbischöflichen Palaste, den der König bewohnt. Das alte Quartier war zu eng und zu unruhig. Vater konnte dort nicht schlafen."

Roon an die Gemahlin.

H. Qu. Reims, 12/9. 70.

„Den heutigen Courier habe ich leider versäumt, weil der Königliche Vortrag sehr spät anhub und lange dauerte, und weil ich im schönen Wetter spazieren gehen und mit W.

fahren mußte aus Gesundheitsrücksichten. Dein Bruder traf vorgestern hier ein und hat uns gestern (Sonntag) in Gegenwart des Königs eine schöne Predigt in der hiesigen kleinen protestantischen Kirche gehalten. — Wir gehen nun übermorgen weiter nach Chateau-Thierry, dann nach Meaux, nur noch 5 Meilen von Paris. Der 5te Akt der Tragödie beginnt. Gottlob, daß ich wieder wohler bin, — wiewohl nervös noch sehr herabgestimmt. Der arme W. bekommt morgen einen neuen Gyps-Verband. Das ist nun unser drittes gelähmtes Kind. . . — — Soeben erklärte der Doktor, bei Besichtigung des vom Gyps gereinigten Knöchels, es würde noch viele Wochen dauern, bis W. den Fuß wieder gebrauchen könne; er würde daher die Rücksendung nach Berlin beantragen, wenn nur die Eisenbahn ohne Unterbrechung zu benutzen wäre. W. aber will natürlich gern nach Paris, — und ich behalte ihn unter allen Umständen bei mir, bis er wieder ohne Schaden zu Pferde sein kann.

Zur gründlicheren Belehrung der Pariser wäre es sehr zu wünschen, wenn ihr Babel gründlich bombardirt und an allen Ecken angezündet würde, allein — ich glaube nicht daran, daß sie sich vertheidigen werden. Zunächst wird man P. von allen Seiten cerniren und eine Weile hungern lassen. Bis wir Belagerungs-Geschütz heran haben, wird es aber noch sehr lange dauern. Dazu ist es nöthig, daß wir erst die Eisenbahn haben, — und dazu muß wenigstens erst die Festung Toul in unserm Besitze sein, zu deren Eroberung soeben ernstliche Anstalten getroffen worden sind."

Meaux, 17/9. 70.

„. . . Fasse Dich in Geduld, m. Geliebte, auch in Bezug auf alle Beängstigungen über einen ungünstigen Friedensschluß. Unser Herrgott, der uns bisher so gnädig vor allen

militärischen Schlappen bewahrt, wird uns hoffentlich auch ferner davor behüten und uns Augen und Herzen wacker erhalten, daß wir nicht aus eigener Schlaffheit uns mit halben Erfolgen zufrieden geben. Wehren sich die Franzosen wirklich noch ferner, so kann der Krieg freilich noch viel Zeit und Blut kosten, aber nur unglückliche Ereignisse könnten uns den Lorbeer und die richtige Friedenspalme wieder entreißen.

Auch andern nicht begründeten Auffassungen in Deinen letzten Briefen muß ich entgegentreten: Wenn die Gefangenen statt Schwarzbrod weißes erhalten sollten, was übrigens noch nicht feststeht, so wäre es gewiß nichts Besonderes, wenn die Portionen dem entsprechend kleiner ausfallen. Wenn Baracken für sie gebaut werden sollen, wie ich angeordnet, so liegt dem der Gedanke zu Grunde, daß der Friede nicht so nahe sein dürfte, als Ihr annehmen möchtet; es wäre doch gewiß eine ganz unsittliche und unchristliche Barbarei, wenn die Leute einen nordischen Winter hindurch à la belle étoile zubringen sollten.

Wir sind am 14. von Reims nach Chateau-Thierry gefahren (8 Meilen) und vorgestern von Ch.-Th. hierher (6 Meilen).

Bei Nanteuil haben die Franzosen einen Eisenbahn-Tunnel gesprengt und bei Triport eine Brücke, das Heranschaffen von Belagerungsgeschütz wird also, auch nachdem Toul gefallen, immer noch schwierig genug sein. — Gestern ist übrigens hier schon ein Friedensvermittler von hier ausgewiesen worden, ein englischer Gesandtschafts-Secretär, der Waffenstillstand unterhandeln sollte. Bismarck war außer sich, daß die Vorposten ihn überhaupt durchgelassen haben. — Viel Aufsehen wird auch in der Heimath die Abberufung des Generals Steinmetz machen. Die Langmuth des Königs

war zu Ende, nachdem S. sich gegen alle Warnungen taub gezeigt und nun auch dem Prinzen Fr. Karl, seinem Oberbefehlshaber, direkt opponirt hatte.

Eure Empörung über die zu gute Behandlung Louis Napoleon's amüsirt uns sehr. Sollte er lieber zu Fuß nach Graudenz marschiren? oder wirklich „gehängt" werden? Dann wäre er noch zum Märtyrer geworden. Und unser König ist doch sein Gast gewesen, hat ihn als Seines Gleichen anerkannt — so mußte er ihn doch, wenn er ihm nicht das Leben nehmen wollte, — und das nimmt man doch einem Gefangenen nicht —, auch als Fürsten behandeln. Nein, laßt ihn in diesem Elende, verachtet von Mit- und Nachwelt, und immerhin im Wohlleben sterben. Sein Gewissen wird ihm ohnehin schwere Stunden machen! Er ist Niemandem mehr gefährlich und jetzt der Lächerlichkeit verfallen. Nur vor unschicklicher Neugier sollte man sich hüten, auch die lieben Kasseler. Dieser schuldbeladene Mann muß dort still, vergessen, verachtet sein Dasein fristen und mag nach dem Friedensschlusse in einen andern Winkel kriechen."

Vom Major von Roon.

Meaux, den 18. September 70.

„Die Einschließung von Paris, wenigstens durch unsere Cavallerie, hat schon begonnen. — — Von Metz, Straßburg, Toul noch immer nichts Entscheidendes. Die Hauptschwierigkeit ist und bleibt jetzt: mit Wem Frieden schließen? und dann — Wem die neuen Provinzen geben? Wer soll sie verwalten — und wie? Kurz, die politischen Fragen treten nach und nach in den Vordergrund vor die militärischen. Das steht wohl jetzt schon fest, daß wir noch Jahre lang viele Truppen in Frankreich werden lassen müssen. Alle Einmischungen der Auswärtigen, namentlich der superklugen

Engländer, wird man sich jedenfalls auch ferner sehr energisch verbitten.

Mit Vaters Befinden geht es Gottlob jetzt sehr gut, seine Stimmung ist jetzt wieder eine recht frische. Es tröstet ihn sehr, daß Mutter so tapfer und vernünftig über Bernhard's Verlust geschrieben hat. Der Kronprinz, welcher, wie Alle, sehr innige Theilnahme gezeigt hat und gestern wieder im Hauptquartier war, hat Vater gefragt, wie Mutter es aufgenommen habe? Und als Vater antwortete, sie habe geschrieben: „nun brauche man sich doch nicht mehr vor anderen zu schämen, die so viel schwerere Verluste erlitten“ — hat der Herr mit Thränen in den Augen gesagt: „Danken Sie Gott, daß Sie eine so heldenmüthige Frau haben!“

Roon an die Gemahlin.

H. Qu. Ferrières, 21/9. 70.

„Geliebte A.! Da sind wir seit vorgestern Abend in diesem berühmten Rothschild'schen Feenschloß, etwa 2 Meilen von Paris, während unsere Armeekorps es von allen Seiten mit eisernen Armen umschließen.

Vorgestern sprengte uns eine unrichtige Meldung plötzlich von Meaux bis in die Nähe von St. Dénis, wo man die feindliche Armee in verschanzter Stellung zu finden hoffte. Aber gerade auf der entgegengesetzten Seite, bei Sceaux, versuchten sie zur selben Zeit einen Vorstoß gegen das 2. Bayrische und 5. Preuß. Armeecorps, welcher mit ihrer völligen Flucht, der Wegnahme von 7 oder 8 Geschützen und 1000 Gefangenen endigte und die völlige Einschließung auch auf dieser südwestlichen Seite nicht hinderte.

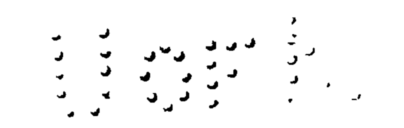
Gestern wurde hier am Vormittage fleißig unterhandelt. Hr. Jules Favre, auswärtiger Minister der neugebackenen Republik, war hier eingetroffen und ist gestern Nachmittag

mit solchen Bedingungen heimgeschickt worden, daß er wohl wahrscheinlich nicht wiederkommen dürfte. — Inzwischen sollen, wie gefangene Offiziere ausgesagt, die Zustände in Paris fürchterliche sein. Die innere Zwietracht geht sogar so weit, daß auch die Truppen schon gegenseitig aufeinander schießen. Um das Eigenthum zu schützen, haben die Maires von Sèvres und Versailles um Preußische Truppen gebeten; nach letzterem Orte hat der Kronprinz von Preußen sein Hauptquartier verlegt; diese Sachen gehen also ihren richtigen Gang. Das schließt kleine Unfälle nicht aus. Die Pariser Schreckensherrschaft hat die Bevölkerung fanatisirt. Wir finden die Ortschaften fast leer, die Scheunen, die Getreideschober auf den Feldern in Flammen, und die Verwegensten unter den Geflohenen schießen meuchlings aus dem Hinterhalte der Häuser, Wälder und Weinberge auf Einzelne, ja auf ganze Truppentheile. Auf diese Weise verlor das 2. Husaren-Regiment, das unvorsichtig zwischen Weinbergen und Gehölzen marschirte, eine Anzahl von Pferden und Leuten, auch den Lieutenant von Horn, Sohn des Oberpräsidenten. Was half es, daß man die Hallunken mit Kartätschen und Granaten aus dem Versteck trieb und danach auf dem Freien niederhieb; die Toten machte es nicht wieder lebendig. Bei alledem ist, bei einiger Vorsicht, diese Gefahr nicht sehr groß. Noch weniger kann ich die, durch die von dem Fanatismus eines Einzelnen herbeigeführte Katastrophe von Laon scheinbar bestätigte, Furcht vor unerhörten Dingen, die uns in Paris begegnen könnten, theilen. Natürlich wird man sich sichern müssen durch Patrouillen und Rekognoscirungen von Sachverständigen, durch Geiseln, als welche man vorzugsweise die Zeitungs-Redacteure und Pariser Deputirten (Rochefort & Comp.) und andere populäre Volksverdreher auszuwählen hätte, sowie durch eine stramme

Polizei, zu welcher ich freilich die Organe noch nicht entdeckt habe. — Ich denke, W. wird wohl ausführlich über unsern hiesigen Aufenthalt berichten. Ich beschränke mich heute wenigstens allein darauf, anzuerkennen, daß dieser Landsitz des Judenkönigs mit viel größerem Luxus und Aufwand ausgestattet ist, als irgend ein fürstlicher Landsitz, den ich kenne, wiewohl die Natur, mit Ausnahme fruchtbaren Bodens, nichts dafür gethan hat. — Der König ist sehr wohl und heiter."

Aus dem Briefe des Major von Roon.

„. . . Als wir am 19. Abends hier ankamen, wartete schon seit vier Stunden — Herr Jules Favre, was ist oder sich nennt „französischer Minister des Auswärtigen". Er hatte zuerst in Claye, zwischen hier und Meaux, eine Unterredung mit Bismarck gehabt, die resultatlos geblieben war. Er hatte überhaupt erst sehr schön bitten müssen, damit er nur die Erlaubniß bekam, zu B. zu kommen. Am Abend, als dieser hier eingetroffen war, wurde die Konferenz noch bis gegen Mitternacht fortgesetzt. Favre äußerte sich nachher sehr bezaubert von der persönlichen Liebenswürdigkeit Bismarck's. Gestern früh hatte er eigentlich abreisen wollen, war aber dann doch noch geblieben. Gestern um 11 Uhr war dann noch eine neue Konferenz zwischen B. und ihm. Frieden konnte und wollte Favre nicht schließen, er bat nur um Waffenstillstand, und da hat man ihm denn gestern die Bedingungen gesagt, unter welchen der König dazu bereit ist. Ich kenne die einzelnen Punkte nicht genau, aber mindestens hat man die Uebergabe der Forts von Paris und außerdem die Auslieferung aller noch zwischen Paris und dem Rhein von den Franzosen besetzten Festungen verlangt. — Bismarck hat nachher gesagt, der Mann wäre vollständig



gebrochen gewesen, die Haare wären ihm förmlich weiß geworden in dieser einen Viertelstunde, als ihm jene schweren Bedingungen mitgetheilt wurden. Wegen des Friedens hat er gesagt, wir möchten alles Geld, allen Besitz nehmen, den sie irgend hätten — nur Land könnten sie nicht abtreten, das wäre unmöglich. Aber er hat wohl gleich gesehen, wie unbeugsam man sein wird, und daher seine völlige Muthlosigkeit, sein wiederholtes Stöhnen: „oh la pauvre France!“ Ein Generalstabsoffizier (ich glaube Winterfeld) hat ihn gestern Mittag wieder durch die Vorposten bis zu den Thoren von Paris gebracht. Er und seine Begleiter haben sich übrigens auf dieser Fahrt sehr besorgt gezeigt, nicht etwa in ein Gefecht verwickelt zu werden.

Frieden giebt es noch lange nicht, davon bin ich fest überzeugt, — aber Waffenstillstand —, das ist vielleicht möglich, da die Prahlhänse endlich einzusehen anfangen, wie elend es mit ihnen steht. Auch Bazaine soll schon weicher werden, und Straßburg kann sich ja doch, trotz seines sehr wackeren Kommandanten, nicht mehr lange vertheidigen.

Ich bin vorher mit Vater in dem wunderschönen, großen Parke spazieren gefahren und habe dadurch wenigstens von außen das prachtvolle Schloß gesehen, das in seinem Innern alles übersteigen soll, was man an Pracht und Schönheit denken kann. „Der Mittelstand kann's nicht!“ soll der König immer sagen. Wir wohnen in einem Nebenhause des Schlosses — gut genug, und viel gemüthlicher.“

Roon an seine Gemahlin.

H. Qu. Ferrières, 25. 9. 70.

„. . . Vorgestern Abend allgemeine Freude durch ein Telegramm des Großherzogs von Mecklenburg. Dasselbe meldete die Capitulation von Toul, welches als Sperr-

punkt der Eisenbahn in Feindes Hand bisher außerordentlich unbequem für uns gewesen war. Jetzt werden unsere Ersatz- und Lebensmittel-Transporte, unsere Correspondenzen und Telegramme unbehinderter gehen und kommen, als bisher möglich war. Vornehmlich aber wird dadurch die Möglichkeit geboten, schweres Geschütz heranzuziehen und den Parisern in allen Tonarten aufzuspielen. So geht es allmählich Schritt vor Schritt weiter dem Ziele zu, wenngleich uns dieses, in Betreff seiner Entfernung, noch immer in Dunkel gehüllt ist.

Mit W. geht es immer noch nicht ganz gut; er fängt nun an, am Stocke zu gehen, soll aber den Fuß nur erst mit sehr großer Vorsicht ansetzen. — Wir hatten eben Kirche, schöne Predigt. Nach derselben sprach der König sehr gnädig mit W."

Blanckenburg an Roon.

Berlin, 24. 9. 70 (eingegangen 28/9).

„. . . Wenn ich bisher nicht zur Feder griff, so war es, — das glaubst Du mir —, wahrlich nicht Theilnahmlosigkeit. — — Jetzt kann ich Dir aus eigener Anschauung bezeugen, wie tapfer Anna den Tod Eures Bernhard trägt — über mein Erwarten, aber es ist so. Dir kann ich darüber überhaupt wohl nichts sagen. Gestorben wie ein Held, ergeben wie ein Christ und hinübergegangen auf das Schlachtfeld blickend, begleitet von den Gebeten der nächsten Fleisch- und Glaubensbrüder — mit Abschied von Dir! Was will man mehr?! Das unheimliche Gefühl beim Tode von Tausenden, daß man nicht weiß „wie und wo?" — Dir ist es erspart geblieben. Du weißt, daß der Sohn, der Dir meines Wissens nie Sorge im Leben gemacht hat, — nun ewig geborgen ist, — wo Du ihn — wie bald? wiedersiehst!

Rom und Paris! Babel und Ninive — welche Zeit! Nach meinem Geschmack würde ich zum Sturm von Babel keinen Deutschen opfern —, wenn das Ziel mit Kanonen zu erreichen ist, — und sollte auch kein Stein auf dem andern bleiben; die Welt mag viel verlieren — der Himmel nicht!

... In Stettin habe ich denn die Rothhosen, die Ihr ausgeklopft habt, zu Tausenden und zwar ziemlich genau gesehen. Amüsirt hat mich die preußische Organisationskraft. die sich auch da zeigte. 5000 im Fort Wilhelm, in Compagnien und Corporalschaften getheilt, benehmen sich ganz preußisch-militärisch. Einem Theil las ein Unteroffizier — französisch! die preußischen Kriegsartikel vor; ein anderer Trupp wurde auf Gesundheit untersucht (schöne Gegend!) — einem anderen wurden die fehlenden Kleider nachgesehen. Ich traf 10 Elsasser aus einem Dorf! Klagen thun sie nur über das Brod! — Bei Tische kam ich ins Gefecht mit dem Kommandirenden, der sich berühmte, die weichlichen kriegsministeriellen Anordnungen verhindert zu haben, da es ein Skandal sei, daß die Kerls besseres Brod haben sollten als unsere Leute! Ich finde das grundfalsch, es liegt doch auf der Hand, daß man die Gefangenen nicht umbringen darf! Ich möchte wetten, daß die tollsten Krankheiten kommen, wenn diese Magen das frische Brod verdauen sollen, was sie nicht verdauen können.

Ich bin diesmal hauptsächlich auf zwei Tage hierher nach Berlin gekommen, um mit unsern extremen (preußisch-partikularistischen) Freunden zu verkehren und einen Versuch zu machen die Grundlagen zu legen zu einer neuen deutschen conservativen Parthei. Ich wäre beinahe nach München gefahren um Anknüpfungspunkte zu suchen, — indeß sagten wir uns, daß es unthunlich sei, hinter Bismarck's Rücken und ohne dessen Aufträge an Delbrück zu kennen, in Bayern

anzubinden. Ich kann aber mit gutem Gewissen berichten, daß die conservativen Ultras, wenn auch mit allerhand Schmerzen, darüber einig sind:

1. daß der Kaiser, im Gegensatz zu Sybel's König, ein deutsch-conservativer Gedanke und für den Süden eine Nothwendigkeit ist!

2. daß, — wenn nach dem Friedensschluß nicht ein deutscher Bund entsteht, aus dem norddeutschen durch Amendements aufwachsend —, das Blut zum Theil vergebens geflossen ist.

3. Das mindeste, was entstehen müßte, sei: ein Heer, eine Finanz-Basis dieses Heeres, gleiche Kriegslast für Person und Land!

4. also auch ein deutscher Kriegsminister und ein deutscher Finanzminister, — ohne den Staaten die Möglichkeit zu nehmen, selbst Minister zu halten —, nur als Gegensatz zur jetzigen Verfassung.

5. Unbedingter Wunsch, daß, so stark auch die Kaiserliche Centralgewalt zu construiren, so müßte doch die Competenz des Reichstages keine unbeschränkte bleiben.

6. Jedenfalls sei anzustreben ein Staatenhaus als Gegengewicht gegen einen omnipotenten Reichstag.

Meine Meinung ist, daß dies Staatenhaus kein Herrenhaus in zweiter Auflage sein darf, und daß es zu erwägen ist, ob man dasselbe nicht entbehren kann, wenn es gelänge, den Bundesrath (der jetzt ohne Bismarck nichts ist) in einen vollwichtigen Senat zu verwandeln.

Als wir soweit in unsern geheimen Berathungen gekommen waren, hatte ich mit Wagener, Lasker, Forckenbeck, Unruh eine Konferenz — auf Antrag der letzteren. Das Resultat derselben wird Wagener in einem Promemoria an

Bismarck schicken, damit der genau erfährt, was die Conservativen, soweit er mit denen rechnen muß, und die Nationalliberalen denken. Diese letzteren kamen aus München und Stuttgart und berichteten blaue Wunderdinge! Alles sei bereit zum Eintritt, es käme nur auf B. an — selbst Leute wie Thüngen haben die Berliner Adresse unterschrieben! — Das Nähere werdet Ihr durch Wageners Bericht erfahren.

Weiß Gott, wann Frieden wird. Nach meiner Meinung werdet Ihr Paris nehmen müssen und dann dort Wahlen ausschreiben. Die Versammlung, — denke ich —, wird sich dann wohl Louis wieder holen — da nach meiner Ansicht in Frankreich nur Kaiser oder Socialismus möglich ist."

Roon an die Gemahlin.

H. Qu. Ferrières, 1. 10. 70.

„. . . Vor einigen Tagen machte ich mit meinen Begleitern einen größeren Ausflug nach Chateau Piple und Gros-Bois, um uns Paris näher zu betrachten, — wenngleich immer noch aus ziemlicher Entfernung, denn beide Landsitze liegen noch ein Stück diesseits unserer Vorpostenlinie; auch in Sucy war ich vor einigen Tagen mit W. — Bei dem gestrigen Ausfallgefechte bei Villejuif und Chevilly (gegen das 6. Armee-Corps) sind die Herren mit einem Verluste von fast 1000 M. zurückgeschlagen worden — unter Aufopferung von fast 150 Toten (darunter 10 Offizieren) und 2—300 Verwundeten. — Da nun Toul und Straßburg gefallen sind, so werden wir, hoffe ich, in 8—14 Tagen schwere Artillerie genug hier haben, um die Baß-Instrumente in dem auszuführenden Konzerte nicht länger schmerzlich zu vermissen. Ob es die Herren Pariser werden auf ein Bombardement ankommen lassen, weiß ich nicht, möchte es aber

fast wünschen, damit ihrer Satans-Residenz eine empfindliche Züchtigung zu Theil wird.

Heinrich (v. Brauchitsch)[1]) ist gestern in die ihm übertragene Präfektur nach Versailles abgereist. Es ist davon die Rede, daß das Haupt-Quartier des Königs in einigen Tagen eben dahin verlegt werden wird, wiewohl wir hier noch immer zu essen haben und uns ganz wohl befinden. — Du kannst Dir kaum eine richtige Vorstellung von der lachenden Natur dieser Gegend machen. Sie ist in Wahrheit ein großer Park, in dem sehr zahlreiche, stadtähnliche Dörfer, Weiler und Meiereien liegen, Schlösser und Villen in reichem Wechsel und in den anmuthigsten Lagen; aber die zahlreiche Bevölkerung ist entflohen oder vielmehr von den Pariser Gewalthabern vor unserer Ankunft mit Todesdrohungen vertrieben, so daß in manchen Orten nur verwilderte Katzen und verhungerte Hunde angetroffen wurden. Jetzt aber kehren die Ausgewanderten nach und nach zurück und zeigen uns höfliche, wiewohl niedergeschlagene Gesichter; und dazu haben sie wohl Ursache, denn wenngleich wir auf ihre Kosten leben müssen, so geschehen doch alle Requisitionen mit Ordnung und gegen Quittungen, während die Pariser Freischützen ihnen alles ohne Umstände raubten und plünderten und ihre Scheunen und Getreideschober in Brand steckten, damit wir sie nicht benutzen möchten.

Indem der Feind Brücken und Eisenbahnen auf unseren Operations-Linien zerstörte und dadurch die Heranziehung von Lebensmitteln erschwerte, ja unmöglich machte, hat er uns selbst auf die Aussaugung dieses schönen Landes angewiesen. Der Krieg kennt keine Schonung, und Frankreich wird lange an den Folgen zu kranken haben.

---

[1]) Roon's Schwiegersohn.

Von Arnold und E. keine, d. h. gute Nachrichten. Ersterem habe ich Dein gestriges Telegramm, was mir große Freude gemacht, sogleich zugesandt[1]); er wird es heute haben. Möchte nur unser liebes Schwiegertöchterchen die Katastrophe wohl überstehen! Von ihrem Vater (Langenbeck) weiß ich nichts, seitdem ich ihn vor Wochen flüchtig in Pont-à-Mousson gesehen.

2/10. Vor Metz alles ruhig, auch vor Paris ist seit dem 30. nichts Erhebliches geschehen. General v. Werder hat Marschbefehl bekommen. Schmeling soll Schlettstadt und Neubreisach belagern und wegnehmen. Der Großherzog von Mecklenburg belagert Soissons. Pikanter als alles dies ist, daß Prinz Albrecht mit der 4. Kavallerie-Division am 28. schon bis auf 4 Meilen von Orleans vorgerückt ist, — und daß die Franzosen alle Truppen aus Algier herangezogen haben und daraus bei Tours ein sogenanntes 15. Armee-Corps formiren, — ihr letzter Stein!

Dein A.

---

[1]) Dasselbe meldete die Geburt eines Enkels (später „Bernhard" getauft).

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Am 5. Oktober 1870 verlegte König Wilhelm sein Hauptquartier nach Versailles. Auch von dieser letzten Etappe aus, wo das Hauptquartier freilich unerwartet lange ausharren mußte, setzte Roon seine Mitteilungen über die Ereignisse ꝛc. fort:

H.-Q. Versailles, 6. 10. 70.

„Gestern sind wir in dies prächtige, aber sehr staubige Vor-Sodom eingezogen, und es hat meine Brust der Klang des Preußischen Fahnentrupps und bekannter Märsche und ihr Wiederhall von dem stolzen Königsschloß mächtig und freudig gehoben. Ich bewohne mit meinem Stabe ein ganz nahe bei dem Schlosse liegendes ziemlich großes, aber von seinen Bewohnern verlassenes Haus, in welchem wir gleichwohl ganz behaglich eingerichtet sein werden, nachdem Holz, Licht und Oehl, sowie Möbel, Betten u. s. w. von der Mairie geliefert sein werden.

Vor einigen Stunden Dein l. Brief vom 1. d. — Dein Enthusiasmus über den bekannten Württembergischen Muster-Sanitätstrain macht mich lächeln, denn wir haben seit 67 mehr als 100 dergl. Sanitäts-Waggons bauen lassen, — die freilich noch immer nicht ausreichen.

Später. Ich mußte etwas ins Freie, auf die Terrasse, wo die Wasser sprangen. Das Vergnügen, so mäßig es war, hat mir $2^1/_2$ Stunden gekostet und eine sehr gesunde Promenade eingetragen. Was ich dabei dachte? Zuerst an Dich, wissend, daß Dir dergleichen sehr viel mehr Vergnügen gemacht haben würde. Sodann — an Louis XIV. und XV., die Erbauer, welche 400 Millionen für dies ihr „Tel est mon bon plaisir“ ausgeben mochten, obgleich ihr Land damals nichts weniger als reich war, — also aus Uebermuth, aus Eitelkeit! Und vor der erzenen Reiter-Statue von Louis XIV. auf dem Platze vor dem Schloß hielt vor einigen Tagen S. K. H. unser Kronprinz eine Parade ab, bei welcher Er die Eisernen Kreuze an diejenigen vertheilte, die die eitele französische „gloire“ in den Boden getreten hatten. Das war mehr, als ein solches Schloß mit Gärten und Wasserkünsten aus dem sauren Schweiß gedrückter Unterthanen zu erbauen und anzulegen!

Unsere groben Geschütze werden wohl erst in ca. 14 Tagen zur Stelle sein — wenigstens erst dann in solcher Zahl, daß das Bombardement ernstlich beginnen kann. Die in Paris eingeschlossenen Franzosen knallen mit ihren schweren Geschützen unaufhörlich auf Alles, was sich zeigt, ohne etwas damit auszurichten. Unsere Truppen haben sich nun ringsum verschanzt und werden etwa neue Ausfallversuche immer nachdrücklich zurückweisen.

Bei Tours hat der Feind doch Truppen zusammengezogen, vor denen Prinz Albrecht (der nur Cavallerie hat) zunächst beobachtend zurückweichen mußte. Man hat nun Infanterie-Divisionen dorthin in Marsch gesetzt.

Deine Nachrichten über H. machen mich recht besorgt; aber auch Deine Gesundheit muß geschont werden! Wegen

H. will ich mit Wilms sprechen und Dir das Resultat später mittheilen."

Versailles, 8. 10. 70.

„. . . Gestern hat Marschall Bazaine wieder einen sehr ernsthaften Versuch gemacht, sich aus Metz herauszuschlagen, ist aber nach großen Verlusten wieder hineingeworfen worden, während wir nur einige 100 Mann einbüßten. Möchte sich der Herr Marschall doch endlich überzeugen, daß er aus der eisernen Preußischen Umarmung nicht durch Gewalt sich befreien kann, sondern nur durch Unterwerfung."

den 9. Oktober.

„Das schöne Wetter geht zu Ende; seit gestern ab und zu heftige Regenschauer; die Nächte sind schon seit lange kalt. Ich sehne mich nach der Ankunft der für die Armee bestellten 500,000 wollenen Hemden. Daß diese auch Schafpelze brauchen wird, wie 1864, hoffe ich nicht, aber wer weiß? — Möchten nur unsere rückwärtigen Eisenbahn-Kommunikationen erst wieder ganz geheilt sein, damit wir durch Nachschub für unsere Bedürfnisse besser sorgen können. Noch ist zwar keine eigentliche Noth, aber die Requisitionen geben nicht mehr viel aus und die einheimische Bevölkerung fängt an zu hungern. So kostet hier z. B., wohin die Zufuhr vom Lande unbehindert, das Pfund Butter schon 3—4 Francs (in Paris 13 Frcs.), und manche Dinge, z. B. Zucker, sind gar nicht zu haben."

d. 10. Oktober.

„Der Herbstwind, der in den Wipfeln des Gartens und um die Giebel des nahen Königsschlosses toset, ruft Seufzer nach dem stillen Frieden der Heimath und der behaglichen Temperatur des traulichen Kachelofens hervor, und ich lese den gestrigen Losungsspruch nochmals mit Befriedigung: „Jakob soll wieder kommen und im Frieden sein und die

Fülle haben, und Niemand soll ihn schrecken" — und lege mir eine irdische Verheißung hinein. Zunächst aber sollen und müssen wir noch Geduld haben und den eingeschenkten Becher bis auf die Neige leeren, auch wenn uns der Bodensatz nicht mundet. Die Dinge müssen ihren Gang gehen, und das Gottesgericht, zu dessen Werkzeugen wir armen Sünder erkieset wurden, muß voll und ganz vollstreckt werden. Die fortwährende Verblendung, das absichtliche Augenverschließen und das gegenseitige Belügen der Feinde erscheinen mir manchmal als ganz unvermeidliche, ja nöthige Vorbedingungen für die Erfüllung ihres Schicksals. Lieber fort und fort sich und andere belügen und täuschen, als die eigene Ohnmacht eingestehen und sich demüthigen. Während sie von der Schwindelhöhe, auf welche Eitelkeit und Uebermuth sie gestellt, schon heruntergestürzt sind in den Abgrund der Vernichtung, stellen sie sich fort und fort noch auf die Zehen und schreien: „Seht wie groß wir noch sind und wie hoch wir noch stehen."

Später. Heute Mittag, als ich mit einer schwierigen Sache beschäftigt war, überraschte und erfreute mich Dein liebes Schreiben vom 6. d. M., also — Respect! — am 4. Tage! Deinem Briefe entnehme mit Genugthuung, daß es unserer lieben H. wieder besser geht.

den 11. Heute früh trat Eberhard Stolberg zu meiner Freude bei mir ein, blieb ein Stündchen und hinderte mich diese Zeilen fortzusetzen. Er will morgen zurück und Dich besuchen. Er wird Dir dann sagen, wo und wie er mich gefunden hat. — W. hat heute zum erstenmal wieder den Stiefel anziehen können, was auch ich als einen wesentlichen Fortschritt betrachten möchte.

Jetzt drängt der Courier zum Schluß. Die Abgangszeit ist sehr unbequem — —, denn um 10 Uhr muß ich auch

alltäglich zum Vortrag und habe mich dazu vorzubereiten, kann also nicht schreiben, — muß es vielmehr immer schon Tages zuvor gethan haben."

den 14. 10. 70.

„... Hier nichts Neues, außer daß die Franzosen gestern das Schloß von St. Cloud in Brand geschossen und daß sie am 11. bei Orleans eine Schlacht gegen 4 Preuß. Divisionen und das Bayrische Corps v. d. Tann verloren haben. Es war ihre sogenannte Armee von Tours. Wir haben jetzt Orleans besetzt und marschiren auf Tours. Dagegen wird das Bombardement von Paris wohl erst in 14 Tagen beginnen können."

Versailles, 18/10. 70.

„Deinen lieben Brief vom 14. fand ich zu meiner Freude vor, als ich gestern Abend um $^1/_2$10 Uhr vom Diner bei'm Kronprinzen heimkehrte. Man speiset dort à l'anglais um 7 Uhr und plaudert, musicirt und raucht auf gut deutsch nach der Tafel ganz gemüthlich. Heute zur Feier des Geburtstages des Kronprinzen — und unseres A. — um 12 Uhr Gratulation, um 7 Uhr Diner bei Sr. Majestät, großer Zapfenstreich; auch vermuthete man einen Ausfall der Franzosen; es scheint aber, als wenn dieser Theil des Festprogramms ausfallen würde.

Gestern Mittag war ich bei gutem Wetter mit W. nach St. Germain gefahren, von wo man von der Terrasse neben dem Schloß eine schöne Aussicht auf das Seine-Thal und den Mont Valérien hat. Dergleichen Fahrten machen wir fast täglich, damit W. doch an die Luft kommt.

Später. Um 10 Uhr Vortrag wie gewöhnlich; ich konnte mich dafür bedanken, daß Sr. Maj. meinem Stabe (für die noch nicht dekorirten Herren) 3 eiserne Kreuze verliehen. Als ich gegen 12 Uhr zum Kronprinzen zur Gratu-

lation fuhr, eilte mir General Tresckow nach, um mir das eiserne Kreuz 1. Klasse für mich einzuhändigen. Se. Maj. hätte es mir persönlich geben wollen; da er es vergessen und mich bei der heutigen Tafel damit sehen wolle, so schicke er es mir, um mich nicht noch einmal zu Ihm zu bemühen.

Jetzt, um 3 Uhr, muß ich in den Park, wo Brauchitsch die Wasser zur Feier des Tages springen läßt. Br. ist in der That sehr thätig als Präfekt: treibt Steuern ein, verkauft das schlagbare Holz u. s. w., gründet Zeitungen, schreibt Proclamationen, kurz er thut, was er kann, um unser Regiment zur Geltung zu bringen. — Er ist jetzt mein täglicher Tischgast.

Noch später. Eben zurückgekehrt von den Wasserkünsten, die die Herrschaften diesmal zu Pferde besahen. Ich war mit unserm lahmen W. dahin gefahren und hatte Gelegenheit mich bei Majestät zu bedanken für den neuen Orden. Er hatte auch einige freundliche Worte für W., der gestern übrigens auch mit zum Kronprinzen geladen worden war.

Den 22. Oktober. Gestern wurde ich behindert an der Fortsetzung des (häusliche Angelegenheiten betreffenden) Briefes durch Dienstgeschäfte, namentlich durch eine Alarmirung der hiesigen Truppen, veranlaßt durch einen neuen großen Ausfall der Pariser. In Folge des Alarms hatte auch ich mich zu Pferde gesetzt und war erst gegen Dunkelwerden zurückgekommen, nachdem die Franzosen ihre reglementsmäßigen Kopfnüsse empfangen und unter dem Schutz ihrer Werke zurückgewichen waren. Unser Verlust ist mir zwar noch nicht bekannt; man hofft indeß, daß er nicht bedeutend, wiewohl das Gefecht 5 Stunden etwa dauerte.

Durch eine Unart meines erschreckten alten „Freundes“ [1] habe ich mir gestern den Daumen der rechten Hand verstaucht, so daß mir das Schreiben nicht ganz leicht wird. — Gestern Abend nach unserm verspäteten Diner (— so setzt Roon's Sohn diesen Brief fort) lief ein Billet Se. M. des Königs ein, nach welchem der Kaiser Alexander v. Rußland an Vater einen hohen Kriegs-Orden verliehen hat. Vater war besonders erfreut über die Liebenswürdigkeit und Güte des Königs, welcher noch am späten Abend deßwegen an Vater schrieb. — Eben ist der Arzt hier und erklärt die Daumen-Verstauchung doch für recht erheblich — — will eine kleine Schiene anlegen. Es scheint, daß „der Freund“ seinen Satz gemacht hat, weil eine verlorene Shrapnel-Kugel in seine Nähe einschlug.

Den 25. Oktober. . . . Metz muß nun in den nächsten Tagen fallen, wir haben ganz gewisse Nachrichten, daß sie schon fürchterlich hungern. Schlettstadt ist gestern genommen. — Wir sind freilich auch schon sehr ungeduldig, daß es hier vor Paris nicht schneller geht; daß die Berliner Philister (wie aus den Zeitungen ersichtlich) auch so ungeduldig sind, — das kann uns jedoch nur Achselzucken verursachen. Sie tragen ihre Haut nicht zu Markte; und daß wir hier sehr vorsichtig sein müssen, um nicht noch mehr theures Blut zu lassen (die Ausfälle kosten ohnehin schon viel zu große und eigentlich doch nutzlose Verluste!) —, das sollte doch Alle nur freuen. Aber seit 80000 Mann und ein Kaiser an einem Tage gefangen sind, sind sie auf Alles blasirt und bilden sich ein, sie müßten jeden Morgen zum Kaffee eine solche Siegesnachricht erhalten. Ich möchte diese Berliner Philister wohl mal auf die Vorposten gegen-

[1]) So hieß Roon's Lieblingspferd.

über vom Mont Valerien stellen — da möchten die undankbaren Schreier wohl stumm werden!"

Versailles, 27. 10. 70.

„. . . W. hat in den letzten Tagen ja mehrfach berichtet und meine Briefe ergänzt. Gestern früh kam richtig Moritz Blanckenburg hier an, nachdem er 61 Stunden lang mit dem Post-Courier Tag und Nacht gefahren war. Darob große Freude! Leider war sehr schlechtes Wetter, so daß er wenig vom Lande gesehen hat. Natürlich hat er aber doch eine Menge Abenteuer erlebt. — Außerdem wird — Madame Bazaine hier erwartet, die Frau des Marschalls, eine sehr reiche und sehr schöne Mexikanerin. Sie hat Bismarck fragen lassen, ob sie ihn sprechen könne. — Er wird wohl auch mit ihr fertig werden. Ihr Mann muß entweder mit seiner ganzen Armee verhungern — oder seine ganze Armee und die Festung übergeben, anders wird es nicht. Uebrigens befindet sich auch der französische General Changarnier im Lager des Prinzen Friedrich Karl, um mit diesem zu unterhandeln. Der Fall von Metz ist also wohl sehr bald zu erwarten. — Hier im Haupt-Quartier wird ferner der französische Minister Thiers erwartet; was er eigentlich will, weiß man nicht. . . . . Daneben concentrirt sich das Interesse jetzt auch wesentlich auf die Verhandlungen mit Deutschland über Deutschland; daher meine gestrigen und heutigen langen Verhandlungen mit Suckow (Württembergischer) und Pranckh (Bayerischer Kriegsminister). Resultate noch nicht feststehend — aber man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist.

Den 28. Oktober. Hoffentlich wird die deutsche und die Verfassungsfrage in guter, conservativer Weise erledigt werden! Ich bin nicht ohne Sorge deswegen. Hoffentlich haben

wir nicht für einen elenden Nothbau mit arbeiten helfen mit unserm Schweiß und Blut, sondern für ein herrliches, hohes und festes Gebäude! — Moritz war gestern zu Tische beim Kronprinzen, welcher sehr lange und eingehend mit ihm gesprochen hat, — wenn auch nicht über die brennenden politischen Fragen — so doch über ernste Dinge. — Gestern Nachmittag 5 Uhr sollte vor Metz die Capitulation abgeschlossen werden. Ob der Abschluß aber wirklich erfolgte, weiß ich bis zur Stunde noch nicht. Der König hatte seine Einwilligung schließlich gegeben, daß die Offiziere ihre Degen behielten. Dieser Punkt war gestern früh noch der einzige Differenz-Punkt bei den Verhandlungen.

Später. Eben die Depesche mit der sicheren Nachricht! Die Kapitulation ist Nachts 12¾ Uhr abgeschlossen, wenigstens ist von da die Depesche datirt, 173000 Gefangene, darunter nur 16000 Kranke und Verwundete! Es ist überwältigend! Vor der Festung standen nur 200000 Mann. Mit einer solchen Macht hätte Bazaine durchbrechen müssen ... Eine wahrhafte Verlegenheit entsteht durch die Frage, wo die doch noch über Erwarten große Masse von Gefangenen untergebracht werden soll, wenngleich das Meiste schon vorbereitet ist ... Morgen wird die Festung von unsern Truppen besetzt werden.

Ich hoffe sehr, daß Moritz noch einige Tage hierbleibt und auch seinerseits Gutes wirken wird für die Deutsche Frage. Zur Wiederherstellung des Friedens machte er heute den Vorschlag: da die französische Armee sich nunmehr ganz in Deutschland, die deutsche in Frankreich sich befände —, so möge nun auch die Civilbevölkerung einfach tauschen, Frauen und Kinder nachkommen u. s. w. Wir jagen dann die Franzosen vollends heraus, erlauben ihnen sich in Pommern u. s. w. anzusiedeln und behalten dafür Frankreich

mit dem Rheinthale. So übel wäre der Scherz nicht — hübscher ist es bei ihnen, mehr schöne Villen und Schlösser, besseren Boden, besseres Klima u. s. w. haben sie auch — und das wäre vielleicht die schnellste Art, Frieden zu machen. Frankreich bleibt dann „unzerstückelt", wird sogar noch vergrößert . . .

Eben wurde Moritz zu Königs Tisch geladen, so daß wir ihn heute entbehren müssen."

Den 30. Oktober.

„Versailles wimmelt jetzt von Ministern und Diplomaten, die hier die Deutsche Einheit anfertigen wollen; vielleicht kommt der Reichstag zu dem Behufe auch noch hierher, wenn der Frieden es nicht verhindert. Für diesen schwindelt der kleine Thiers jetzt hin und her, und Engländer und Oesterreicher schreiben eindringliche Noten. Thiers ist heute auf einige Stunden, — von Tours kommend —, hier gewesen und nach Paris abgereiset, um mit den fehlenden Vollmachten wiederzukommen, — wer weiß!

Der Fall von Metz ist ein enormer Schlag, der mehr als bisher alles Andere einen günstigen Frieden in Aussicht stellt — aber wie bald?

Wir waren in der Kirche, wo wir erquickt wurden durch eine fromme, demüthige Predigt, . . . Wir sangen dann alle stehend das Tedeum, ein Tedeum von deutschen Soldaten mit deutschen Zungen, ein demüthiges Tedeum in der Schloßkirche Ludwig's des Vierzehnten, — des größten, übermüthigsten und siegreichsten französischen Königs, des Erzfeindes von Deutschland. — Nachher ritt der König mit seinem ganzen Stabe, dem ich mich anschloß, der Garde-Landwehr entgegen; sie defilirte vor ihm und zog dann durch die Stadt. Entsetzt blickten die Versailler auf diese 9 prachtvollen Bataillone. Lauter herrliche Gestalten —

immer neue Truppen! immer noch schönere — „oh pauvre France.“ [1]). —

Gestern hat mir der König, während er den Kronprinzen und Prinzen Fr. Karl zu Feldmarschällen, Gen. Moltke zum Grafen gemacht hat, den Orden Pour le mérite verliehen — den dritten Orden in c. 4 Wochen. Die Ausbeute ist etwas reichlich — mit den ausländischen Decorationen bis jetzt sieben in diesem Feldzuge — — Du weißt wie ich über das Ordenswesen denke. Ueber den Orden Pour le mérite habe ich mich aber wirklich gefreut. — Da keine Pour le mérite's in diesem Kriege bis jetzt ausgegeben wurden, so hat man auch jetzt erst bemerkt, daß man keine mitgenommen hat; ich trage daher jetzt den des Kronprinzen, den er mir liebenswürdiger Weise geschickt hat, da er von dem Mangel gehört.

Die Anwesenheit von Moritz erfreut mich sehr. Er mag Dir davon Näheres erzählen.“

Zu Ehren von Blanckenburg veranstaltete Roon damals einige kleine Diners. Außer seiner nächsten Umgebung befanden sich unter seinen Gästen wiederholt der Bundeskanzler Graf Bismarck, Herr von Keudell, die Generale von Moltke, von Blumenthal, von Podbielski, Oberstlieutenant von Bronsart u. a.

„Am 31. Oktober kam es bei einem solchen kleinen Diner zu einer ziemlich heftigen Auseinandersetzung zwischen Vater und einem der Gäste [2]), der zu den sogenannten „Antibombardeurs“ gehörte, und dem Vater lebhafte Vorwürfe wegen Verschleppung der Angelegenheit machte. Der

---

[1]) So riefen die bei dem Anblicke erschrockenen Versailler.

[2]) General von Moltke gehörte an diesem Tage nicht zu den Gästen.

angegriffene .... blieb ihm nichts schuldig. Bismarck, der an diesem Tage auch bei uns war, versuchte die Sache wieder auszugleichen, aber es wurde nur ein höflicher Waffenstillstand geschlossen ... Die ganze Scene war insofern etwas peinlich, weil der Betreffende als Gast an Vaters Tische saß ...[1])".

In betreff dieser Bombardementsfrage ist noch hinzuzufügen, daß Roon, wie wir wissen, anfänglich z. B. in Reims[2]) ganz die Moltke'sche Auffassung geteilt und ebenfalls erwartet hatte, daß Paris nur durch Hunger fallen würde und müsse, und zwar sehr bald. General von Moltke hielt, — das ist jetzt aus seinen hinterlassenen Schriften bekannt[3]) —, diesen Standpunkt fest und gab ihn eigentlich erst Mitte Dezember in gewissem Grade auf. Er blieb auch dann bei der Ansicht, daß auf das Bombardement, — welches ohnehin nicht nachhaltig sein könne und auch technisch zu großen Schwierigkeiten bei der Ausführung begegnen würde —, kein besonderer Wert zu legen sei; sondern daß es höchstens in zweiter Linie (vielleicht) als Einschüchterungsmittel mitwirken möchte.

Roon dagegen hatte diesen Standpunkt, wie wir sahen, schon längst verlassen. Schon von Ferrières[2]) aus (25. September) spricht er die Hoffnung auf Bombardement aus, und am 14. Oktober (siehe oben) schreibt er aus Versailles sogar: „Dagegen wird das Bombardement von Paris wohl erst in 14 Tagen beginnen können." Daraus dürfte zu folgern sein, daß er die Sache damals prinzipiell schon für entschieden und fest beschlossen ansah.

---

[1]) Aus dem Tagebuche des Major von Roon, der als Rekonvaleszent sich noch bei seinem Vater befand.

[2]) Vergl. 23. Kapitel.

[3]) z. B. Band III, S. 262; Brief an den Bruder Adolf in Band IV, S. 212 und folgende.

Er bestritt aufs äußerste die von den Gegnern der Maßregel behaupteten technischen ꝛc. Bedenken und ging in seiner Ungeduld dabei wohl etwas zu weit. Denn die aufgetürmten Schwierigkeiten, welche der Ausführung entgegenstanden, scheinen, namentlich in betreff der Beschaffung der für den Landtransport der Geschütze und Munition erforderlichen Fuhrwerke, im Süden von Paris wenigstens, erheblich gewesen zu sein, wenn sie auch nicht so unüberwindlich waren, wie es Roon gegenüber dargestellt, von diesem jedoch dauernd bezweifelt wurde.

Vornehmlich richtete sich übrigens Roon's Unmut, wie wir aus den nachstehenden Briefen erfahren, ersichtlich gegen andere, nicht militärische Einflüsse, die auch sonst nicht unbemerkt geblieben sind. Er drängte hauptsächlich darum auf das Bombardement (nachdem er die irrtümliche Ansicht, daß Paris nur mangelhaft verproviantiert sein könne, schon im Oktober aufgegeben hatte), weil man den Einschließungstruppen die Genugthuung verschaffen müsse, daß nicht bloß immer auf sie geschossen würde, was thatsächlich fast drei Monate lang und an einzelnen Stellen, Bourget zum Beispiel, in einer für die Einschließungstruppen sehr lästigen Weise geschehen ist; und weil er, auf den beweglichen und turbulenten Sinn der Pariser Bevölkerung rechnend, anderseits auch auf diese von der Beschießung mindestens einen großen moralischen Eindruck erwartete, wenngleich von einem ganz nachhaltigen Bombardement der Riesenstadt oder von einer umfassenden förmlichen Belagerung bei der Beschränktheit der verfügbaren Mittel, auch nach seiner Ansicht, nicht die Rede sein konnte.

Und die Wendung, welche das schließlich erfolgte Bombardement den Ereignissen thatsächlich gegeben, hat diese seine Auffassung als richtig bestätigt. Schon der erste Akt

der Beschießung hatte bekanntlich einen derartigen Erfolg, daß die Franzosen den Mont Avron fast im Galopp räumen mußten (Ende Dezember). Die belagernde Infanterie aber ist von da an durch die Festungsartillerie nicht mehr inkommodiert worden, zumal letztere auch sehr bald die Überlegenheit der deutschen Geschütze zu empfinden hatte.

Nach dieser Vorbemerkung fahren wir in der Mitteilung von Roon's Feldzugsbriefen fort:

(Den 31/10.) „Wieder bin ich am Schluß und Absenden dieser Zeilen verhindert worden. — W. wollte morgen auf seinen Posten zurück; es geht wirklich besser mit ihm, aber einige Tage zu warten, wird doch rathsam sein. — Herr Thiers, der vorgestern nach Paris hereingelassen wurde, ist gestern Abend mit hängenden Ohren wiedergekommen; daß diese kleine Fliege uns den Frieden nicht erschwindeln würde, wußte ich vorher. Er hat mit Bismarck und Moltke zwar gesprochen, aber nicht verhandelt „weil er dazu noch nicht ermächtigt sei"; und hat sich seinen Paß geholt. Sie hatten ihm schon vorgestern die Kapitulation Bazaine's mitgetheilt, noch bevor er nach Paris hineinging. Er hat die neue Trauerbotschaft auch geglaubt, aber die hiesige Bevölkerung will durchaus noch nicht daran glauben; sie meinen, wir müßten dann ganz anders ausgelassen jubeln und triumphiren und jubiliren. Sie kennen die ernste stille deutsche Art nicht und können sie auch nicht begreifen.

Eben schickte der König ein Telegramm, nach welchem gestern früh von 8—12 Uhr ein sehr heftiges Gefecht beim Garde-Corps (um le Bourget) gewesen ist. Zwar haben unsere Truppen von der 2. Garde-Division neuen Ruhm gewonnen, haben 30 Offiziere und ca. 1200 Gefangene

gemacht, aber die diesseitigen Verluste sind „nicht unbedeutend!" — zu den Opfern des blutigen Kampfes gehört auch leider der Graf Waldersee (Kommandeur von Augusta), welcher erst vor Kurzem sein Kommando wieder übernommen hatte, nachdem seine bei St. Privat erhaltenen Wunden geheilt waren.

W. ist sehr erregt, daß er dies versäumt hat, wenn ich ihm auch sage, daß er nichts dabei hätte helfen können. Er ist nun nicht mehr zu halten, geht übermorgen zu seinem Corps-Stabe zurück.

Ich muß jetzt viel Politik treiben, — es läßt sich darüber nichts mittheilen, aber leider geht es mit der deutschen Einheit nur langsam vorwärts. Gott gebe, daß sie überhaupt zu Stande kommt. Aus der so erwünschten Verbesserung der Verfassung wird leider wohl bei dieser Gelegenheit nicht viel werden."

Versailles, 6. November 1870.

„Moritz, der uns leider am 1. schon verließ, wird Dir meinen Brief und meine Grüße gebracht haben. W. brachte ihn zur Post und hat mich dann am 2. auch verlassen. — Ja, meine Geliebte, ich wünschte wohl auch, daß es hier bald ein Ende nähme. Es ist wirklich ein nichtswürdiges Beginnen zu Felde zu liegen und gar kein Ende davon abzusehen. Auf die Capitulationen von Sedan, Straßburg und Metz wird die von Paris folgen; das scheint mir sicher — aber wann? und dann? Dann ist auch vielleicht nicht Friede, denn wir haben es hier mit dem Chaos zu thun, mit dem gestaltlosen Urbrei.

Eben war Bismarck hier bei mir. Die Scheinverhandlungen mit Thiers haben natürlich zu keinem Resultat geführt. Die Pariser haben noch zu viel zu essen und zu wenig zu verdauen — nämlich Eisenpillen, die noch immer

nicht in genügender Zahl herangeführt sind. — Wenn gewisse Weiber-Intriguen uns hier in den Weg getreten, so hoffe ich doch, daß sie nicht reussiren. Man müßte sich zu sehr schämen und alle Glorie des Krieges ginge damit zum Teufel. Nächstens sollst Du mehr darüber hören. — An Ärger fehlt es wirklich nicht. —

(Am 7/11.) . . . Alle Gerüchte über Waffenstillstand sind bloße Seifenblasen. Die französischen Machthaber in Paris sind weit davon entfernt, annehmbare Friedensbedingungen zu bewilligen. Sie müssen noch viele Schläge kriegen, bevor sie sich zum Ziele strecken.

Hier versammeln sich allmählig alle deutschen Fürsten: Mecklenburg, Altenburg, Meiningen, Koburg, Baden sind schon hier, Oldenburg, Württemberg, Sachsen werden erwartet; ob Bayern und Braunschweig kommen werden, weiß ich nicht; es gilt eine große Demonstration. Auch den Reichstag werden wir vielleicht nach Versailles berufen müssen, da der König die Armee nicht und seine hiesigen Minister den König nicht verlassen können. Die Welt ist eben aus allen Angeln gerückt; es geschehen lauter unerhörte Dinge, und andere, die nicht geschehen, sind noch unerhörter. Dazu gehört die Verzögerung in der Beschießung von Babylon, wegen welcher ich mich oft und gründlich geärgert habe; indeß der Unsinn wird nicht siegen, wie ich hoffe.

Napoleon's Marschälle, Canrobert und Bazaine, wollen nicht bei ihm in Cassel bleiben, und haben gebeten nach Stuttgart resp. Aachen gehen zu dürfen. — Von W. eben Nachricht erhalten, ist glücklich auf seinem Posten angekommen. Wegen Arnold's Söhnchen bin ich nicht ohne Sorge. Du weißt, er soll „Bernhard" getauft werden.

Ich sehne mich nach der, wie ich fürchte, fernen Zeit unseres Wiederbeisammenseins. Aber — wie viel liegt noch dazwischen. In treuer Liebe Dein A.

Blanckenburg an Roon.

Straßburg 6. 11. 70 (eingegangen 9. 11. 70.)

„Hier gestrandet, vorgestern Abend 10 Uhr, und im Begriff abzureisen über Kehl — will ich Dir doch kurz melden, wie schlecht es mir ergangen ist. Statt mit dem Postcourier allein zu reisen, — steckte man mich in eine große, alte, rumpelige Berliner Postkutsche, band mir einen liebenswürdigen, lahmen Hauptmann v. M. auf die Seele — zu meiner Freude — leider aber auch ein altes Wittwechen aus Berlin, zu meiner großen Sorge. Im Momente der Abfahrt bestieg den 4. Platz zu unserm Glück ein schneidiger Feldjäger vom Prinzen Friedrich Karl. Bis Meaux ging es leidlich, — dort fanden wir eine beschädigte Brücke und mußten nun an jenem Ufer der Marne bleiben, uns durchsuchend auf Feldwegen bis Triport. Dabei verbiesterte sich der litthauische Postillon völlig und wir orientirten uns 2 Meilen im Lande mit Wegweiser, Laterne, Karte, 1 Uhr in der Nacht.

Die Folge war ein völliges Festfahren auf einem Bauerhofe — Umkehren mit rasendem Glück ohne Umwerfen! Kamen richtig mit Hülfe der Karte auf den richtigen Weg — versäumten Anschluß. Bummelzug nahm uns bis Sermaize mit, wo wir schliefen, und mit Courierzug bis Straßburg kamen. Hier wurde ich natürlich belohnt und freue mich sehr, diese Wüste gesehen zu haben. — Leider hat man mir meinen Koffer auf der Tour Sermaize bis hierher gestohlen."

Zimmerhausen, 8. 11. 70 (eingegangen 14. 11.)

„Gestern Abend bin ich hier wohlbehalten eingetroffen. Es war mir wegen der morgen abzuhaltenden Urwahlen unmöglich, mich länger als einen Tag in Berlin aufzuhalten.

In Straßburg habe ich einen sehr angenehmen Tag verlebt, der freilich noch netter gewesen wäre, wenn ich meinen Koffer nicht verloren hätte; indeß Hauptmann v. M. stattete mich mit einem Hemde aus, und ich war vollständig genug gekleidet um bei Bismarck-Bohlen Visite zu machen und seiner Einladung folgend um 6 Uhr mit dem ganzen General-Gouvernement zu speisen. Einen hervorragend urtheilsfähigen Mann lernte ich in dem Divisionsprediger Frommel kennen.

Das Bombardement oder vielmehr seine Wirkungen muß man gesehen haben, sonst glaubt man es nicht! Die Verwüstung der Citadelle und der beiden Vorstädte ist radikal. Leider haben in erster Linie alle protestantischen Theile gelitten, was sehr beklagenswerth ist.

Ich habe gesellig und freundschaftlich die angenehmste Rückerinnerung an diese geistreiche Reise. Deine und Deiner Umgebungen Gastfreundschaft liegt mir warm auf dem Herzen, — bitte sage den Herren das. — Was ich von Krieg und Land sah sowie von den Truppen, hat mich auf das äußerste interessirt und wird mir eine stete angenehme Rückerinnerung bleiben. Dagegen bin ich mit dem, was eigentlich meines Amtes war, keineswegs befriedigt heimgekehrt. Finster und traurig denke ich an die politische Zukunft. Die einsame Nachtfahrt von Frankfurt nach Berlin und später von da hierher gab mir Muße genug, das Gehörte und Geplante noch weiter zu bedenken. Ich kann mir aber nicht helfen, — ich sehe wenig Erfreuliches. Ich habe

in Berlin Itzenplitz, Eulenburg, Wagener und einen ganzen Haufen Freiconservativer gesprochen. Auch die letzteren erschrecken über den kopflosen Eintritt von Hessen, Württemberg, Baden in den Bund und sehen es als eine ausgemachte Sache an, daß die Majorität des neuen Reichstages vollständig verlaskern muß, da es unmöglich ist von dort andere Elemente zu bekommen. Auch Spitzemberg, den ich Abends bei Johanna B. sah, bestätigte mir dies für Württemberg, was ja auch schon Mittnacht in Versailles behauptete.

Was machen wir? Wir wollen ein einheitlich organisirtes Heer, dessen Existenz finanziell und organisch den Beschlüssen der Einzeln-Landtage entrückt wird. Was ist nun gewonnen, wenn die Bestimmung hierüber freilich den Vertretern der drei Südstaaten, wie im Norden, entrückt ist, wenn aber gleichzeitig Alles der Majorität des neuen Reichstages überantwortet wird?! Am Militäretat zu sparen und die Dienstzeit herunterzusetzen, — das bleibt das Streben aller Liberalen, so honigsüße Worte sie auch geben. Ja, eine innere Nothwendigkeit drängt sie, — sie müssen Alles daran setzen, nach dem Frieden das Heer zu entwaffnen. Von 1871 ab, — da hilft keine Interpretationskunst —, haben sie die Macht dazu. Ein Conflict rettet nicht mehr wie 1861. Jetzt ist es noch Zeit dem vorzubeugen. Man kann es, wenn man das Tabaks-Monopol mit als conditio in den neuen Bund bringt, — oder wenn man das Pausch-Quantum, wenn auch für eine feste Friedenspräsensstärke von neuem eisern macht. Geschieht beides nicht, so wird das große, neue, deutsche Heer bald, — wenn Du ruhig in G. sitzt —, desorganisirt werden. Wozu ist dann wohl alles dies Blutvergießen? —?

Es ist ein wahres Verhängniß, daß der Kronprinz mit seinen Fürstenhaus-Idee'n Bismarck ganz vergiftet hat.

Er hat Recht, den Tendenzen zu widerstehen. Er hat aber Unrecht, der Umformung des Bundesrathes zu widerstreben. Ohne deutschen Kriegsminister ist die neue Armeeeinheit ein Unsinn. Die kleinen Kriegsminister werden sich einem deutschen unterordnen — einem preußischen nie! Was brauche ich Dir das zu sagen! Bismarck sieht selbst ein, daß ein Bundes-Minister nun dem einheitlichen Reichstag nicht gegenüber gestellt werden darf. Es muß also ein zweites geschaffen werden, wenn die Dinge nicht bleiben sollen wie sie jetzt sind, d. h. unfertig, mit dem Keime des Todes in sich: $^1/_3$ Bundesrath wie jetzt, $^1/_3$ Fürstenwahl, d. h. Wahl der Regierungen der Staaten und $^1/_3$ aus der Wahl der Vertretungen. Ausschüsse perpetuirlich, die Minister ihnen vorsitzend. Da bleibt das schablonenartige Bundesministerium außer Frage, und es entsteht eine die Executive mit habende Senat-artige Corporation, die ein Gegengewicht gegen den Alles sonst aufreibenden Reichstag gewinnen muß und gewinnen wird. Die Fürsten sehen sich so vertreten — und behalten das Bewußtsein, daß sie mitregieren.

Dein getreuer M.

Roon der Gemahlin.

Versailles, 14. 11. 70.

„Durch zwei eigenhändige Worte sollst Du heute erfahren, daß ich nicht aufhöre meine Besserung nach Kräften anzustreben — — Es ist übrigens in diesem Quartier nicht möglich, sich irgendwo aufzuhalten, wo der Wind nicht die Haare des Kopfes bewegt, und so sind hier, wie ich höre, alle hiesigen Quartiere. Deßhalb waren Gen. v. Moltke, Stosch, Oberstlt. v. B. und Andere auch krank, wenn auch keiner von ihnen bis jetzt gefährlich. Moltke wollte sogar heute schon wieder ausgehen.

Geht Paris über, — und man schmeichelt sich z. B. mit solcher Hoffnung —, so wäre es ein großer Luxus, wenn dann der König noch länger im Felde liegen wollte; und es ist somit zwar sehr wenig Hoffnung zu einem baldigen Friedensschluß, wohl aber doch einige zur Heimkehr des Königs und der nächsten Seinigen zu Weihnachten. Sanguiniker meinen „noch früher!" — ich nicht. — Aber die hiesige Existenz ist wirklich jetzt sehr peinlich, auch für Jüngere und Gesündere."

Graf Bismarck an Roon.

Versailles, 15. 11. 70.

„Lieber Roon! Ihre Unterschrift zu sehen macht mir große Freude als Bestätigung der guten Nachrichten über Ihre Besserung. Mir geht es nicht ganz nach Wunsch, gallige Magenleiden. — In der Badischen Sache würde ich für rasche Unterzeichnung politisch sehr dankbar sein, wenn dabei auch einige kleine Fünfen grade sein müßten. Es ist wegen der Rückwirkung auf die beiden andern, damit die sehen, daß wir ohne Rücksicht auf weibliche Einflüsse stätig vorgeh'n. Ich kann den Zusammenhang so kurz nicht klar legen und bin matt.

Civiliter unterschrieben wir heute den Beitritt Badens und Hessens zum Bunde.

Ihr v. B.

Roon an die Gemahlin.

Versailles, 17. 11. 70.

„. . . Da diese Zeilen ausnahmsweise nur 50 Stunden unterwegs sein werden, wenn Minister Delbrück sie mitnimmt, so eile ich für Deine eben empfangenen Briefe herzlich zu danken und Dir Beruhigendes über mein Befinden

zu sagen... Es ist überhaupt keine Sorge mit meinem Zustande in Verbindung zu bringen. Dennoch reden mir gewisse Leute zu, nach Berlin zu gehen, um dort meinen Katarrh auszukuriren. Natürlich würde ich das nur thun, falls es mir Se. Majestät beföhle, was Er wohl nicht thun wird. Ueberdies ist auf eine baldige Entscheidung in diesen Tagen zu hoffen. Wenn, — wie ich erwarte —, die zum Entsatz von Paris heranrückende sogenannte Loire-Armee nächstens geschlagen und gesprengt sein wird, dann, meine ich, werden die Pariser wohl begreifen, daß ein längerer Widerstand nur zum völligen Untergange führt."

Versailles, den 18. 11. 70.

„Soeben von meiner ersten Spazierfahrt (seit 10 Tagen) heimgekehrt, will ich gleich für Deinen l. Brief danken ... (folgen Familien-Angelegenheiten 2c.).

Gestern bekam ich von einem Apotheker aus Arolsen 2 Flaschen mit „Universal-Lebenssaft" und dem Motto „dem Verdienste seine Kronen"; die eine schwamm in der anderen. Dasselbe Motto haben die guten Bürger von Bärwalde aufzuspielen getrachtet, indem sie dem Könige, dem Kronprinzen, dem Pr. Fr.-Karl, Bismarck, mir und Moltke jedem eine „jut jebratene Jans" in einer hermetisch verschlossenen Blechbüchse überreicht haben. Wie sie angekommen, weiß ich nicht, weil sie, wegen Mangel an Erlaubniß sie zu essen, noch im Keller weilet. Uebermorgen, hoffe ich, wird sie „aus Nacht zum Licht" — und weiter dringen.

General Tresckow, der vor einigen Tagen, um augenblicklich den erkrankten General Schimmelmann zu ersetzen, als Commandeur zur 17. Division geschickt wurde, hat gestern Abend bei Dreux 7000 Mobilgarden gebläuet und viele Gefangene gemacht — bei sehr geringem eigenem Ver-

luste, und ein anderer General Tresckow hat vorgestern bei Belfort gleichfalls ein günstiges Gefecht bestanden.

Hierorts sind wir mehr in politischen als in militärischen Nöthen. Ob es zu lebendigen oder zu bloßen Fehlgeburten kommen, ob das Kaiserhühnchen wohlgestaltet aus dem Ei kriechen wird, wer weiß das jetzt schon sicher.

(20/11.) Heute seit 13 Tagen wieder zum ersten Mal zum Vortrage bei Sr. Majestät, der leider 2 1/2 Stunden dauerte. In der Kirche war ich aber, ungeachtet des Todtenfestes, nicht.

(23/11.) Was Deine Besorgnisse wegen meiner Gesundheit betrifft, so bin ich Dir noch die Aufklärung schuldig, daß ich, wiewohl nicht mehr eigentlich krank, mich gar nicht recht erholen kann; daß ich, namentlich in den Vormittagstunden, von dem Gefühl großer Hinfälligkeit niedergebeugt bin, während ich mich Nachmittags eigentlich ziemlich munter fühle. Ich hoffe mich also noch einmal zu erholen, d. h. wie es in meinen Jahren zu erwarten ist, falls mir nicht in Folge irgend einer akuten Veranlassung (Aufregung, Ärger 2c.) etwas ganz Unerwartetes begegnet! Gott walte es!

(25/11.) Du schreibst J. M. die Königin sei „kriegsmüde“, — wer ist es nicht? „niedergeschlagen“ aber sollte, dürfte Sie nicht sein; wie viel Ursache hat Sie, wie wir Alle, Sie aber am meisten, zum Jubeln und Preisen!

Unbillig erscheint es, unsere Truppen anzuklagen, daß sie Excesse machen, zumal alle competenten Beurtheiler von Kriegszucht aus allernächster Beobachtung sich kaum der Rührung erwehren können, wenn sie sehen, mit welcher Selbstentsagung, Unverdrossenheit und trefflichen Haltung unsere strammen, frischen, blauen Jungen ihre Schuldigkeit thun, ohne einen Augenblick ihre gute Laune und Gemüthlichkeit auch gegen die Feinde aufzugeben. Einzelne räudige

Schafe, Schelme und Spitzbuben giebt es in jeder so großen Gemeinschaft, auch der besten. Die — Sentimentalität aber über die hereinbrechende Verwilderung der Truppen ist jedenfalls verfrüht. Wenn die Franzosen St. Cloud anzünden, und es werden daraus mit Lebensgefahr von unseren Leuten alle Bilder, Pendulen, Bücher u. s. w. gerettet, für den König gerettet; und dieser genehmigt, daß sich die Retter kleine Andenken aneignen, die sonst verbrannt wären —, so kann man freilich meinen, das Alles hätte für Frankreich oder für Napoleon gerettet oder aufgehoben werden sollen; aber ein solches Meinen wäre doch überaus naiv. Was meinst Du, würden die Franzosen wohl mit den Schätzen z. B. in Sanssouci oder Babelsberg gemacht haben, hätten sie daran gekonnt — und würden sie mit dem Wegnehmen und Aneignen wohl gewartet haben, bis etwa die Preußen jene Schlösser neidisch in Brand geschossen?

(26/11.) Heute morgen ein liebes Briefchen von H. erhalten, voll Liebe und Dankbarkeit für Dich und die Freunde in Bonn, welche ihr dort jetzt wohlthun.

Ja, auch ich wünsche, daß dieser Krieg ein baldiges, ehrliches Ende finde. Die Spuren von unberechtigten, unpreußischen Einflüssen, denen ich täglich begegne, ohne daß ich ihnen zu wehren vermag, erregen mir immer wieder Nerven und Galle. Sprich davon nicht, aber bete für uns, daß wir über solchen Schwachheiten nicht zu Grunde gehen.

(28/11.) Gestern nach dem Diner bei Sr. Majestät kam die Nachricht von dem Fall von la Fère, der uns leider wieder 2000 Gefangene in Aussicht stellt, sowie das vorgestern genommene Thionville deren 4000. Es ist wirklich lästig, — wo soll ich nur mit den Schelmen hin?

— Die übrigen günstigen Nachrichten (Sieg Manteuffel's bei Amiens, Werder's bei Plombières gegen Garibaldi u. s. w.) bringen Dir die Zeitungen gleichfalls. Die Garde-Dragoner-Brigade ist vor 3 Tagen nach Beauvais gerückt, um die Verbindung unserer Pariser Armee mit Manteuffel zu sichern. Unser E. hat also nun mehr zu thun, als die letzten 4—5 Wochen. Gott wolle ihn ferner gnädig behüten, ebenso wie unsere andern Söhne, namentlich Helm, der an der Loire heißen Kämpfen entgegengeht.

Hier schießen wir noch immer nicht! Weßhalb? . . . Es wird jetzt eben ein letzter Versuch gemacht, die Angelegenheit in Gang zu bringen, um ein würdiges Punktum zu setzen und nicht, statt dessen, einen kolossalen schmutzigen Klecks, der die glorreiche Geschichte dieses Feldzuges verunzieren und die errungenen Lorbeeren der deutschen Waffen verunglimpfen würde.

Wenn doch die sonst so vorlaute Presse einmal diese Unthätigkeit und Faulheit tüchtig geißeln möchte! Aber Ihr wißt nicht, wer dahinter steckt.

Für die Könige von Sachsen, Bayern und Württemberg werden hier Quartiere gemacht. Es scheint, da fast alle übrigen Bundesfürsten hier sind, daß die Kaiserkrone hier geschmiedet werden soll — im Angesichte des — unbesiegten Paris! Gott wolle der menschlichen Schwachheit wie bisher gnädig beispringen und über Vermögen spenden, was sonst nicht zu erringen sein würde.

Von Prinz Fr. Karl geht eben ein Telegramm ein, wonach der Feind heute das 10. Armee-Corps und die dieses unterstützende 5. Infanterie-Division mit Uebermacht angegriffen hat, aber siegreich zurückgeschlagen ist. — Muß noch besser kommen! Gott helfe! Dein getreuer Alter.

Alle Mitteilungen, welche Roon Ende November und Anfang Dezember an die Gemahlin sandte, lassen seinen täglich steigenden Unmut erkennen über die fortgesetzte Verzögerung des Bombardements von Paris. Graf Bismarck teilte diese Auffassung durchaus. Beide sahen und sprachen sich damals häufig und haben sich oft ausführlich das Herz darüber mündlich ausschütten können. Aber auch einige schriftliche Beweise ihres vollkommenen Einverständnisses über diesen Punkt sind erhalten.

So schrieb z. B. Bismarck, auf eine bezügliche Anregung Roon's, am 30. November 1870 (Mittwoch):

„Ich habe das Papier mit eindringlicher Mahnung Sr. Majestät geschickt. Daß er mich zu einer Besprechung meines Schreibens[1]) und aller darin angegebenen politischen Momente nicht zuzieht, zeigt Mangel an Vertrauen für mich und an Neigung für die Sache.

Ihr

v. Bismarck.

„Der anliegende Auszug aus englischen Blättern," — schrieb er an demselben Tage —, „ist interessant als Beweis, wie sehr man dort und in Frankreich in Folge der Zeit, welche wir vor Paris verlieren, unsere Aussichten vermindert, die Frankreichs verbessert findet!"

Roon antwortete mit Bezug darauf:

Versailles, 1. 12. 70.

„Da der Zustand meiner Gesundheit mir anräth, heute das Haus zu hüten, so würde ich Sie sehr bitten, falls Ihre Geschäfte und Dispositionen gestatteten, mich auf einige

---

[1]) Über die Notwendigkeit einer Beschießung von Paris.

Augenblicke mit Ihrem Besuche zu erfreuen, womöglich vor Ihrer Vortragsstunde bei Sr. Majestät.

In alter Verehrung
Ihr
sehr verdrießlicher alter Freund
v. Roon.

N. S. Mein heutiger Vortrag bei Sr. Majestät war überaus unerfreulich."

Roon hatte bei dem Militärvortrage an diesem Tage seine Ansicht über die unverzeihliche und verderbliche Verschleppung des Bombardements sehr deutlich ausgesprochen, hatte aber noch nicht obsiegen können in seinem Kampfe gegen „jene von sentimentalen Damen ausgehenden ganz unberechtigten Einflüsse, deren Verwerflichkeit zwar anerkannt, die Gegenwirkung aber dennoch verweigert wird." Es war darüber zu gereizten und peinlichen Erörterungen gekommen. Roon schrieb unter diesem Eindrucke am 2. Dez." . . . So wird der pflichtmäßig und überzeugungstreu widersprechende Untergebene nach und nach sehr unbequem, und der Vorgesetzte, besonders wenn er sich im Unrecht fühlt, leicht ungeduldig und unfreundlich. Hat nun der Erstere Solches wiederholt erfahren, so kommt er in das traurige Dilemma: entweder ganz still zu schweigen mit dem Bewußtsein, dadurch Unrecht gut zu heißen, oder nöthigenfalls ferner, — möge es gefallen oder nicht —, zu vertreten, was er für Recht hält, und sich dadurch neuen Zurückweisungen auszusetzen. Du begreifst, daß dies allmählig als ganz unerträglich empfunden wird, besonders wenn man selbst alt und reizbar ist und eine bessere Behandlung verdient zu haben glaubt, die durch äußere Gnadenzeichen, — und werden sie auch

dutzendweise verliehen —, nicht ersetzt werden kann. In wenigen Tagen sind es 11 Jahre, daß ich die Ehren und Lasten meines jetzigen Postens zu tragen habe, und ich blicke mit dankbarer Rührung auf die vielen denkwürdigen — herben und süßen — Momente zurück, die ich als einer der nächsten Diener des Königs an seiner Seite zu durchleben und theilweise zu gestalten durch Gottes Güte gewürdigt worden bin. Was ist natürlicher und gerechter als der Wunsch bei zunehmenden Jahren und abnehmenden Kräften aus einer solchen Stellung in Frieden, d. h. mit gegenseitiger Befriedigung zu scheiden . . .

Die Kämpfe mit den ausfallenden Parisern scheinen sich fort und fort wiederholen zu wollen, bis die Loire-Armee aus dem Felde geschlagen sein wird. Möchte dies heute und morgen gelingen! Dann vielleicht werden sich die Pariser ergeben. . . ."

Versailles, 4. Dezember 1870.

„. . . Die gestrigen Erfolge an der Loire bedürfen noch einer gründlichen Vervollständigung; bis jetzt haben die Franzosen dort nur Schlappen, keine Niederlage erlitten. Vielleicht erfolgt diese heute oder morgen. Erst dann wird Trochu resp. Ducrot aufhören durch wüthende Ausfälle, wie solche am 30. 11. und 2. 12. blutig zurückgeschlagen, den Versuch zu machen, sich mit der Loire-Armee zu vereinigen. Wenn diese nicht mehr existirt, so giebt es für Paris auch keine Möglichkeit des Entsatzes mehr, und es ist sehr unwahrscheinlich, daß die 2¼ Millionen Menschen in dem modernen Babel lieber verhungern, als sich ergeben. Aber wir haben es freilich mit einem „Tollhause wahnsinniger Affen", — wie jener Amerikaner Paris nannte —, zu thun, da täuscht jede Voraussicht."

Versailles, 8. 12. 70.

„... Du irrst in Deinem Briefe (vom 4. d.), wenn Du annimmst, es hätte jemand gewagt, mir gegenüber auszusprechen, daß ich die Schuld an gewissen nichtswürdigen Verzögerungen des Bombardements trage; doch haben die Schuldigen sich in einer Weise zu entschuldigen versucht, daß es dunkel blieb, ob ich nicht etwa der Säumige sei, wogegen ich mich, natürlich nicht ohne Ärger, allerdings sehr energisch verwahrt habe. Nun endlich, als sich die Unmöglichkeit ergeben, aus mir den Sündenbock zu machen, ist man auf meine Vorschläge — freilich 8 Wochen zu spät — eingegangen und hat die Wegräumung der vermeintlichen und selbst gemachten Hindernisse so ziemlich in meine Hand gelegt, — eigentlich erst vorgestern —, so daß nun blos noch eine absehbare Frist bis zum Beginn der Beschießung verstreichen wird. Mögen Diejenigen es verantworten, die uns diesen Schaden zugefügt haben; mich trifft es nicht!

Ungeachtet der wiederholten Niederlagen der französischen Loire-Armee hat sich bisher noch kein Zeichen von der Unterwerfung von Paris bemerklich gemacht. — So lange sie warm und sicher sitzen und die Ratten, ein Thier das sich fortwährend fortpflanzt wie die Kaninchen, noch nicht ausgestorben sind, werden sie auch nicht an Uebergabe denken — also Geduld!

Mit meiner Gesundheit geht es recht leidlich, seitdem ich wieder gut schlafe, was seit einigen Tagen, d. h. seitdem die Beschießungsfrage endlich einen meinen Intentionen entsprechenden Gang anzunehmen scheint, wieder der Fall ist.

Jetzt will ich schließen, um in die Schneelandschaft hinauszufahren. Wir haben hier allerdings nur — 2°, aber General Werder meldet aus Dijon — 10° und viel tiefen Schnee; und Prinz Friedrich Karl vom Eisgange auf der Loire!“

Versailles, 10/12. 70.

„. . . An der Loire wird noch immer gefochten, da unsere stromabwärts gegen Tours vordringenden Armee-Corps immer neuen bewaffneten und sehr zahlreichen Haufen begegnen, die sie umwerfen müssen, bevor sie weiter können. Dies ist von Seiten des Großherzogs von Mecklenburg in den Gefechten vom 6., 7. und 8. geschehen, und wird auch wohl noch einmal, gründlicher als bisher, geschehen müssen, um den Weg zu öffnen. Inzwischen ist die französische Regierung von Tours nach Bordeaux geflohen, als Beweis dafür, daß sie ihre Sicherheit in Tours gefährdet glaubte. Die Unbilden der Jahreszeit machen unsern braven Truppen das Vordringen gleichfalls schwer; die Loire geht noch immer mit Eis, so daß die Ueberbrückung nicht möglich ist, und die Situation ist dadurch, weil man nothwendig auf beiden Ufern vorwärtsstreben mußte, einigermaßen bedenklich geworden.

Hier Alles beim Alten; ein neuer Durchbruchsversuch der Pariser Garnison ist aber wohl möglich. Inzwischen sind die Aussichten auf den lange verschobenen Artillerie-Angriff immer noch weit aussehend, und die Lust zum Knacken dieser harten Nuß scheint in gewissen Kreisen noch immer — Unlust zu sein. — Ich will mich darüber nicht fürder echauffiren, da ich das Meinige gethan zu haben glaube. — Genug davon — ich habe vielleicht ohnehin schon zuviel gesagt, weil man nicht Alles sagen darf, was wahr ist. — — Wie, wann und wo auf diese Weise der Krieg endigen wird, — Gott weiß es! Wir hier erweisen uns als kurzsichtig, trotz aller großen Meinungen, die wir über unsere ungeheuren Erfolge theils mit Recht — theils aber auch nicht mit Recht — in uns tragen. Etwas weniger suffisance und etwas mehr Bescheidenheit wäre gar Manchem

nütze. In dieser Hinsicht wird Moltke's Beispiel nicht von allen seinen Jüngern nachgeahmt!“

Versailles, 13. 12. 70.

„. . . Die Pariser Machthaber meditiren, statt der Uebergabe, wie man glaubt, einen neuen Ausfall. Das kommt von unserer lahmen Kriegführung hier vor Paris! — Indessen werden sie es sich doch vielleicht noch überlegen: sie haben bei den Ausfällen am 30. u. 2. d. M. an Todten 2400, an Verwundeten ca. 9000 und 1500 Gefangene verloren, in Sa. also 12—13000 Mann ihrer besten Truppen, denn mit den schlechten wagen sie sich nicht heraus. Ein solcher Vorgang ist nicht sehr verlockend zur Wiederholung . . . . .“

den 14. Dezember.

„Heute nur noch wenige Worte und Grüße. Nichts Neues von großer Bedeutung. Die Festungen Pfalzburg und Montmedy haben gestern und heute capitulirt. Die französische Loire-Armee setzt ihren excentrischen Rückzug fort; gäbe Gott es unseren Generalen, daß sie kräftig verfolgt würde!“

Versailles, 17. 12. 70.

„Lieber Moltke, gehst so stumm
Immer um den Brei herum!
Bester Moltke, nimm's nicht krumm:
Mach' doch endlich Bumm, Bumm, Bumm!
Theurer Moltke, schau' Dich um!
Deutschland will das Bumm, Bumm, Bumm!

Dies Verschen hat unser Freund vorgestern anonym erhalten, worauf gestern in der That die Absicht von ihm geäußert wurde, in beschränkter Weise Bumm Bumm zu machen. So recht glaube ich noch nicht, daß es Ernst wird; in zwei Stunden werde ich darin klarer sehen. (Später.) Endlich scheint nun doch, das ist das Resultat unserer heutigen

Conferenz, die Beschießung beginnen zu können — in — etwa 14 Tagen —, freilich aber kann ich nicht wissen, welche Hindernisse die Politik des passiven Widerstandes inzwischen neu ersinnen wird, um die Ausführung der königlichen Befehle ferner hinauszuschieben. Soviel steht fest, daß ich meine Position in dieser Frage in so unzweideutiger Weise genommen, daß mich Niemand mehr für mitverantwortlich für die Versäumniß halten kann.

Jetzt ist die Ankunft der Kaiser-Deputation Tagesgespräch. Ob ich dieser Titel-Vermehrung zujubele? — ach nein! ich glaube indessen, daß sie eine unvermeidliche Consequenz unserer seit Jahren getriebenen Politik war, und daß man sich darüber jetzt weder zu wundern noch zu beklagen hat. Weil 1866 den bekannten Ausgang genommen und den Norddeutschen Bund ins Leben gerufen hat, mußte, — da der ganz ungesuchte Krieg von 1870 den bisher so überaus glorreichen Verlauf genommen —, das „deutsche Reich" und der „deutsche Kaiser" an die Stelle jenes Bundes und des „Bundesfeldherrn" treten; und weil Sieg und Niederlage nach Gottes Willen erfolgt, so erblicke ich in dieser neuesten Entwickelungs-Phase unserer deutschen Geschichte den unverkennbaren Finger Gottes und halte jede andere, auf Eitelkeit und Hochmuth basirte Auffassung für frevelhaft, das auf Preußisch-partikularistischer Sentimentalität beruhende Streben aber für unberechtigt. Wenn ich aber an die fernere Entwickelung in Gegenwart und Zukunft gedenke, so dränge ich alle meine schweren Bedenken mit aller meiner Macht zurück mit der Erwägung, daß Gott, der unsere Geschicke seit 48 bisher so wunderbar gefügt und gelenkt, auch ferner das Seinige thun werde, um schließlich alles wohl hinauszuführen."

Versailles, 19. 12. 70.

„. . . Auch aus Nordfrankreich gute Nachrichten: ebenso wie die Loire-Armee auseinandergelaufen und zerschmolzen ist vor dem Glanze unserer Waffen, so werden auch die Reste der Nord-Armee, denen Manteuffel gegenübersteht, nach dem nächsten Zusammenstoß zerfallen. Ähnliches gilt auch von der Süd-Armee, die Werder gestern wiederum bei Nuits und Pesmes geschlagen hat. In der That haben wir noch einen respektablen Feind gegenüber, nämlich Trochu in Paris, der es verstanden hat, aus losen rohen Haufen, innerhalb der 3monatlichen ihm von uns gelassenen Frist, eine wohlausgestattete und wohlgeübte Armee heranzubilden. Wenn es nun auch endlich zur Beschießung kommen wird, so wird doch die zu lösende Aufgabe ungleich schwieriger sein, als sie es vor 10 Wochen gewesen sein würde. Das alte Lied!

Vom gestrigen Tage habe ich noch Einiges — zur Ergänzung dessen, was die Zeitungen Dir bringen werden, — zu erzählen. Nach einer von B. Rogge gehaltenen, ungemein warmen und taktvollen Advents-Predigt mit sehr angemessenen Hindeutungen auf die Situation und den Zweck der anwesenden Reichs-Deputation, wurde letztere um 2 Uhr von Sr. Majestät in Gegenwart der Generale ꝛc. empfangen. Die gehaltenen Reden und Gegenreden werden die Zeitungen bringen. Bemerken will ich nur, daß unser alter Herr außerordentlich ergriffen war und — nach dem offiziellen Akt — mit thränenden Augen sich über das Schwere des Moments gegen uns, die Generale, aussprach. Sehr gehoben der Kronprinz, der sich bei Bismarck und dann bei mir ausdrücklich für das Gewordene bedankte. Um 5 Uhr große Tafel mit allen Fürsten, die anwesend, und sämmtlichen Deputirten. Nach der Tafel merkwürdiges Gespräch mit dem Großherzog von Baden, der mich in Folge dessen

heute Abend in meinem Quartier aufsuchte und ein Stündchen mit mir plauderte. Ich bin von seiner Aufrichtigkeit überzeugt, wenn er mir in allen mich betrübenden vorangegangenen Differenzen zustimmt und seine Unterstützung zusichert. — — Prinz Wilhelm von Baden ist gestern bei Nuits verwundet worden, ungefährlich — im Gesicht."

Versailles, 23. 12. 70.

„. . . Ich bin gestern und vorgestern in der Bärenkälte wirklich herumgelaufen, um ein kleines Weihnachtsgeschenk für Dich zu finden — allein vergeblich, ich fand nichts Passendes: es giebt hier nur Ladenhüter, da die Verkäufer natürlich seit Monaten verhindert sind ihre Läger neu auszustatten. Du behältst Dein Weihnachtsscherzchen daher zu gut, während ich Dein Kistchen mit den Geschenken nebst Deinen lieben Zeilen vom 18. heute früh richtig empfing. — — Die Söhne sind dienstlich abgehalten herzukommen, ich werde daher wahrscheinlich mit den Herren meines Stabes morgen Abend ganz allein sein. Wir müssen uns trösten, wie wir können. Sie putzen einen Baum und kaufen auf gemeinsame Kosten kleine Geschenke zum Verloosen; und dann werden wir alle in Wehmuth an Weib und Kind in der lieben Heimath denken, — Punsch trinken — und den Kopf nicht hängen lassen. Der König hat sich heute mit mir in Betreff der Weihnachtsfreude bereits abgefunden, indem er mir nach dem Vortrage sagte, er habe unsern Sohn A. soeben zum Hauptmann ernannt, „das wäre doch wohl eine Weihnachtsfreude."

Die Herren Pariser haben gestern wieder einen verunglückten Ausfall gemacht, und wer weiß, was sie uns zu Weihnachten noch für eine Freude machen wollen. Wir werden ihnen die für sie bestimmten Geschenke wohl erst —

der Landessitte gemäß — zu Neujahr zukommen lassen. Jetzt endlich ist der Widerstand gegen das Bombardement hier gebrochen. Hätten wir schon vor 8 Wochen Ernst gezeigt, so wären wir zu Weihnachten auch vielleicht zu Hause gewesen. Heute habe ich den König bestimmt, die ganze Angelegenheit in bessere Hände zu legen, aber warum war dies vor 8 Wochen nicht möglich? Weil mir Alles widersprach und den König dadurch abhielt, sich mit voller Entschiedenheit zu entschließen.

Das Garde-Corps muß sich gefechtsbereit halten, wie mir ein Telegramm von W. soeben mittheilt. Dies hängt mit der vorgestern im Norden versuchten Durchbruchsbewegung der Pariser Armee zusammen, weil sie solche noch nicht aufgegeben zu haben scheint, getreu der (muthmaßlichen) Verabredung mit der französischen Nord-Armee, welche indeß gestern Nachmittag von Manteuffel, trotz seiner ungenügenden Kräfte, bei Amiens angegriffen und zurückgeworfen zu sein scheint, — nähere Nachrichten fehlen noch. Die vorgestern hier vor Paris gemachten Gefangenen sagen aus, daß man die Truppen nur dadurch zu einem nochmaligen Ausfalle willig gemacht, daß man ihnen versichert, es solle der letzte sein, den man von ihnen verlangen werde. Ich glaube daran, weil in der That mit dem Abweisen der zum Entsatz herbeigerufenen französischen Nord-Armee auch jede Möglichkeit für die Pariser schwinden würde, sich durch einen Ausfall zu befreien.

Nun Gott befohlen, geliebte Freundin! Ob wir wohl noch einmal einen heiligen Abend miteinander und mit unsern Kindern verleben werden? Gott weiß es allein! Ihn wollen wir um ein dauerndes Vertrauen bitten und uns dankbar dessen erfreuen, was Er uns in Gnaden geschenkt und bisher belassen hat!

In alter Treue Dein A.

Moritz von Blanckenburg an Roon.

Zimmerhausen, 18. 12. 70.

„. . . ich habe in Berlin durch Briefe von Otto Bismarck Nachrichten von Dir gehabt, aus denen ich zu meinem Kummer ersehen habe, daß Du ernstlich krank gewesen bist, und habe auch daraus entnommen, daß die Ursachen der Krankheit nicht immer erfreuliche waren. Ueber jenen Briefen schwebte eine gewisse Schwermuth mit lebhafter Anerkennung, daß Du mit seinetwegen — aushieltest! Jetzt habe ich aus B.'s letztem Briefe erfahren, daß Du wieder ganz hergestellt bist, und daß auch — nächstens die Beschießung anfangen soll! Auf diesen Punkt war in der letzten Zeit Berlin beinahe toll geworden, — es war eine geradezu empörte Stimmung, ja man redete von Straßendemonstrationen! Ein boshafter oder plauderhafter Hofmann hatte seltsame Aeußerungen verrathen, und ein Offiziant des englischen Botschafters hatte sich in öffentlichen Lokalen gerühmt: „wir Engländer leiden das Bombardement nicht!" Nationalzeitung und Kladderadatsch putschten nicht schlecht . . .

Daß ich nicht Lust hatte mich auslosen zu lassen für diese Kaiserdeputation, kannst Du Dir denken. Mir erscheint dieser Titel-Wechsel in der Form voreilig; es wird, fürchte ich, noch viel Blut kosten und lange Zeit, bevor ein Wirklicher Kaiser aus dem deutschen Bundesfeldherrn entsteht.

Wir Laien waren und sind sehr besorgt, daß die Loire-Armee gar nicht so vernichtet ist, wie der neue Feldmarschall telegraphirte; ja wir fürchteten, daß dieser auf ganz falscher Fährte jagte zum Verderben der Friedrich-Franz-Armee. Indeß die Regimenter scheinen nicht geschlagen werden zu können, und sieht es ja so aus, als wenn Friedrich Karl jetzt wieder gen Westen vorgeht.

Meine Leute haben geschrieben von Belfort, Orleans und Paris, immer gute Briefe — aber sehr ernst.

Die Berliner Debatten waren (mit wenig Ausnahmen) sehr unerquicklich, die Leitung eine jammervolle, aber die Umstände waren so drängender Art, daß an ein Scheitern der Vorlagen nicht zu denken war, wenngleich in den ersten acht Tagen die wunderlichsten Pläne geschmiedet wurden.

Wie Frieden werden soll, ist mir natürlich völlig unklar. Viel mehr wie wir jetzt haben von Frankreich, werden wir schwerlich besetzen können, — warum sollten die Andern eigentlich Frieden machen? Indeß dieser Krieg ist stets anders gegangen, als er geplant und gedacht wurde, und hat schon soviel Wunder und Gnade sichtbar gemacht, daß man alle Ursache hat, Gott ferner zu vertrauen und das Ende ihm in Geduld anheimzugeben!

Dein getreuer M.

Roon an Blanckenburg.

Versailles, 24. 12. 70.

„Mein lieber alter Moritz! Heute am heiligen Christabend will ich auch (nach einem Briefe an A.) ein wenig mit Dir plaudern und Dir zunächst sagen, daß ich gestern Deinen letzten Brief (vom 18.) erhalten und auch die früheren nicht abzuleugnen habe. Meine Krankheit und der Drang der Tagesgeschäfte einer-, meine Verstimmung über Thun und Unterlassen — mehr über letzteres — der leitenden oder mitleitenden Instanzen andrerseits hatten mich bisher verhindert, meinem Unmuth auch Dir gegenüber Worte zu geben. Heute, wo es offene Gegner der von mir vertretenen Ansichten gar nicht mehr giebt, wo ich die traurige und ungenügende Satisfaction habe, daß meine Anordnungen und Vorschläge nunmehr widerspruchslos ausgeführt werden, bin

ich natürlich redelustiger, wenn auch sonst keineswegs lustiger überhaupt. Denn ich bin mir mit großer Deutlichkeit bewußt, wie viel kostbarer und blutiger meine Rathschläge heute durchzuführen sind, als noch vor 6 Wochen, wo man, statt sie zu befolgen, mich krank ärgerte.

Die Nord-Armee ist gestern bei Amiens (von Manteuffel) so gepackt und geschüttelt worden, daß sie kaum Athem genug behalten haben dürfte, um den Vormarsch gegen Paris auszuführen. Aber Mr. Trochu hofft und wartet noch darauf, hat seine Ausfallstruppen beständig beisammen und nöthigt uns auf der Nordseite ebenso unausgesetzt bei der Hand zu sein. Deßhalb haben mich auch meine Söhne heute nicht besuchen können, wie verabredet war, und deßhalb verlebe ich diesen, sonst Familienabend par excellence, ohne das kleinste Stückchen von Nachkommenschaft, nur mit meiner dienstlichen Familie. — Du kennst diese liebenswürdigen Männer."

den 25. 12.

„. . . Die heilige Nacht ist vorüber, aber der Frieden ist, äußerlich wenigstens, noch nicht gekommen, wie heiß er auch von Millionen ersehnt werden mag. Unsre armen Brüder und Kinder liegen bei 10° Kälte immer noch draußen, allen Unbilden der Jahreszeit, unter steter Lebensgefahr, blosgestellt. Hätte man früher gehandelt, so wären wir alle unter Dach und Fach, zum Theil wohl schon zu Hause. Ich meine nämlich, daß wir uns nach dem Falle von Paris und nach der erfolgten Zerstreuung aller sogenannter neuer feindlicher Armee'n in unserm eigenen Interesse zu beschränken haben auf die Occupation, aber die sichere, feste, nicht allein des deutschen Theils von Frankreich, den wir unter allen Umständen behalten wollen, sondern noch eines weiteren, etwa bis an die Seine — als Faustpfand

für die Kriegskosten und den Friedensschluß. Das, was wir besetzt halten, sollen wir aber so fest in die Hand nehmen, daß jede Auflehnung fast unmöglich wird, daß wir Steuern und Zölle darin mit Kriegszuschlägen sicher und regelmäßig erheben und dadurch das eigene Land von einem erheblichen Theile der Kosten entbürden können. Mögen sich dann schlimmsten Falles im äußersten Süden und Westen immerhin neue feindliche Armee'n zusammenballen; wir werden dann, sobald sie sich nähern, auf sie fallen und sie mit Gottes Hülfe schlagen, so oft sie es versuchen mögen. — Indessen ich meine, der Eifer wird nach dem Falle von Paris so übergroß nicht mehr sein, und die Vernünftigen im Lande werden zum Frieden bereit sein und auch die Energie finden, sich der Tyrannei Gambetta's nicht länger zu fügen. Haben wir dann nur noch einen Guerilla-Krieg an den Grenzen des von uns besetzten Gebietes zu führen, so werden wir auch im Stande sein, unsere Landwehren nach Hause zu schicken, und unser alter König wird nicht ferner gegen Garibaldi und Consorten im Felde zu liegen brauchen. — Bismarck ist mit diesen meinen Zukunfts-Ansichten vollkommen einverstanden, mit Ausnahme der Rückkehr des Königs, insofern ihm dadurch etwa das endliche Friedenschließen erschwert werden könnte. Er hält mich überhaupt jetzt ziemlich warm, weil seine Spannung mit Moltke (und besonders mit dessen Planeten) seitdem bedenklich zugenommen hat. — Meine Gesundheit ist leider sehr wankend . . . . . ., es ist für ein altes Roß sehr beschwerlich, scharf zu ziehen und sich zu tummeln, wohl gar gelegentlich noch ein wenig zu courbettiren, wenn Kraft und Lust zu dem allen nicht mehr recht vorhanden sind. — Grüße die Deinen und alle Freunde von

Deinem alten Ohm

A. —

An die Gemahlin.

Versailles, 27. 12. 70.

„... Wir haben hier unsern Christabend, trotz Baum und Punsch doch recht still verlebt. Es waren eben Alle wie nasses Stroh, nirgends wollte ein inwendiges Freudenflämmchen anbrennen. Deine Geschenke wurden bewundert. Ein mir unbekannter Berliner, Herr H., lieferte mir auch ein solches, einen schönen weichen Baschlik, wie ihn auch der König und die Prinzen, Bismarck und Moltke bekamen. Spät am Abend traf noch ein kleines Geschenk Sr. Majestät ein: ein Petschaft, in Form einer sitzenden Germania von oxydirtem Silber mit den Siegesnamen dieses Jahres rings um den Fuß. — Als ich mich andern Tags bedankte, sprach er: „Ich habe schon zu General Moltke gesagt, er möge entschuldigen, daß ich mir erlaubt, sein Reisegepäck zu vermehren“ — worauf ich nach dem Knopfloch wies, aus welchem das neue Gepäckstück als Uhr-Berloque hervorsah.

Noch eins! Gestern haben wir endlich einen beschränkten Gebrauch von unserer Belagerungs-Artillerie gemacht, und zwar mit sehr unbedeutendem Verluste unsrerseits; das Geschäft wird heute fortgesetzt. Aber diese Beschießung ist nur eine ganz nebensächliche, mehr defensive als offensive Maßregel. Die Hauptbeschießung, die durch die mittelst Eisganges erfolgte Zerstörung einer unserer Seine-Brücken wieder eine unerwünschte Verzögerung erfahren hat, wird wohl erst in 8 Tagen anheben. Alle künstlichen und absichtlichen Hindernisse glaube ich nun endlich hinweggeräumt zu haben; wer weiß freilich, ob der Teufel nicht doch noch damit sein Spiel hat, — er ist ein schlauer Patron! — Bismarck liegt wieder an einer entzündeten Vene, und da ich, meines neuen Katarrhs wegen, für einige Tage gleichsfalls an's Haus gefesselt bin, so kann ich jetzt nicht mit ihm direkt verkehren.

Es ist sehr kalt in der „belle France“, und die Kamine verschlingen ohne Erfolg ganze Forsten.“

den 31. Dezember 70.

„Dies, meine Geliebte, werden voraussichtlich die letzten Zeilen sein, die ich in diesem schwer ablaufenden Jahre schreibe. Ich werde mich nicht in Betrachtungen ergehen über das, was es uns gebracht hat und was es uns genommen. Ich begnüge mich mit dem Ausdruck des auch von Dir gehegten heißen Wunsches, daß das bald anhebende neue uns bald Frieden und — Wiedersehen bringen möge. Ich bin dieses Treibens sehr müde.“

den 1. Januar 1871.

„. . Nach einer l'hombre Parthie erlebte ich die Mitternachtsstunde noch wachend und entschlief mit manchem sehnsüchtigen guten Wunsche für die Zukunft. — — —

Der heutige Gratulations-Morgen verlief in hergebrachter Unruhe. Der König war bewegt, aber heiter und scherzte mit mir gegen seine sonstige Gewohnheit. — — Unsere Beschießungs-Angelegenheit nimmt guten Fortgang. Das Fort auf Mont Avron haben die Franzosen nach kaum 24 stündiger Beschießung schleunigst geräumt, unter Zurücklassung von 2 Geschützen, vieler Munition und Todten. Sie selbst geben ihren Verlust allein an Offizieren auf 4 todte und 13 verwundete an, während wir keinen Offizier verloren und an Mannschaften nur ungefähr so viele, wie sie an Offizieren. Sie sind augenscheinlich überrascht und schießen seitdem überhaupt nur sehr spärlich. Die vor und zwischen den Forts liegenden Dörfer Bobigny, Drancy und Bondy, die sie besetzt hatten, haben sie, beschossen von unserer groben Artillerie, im Galopp geräumt. Aus allen Theilen Frank-

reichs lauten die Berichte günstig, und die Pariser werden sich nun wohl auch bald zum Ziele legen."

den 2. 1. 71.

„. . . Gestern habe ich die Post versäumt. Heute schließe ich mit der Nachricht, daß Mezières capitulirt hat, wodurch wir eine Division und eine neue Eisenbahnlinie zu unserer Verfügung erhalten. Die hiesigen Belagerungsarbeiten sind in gutem Gange, und wenn Du diesen Brief erhalten haben wirst, dann wird auch das Feuer gegen Paris auf allen Seiten im Gange sein, während man laut einen späteren Zeitpunkt nennt, um Indiscretionen vorzubeugen."

(Aus einem Briefe an Herrn von Wedemeyer — Schönrade:)

Versailles, 6. Januar 1871.

„. . . Diesen Brief[1]) schreibe ich Ihnen, mein lieber Freund, mit zitternder Hand, denn ich laborire wieder einmal an einem meiner abscheulichen Katarrh-Zustände und habe das Haus innerhalb der letzten 14 Tage nur einmal, am Neujahrstage, verlassen und dadurch die Krankheit thörichter Weise verschlimmert. Bin es aber einmal gewohnt dem Könige zu Neujahr meine Glückwünsche persönlich darzubringen. — An diesem Tage wurde denn auch der Beginn der Beschießung der Südseite von Paris definitiv auf den 4. d. M. festgesetzt. Der Nebel, den Gott an diesem Tage schickte, verschob die Ausführung bis auf gestern und nun brummen wir so gründlich, daß Fort Issy gestern schon mundtodt gemacht sein soll, und unsere Verluste sind bisher sehr mäßig. . . , Das Feuer schwieg gestern während zwei

[1]) Der erste Teil des Briefes bezog sich auf den Transport zc. der Leiche des ältesten Sohnes des Herrn von Wedemeyer. Derselbe stand als Freiwilliger beim 12. Dragonerregiment und hatte in den Kämpfen an der Loire den Heldentod gefunden.

Stunden, weil ein Parlamentär aus Paris heraus wollte: wahrscheinlich Diplomaten, die echappiren wollen, weil es ihnen drinnen jetzt ungeheuerlich wird. Nach bisher unverbürgter Sage soll es gestern an zwei Stellen in Paris gebrannt haben; es könnten nur verirrte Kugeln gewesen sein, denn bis jetzt sind nur die Forts unser Objekt.

Sie können sich kaum vorstellen, mit welcher Freude hier von der Cernirungs-Armee diese Thatsache der Beschießung begrüßt worden ist! Der Jubel darüber ist in allen Reihen bis auf die Trainsoldaten herunter; und ich muß Ihnen doch sagen, daß ich, der ich immer zu den „Schießern" und nicht zu der von dem vulgären Witze anderweitig bezeichneten Gegen-Parthei gehört habe, — mich in dieser Beziehung um so weniger täusche, als ich vor meinem Einbleiben überall nur der größten Verstimmung, wenn nicht Erbitterung wegen der scheinbar verzagten Verschleppung der Angelegenheit begegnet bin. Uebrigens ist es ein Irrthum, wenn, wie hier und da in Zeitungen angedeutet worden, man gemeint haben sollte, als wäre der König gegen die Beschießung gewesen; vielmehr sind nur seine Befehle unter allerlei Entschuldigungen nicht ausgeführt worden. Endlich wurde mir aufgetragen, die als unüberwindlich dargestellten Schwierigkeiten wegzuräumen, und nun geht Alles, was schon längst gegangen wäre, wenn man nicht die Pferde — — hinter den Wagen gespannt hätte. Dies bemerke ich nicht aus Ruhmredigkeit, sondern nur in der Absicht, die aus Unkenntniß der Ressort-Verhältnisse dem Kriegs-Minister seitens des Publikums aufgebürdete Mitschuld von meinen Schultern zu werfen.

Wenn ich Ihnen, verehrter Freund, in Ihrer väterlichen Wehmuth von solchen Dingen allgemeinen Interesses spreche, so brauche ich mich deshalb gewiß nicht zu entschuldigen,

weil Ihr väterlicher Schmerz, Ihr aufgedrungener Verzicht auf schöne Hoffnungen und Lieblingspläne gewiß fern ist von aller Sentimentalität. Nichts wäre daher ungerechter als anzunehmen, daß bei Ihnen das väterliche das vaterländische Interesse ganz verdrängt hätte. Man ist geneigt, Andere nach sich selbst zu beurtheilen. Wenn mir freilich in einer einsamen Dämmerungsstunde die Trauer um meinen braven Jungen in die Kehle steigt, so ist blos mein dürres Alter schuld, daß mir das Wasser nicht aus den Augen läuft —, — allein — das Leben hat sein Recht an uns und jeder Tag seine Forderungen. Und das ist ein großes Glück, in dem wir Männer den armen Frauen mit geringeren Geschäften weit voraus sind. Wie tapfer dennoch Ihre verehrte Gemahlin ihren Verlust trägt, das habe ich aus den Briefen des Frl. v. B. ersehen, welche meine Frau empfing. Küssen Sie Ihrer Gemahlin von meinetwegen die Hände! Möchten Sie Beide und Ihr Haus recht bald die Befriedigung erfahren, die Ihnen die Heimführung der Reste Ihres jungen Helden gewähren wird.

In treuer freundschaftlicher Ergebenheit Ihr

v. Roon.

An die Gemahlin.

Versailles, 6. 1. 71.

„. . . Nachdem ich mich am Neujahrstage sehr heftig erkältet, muß ich wegen meines ganzen Befindens ernstlich erwägen, ob ich nicht von hier fortgehe, — statt Jubiläum zu feiern. Auf etwa 3 Wochen wäre ich wohl von hier abkömmlich, — denn das Schießen wird jetzt mit gutem Erfolge fortgesetzt.

Das wird ein herrliches Jubiläum werden! — — Der König wollte mir ein großes Diner am 9. geben; am 10.

wollte die Garnison mit Einschluß aller Herrschaften mit mir in den Prunkzimmern des hiesigen Schlosses bankettiren. Aus dem Allen wird nichts; ich bin ganz unfähig dazu, ich würde vor nervöser Gemüthsbewegung umkommen, denn die Krankheit hat meine Spannkraft, meine Nerven aufs Neue gründlich ruinirt. Ich bleibe also zu Hause, bitte alle Gratulanten mich zu verschonen und bin willens, mich nöthigenfalls in's Bett zu legen, denn ich *will* mich nicht zu Tode jubiliren lassen."

am 7. Januar.

„Die Nacht war nicht gut. Dennoch hofft Böger des bösen Katarrhs Meister zu werden, — aber erst dann wäre es Zeit, Entschlüsse über Bleiben und Gehen zu fassen. — Immerhin brauchst Du Dir keine besonderen Sorgen zu machen, — es sind nur die alten Dir bekannten, oft peinvollen aber nicht gefährlichen katarrhalischen Zustände. . .

Die Söhne W. und A. werden wohl morgen hier anlangen; ich vermuthe auch Dein Bruder. Was wird das über den alten Mann für ein Jubel sein! Na aber die armen Jungen und meine Umgebungen sollen dennoch ihr kleines Fest haben, aber sonst . . .

Nun, mir ist das Schreiben im Bett nicht ganz bequem, daher genug!

Dein alter Jubelgreis.

In der That mußte die Feier des 50jährigen Jubiläums am 9. Januar wegen Roon's Krankheit auf den engsten Kreis beschränkt werden. Nur die Glückwünsche des Königs, des Kronprinzen und der Grafen Bismarck und Moltke vermochte er in Person zu empfangen. Der gnädige Kriegsherr erschien, um seinen Waffenmeister und Paladin zu ehren, in großer Uniform mit Schärpe. Sein lebensgroßes

Porträt war sein Geschenk an den Jubilar. Es ward verliehen durch eine überaus gnädige und anerkennende Allerhöchste Kabinettsordre; sehr zahlreich waren auch die schriftlichen und telegraphischen Glückwünsche aller Mitglieder des Königshauses, sämtlicher kommandierender Generale, zahlreicher Behörden und Korporationen. Die Offiziere und Beamten des Kriegs- und Marineministeriums verehrten ihrem Chef sein eigenes, von Professor Graef (später) gemaltes lebensgroßes Porträt. — Die Besatzung von Versailles gratulierte in corpore durch ihre Generale und Stabsoffiziere; aber auch diese konnten nicht persönlich empfangen werden. Nur seinen unmittelbaren Stab, also die wenigen Herren seiner nächsten militärischen Umgebung, die „speziellen Kriegskameraden“, konnte Roon noch sehen, sowie seine anwesenden Söhne und nächsten Familienangehörigen.

Von den schriftlichen Glückwünschen, welche Roon an seinem Ehrentage empfing, mögen einige hier nachstehend Platz finden:

Seine Majestät der König schrieb:

„Sie vollenden an dem heutigen Tage eine 50jährige Dienstzeit, auf die Sie mit Stolz und Freude zurückblicken dürfen. Das ernste Streben ihrer Jugend, die strengste Pflichterfüllung während Ihrer ganzen Dienstzeit und Ihr redlicher ehrenhafter Sinn haben Sie erreichen lassen, was Wenigen beschieden ist: die höchsten Ehrenstellen der Armee und das Bewußtsein, Ihrem Könige und Ihrem Vaterlande die wesentlichsten Dienste geleistet zu haben. Mit solchen Gefühlen ist es eine schöne Feier, die Sie heute begehen. Ich spreche Ihnen Meinen herzlichen Glückwunsch zu derselben aus und Ich danke Ihnen gleichzeitig warm und aufrichtig, daß Sie mir manches Jahr, oft in sehr bewegter

Zeit — immer treu und fest — mit Rath und That zur Seite gestanden haben. Ich wünsche, daß Mein Portrait[1]), welches Ich Ihnen zu dem heutigen Tage bestimmt habe, Sie immer daran erinnert, daß Ihr König jederzeit Ihre Dienste in dankbarem Gedächtniß behalten wird. Möge der Lenker aller unserer Schicksale zu Meinem herzlichen Wunsche für Sie auch Seinen Segen geben und es gnädig so fügen, daß Ich und die Armee noch recht lange in dem Besitz Ihrer Dienste bleiben können.

H. Qu. Versailles, den 9. Januar 1871.

Ihr dankbarer König

Wilhelm.

Das Glückwunschtelegramm Ihrer Majestät der Königin lautete:

Berlin, Palais 9. 1. 71.

„Unter den vielen Glückwünschen, welche der heutige Ehrentag Ihnen zuführt, darf der Meinige nicht fehlen! Als Gattin danke Ich Ihnen für die Meinem Königlichen Gemahl bewiesene treue Hingebung; durch Mein tapferes Regiment Mitglied der Armee danke ich Ihnen als solches für eine Verfassung, welche die deutsche Wehrkraft in diesem denkwürdigen Kriege glänzend erprobt. Ich wünsche Ihnen und den Ihrigen den Segen Gottes in Gegenwart und Zukunft.

Augusta.

Feldmarschall Prinz Friedrich Karl telegraphierte aus Bouloire:

„Ihr heutiges Jubiläum fällt so mitten in meine Operationen hinein, daß ich nicht Zeit finden konnte, Ihnen

[1]) Lebensgröße in ganzer Figur, in großer Generalsuniform, als Familienschatz auf dem Majoratsgute Krobnitz aufbewahrt.

anders als per Draht meine herzlichsten Glückwünsche auszusprechen. Möge irdischer und himmlischer Lohn für Ihre treuen Dienste, die Sie geleistet, Ihnen in reichem Maaße zu Theil werden. Ihr früherer Zögling und Freund

Prinz Friedrich Karl.

Der gleichfalls den feindlichen Vorposten unmittelbar gegenüberstehende Großherzog von Mecklenburg-Schwerin hatte schon am 6. Januar eigenhändig geschrieben:

„Euer Excellenz müssen es einem alten Bekannten und Verehrer schon gestatten, Ihnen zu Ihrem Ehrentage ein Wort der freudigen Theilnahme zuzurufen, Jemand, der wohl im Stande ist zu würdigen, was der König, die Armee und das Land Ihnen verdankt. Wer das Glück gehabt hat diese wundervollen Truppen vor dem Feinde zu führen, der weiß, was das Resultat Ihres rastlosen mühevollen Strebens ist, das die Krone eines 50jährigen selten erfolgreichen Dienstlebens darstellt!

Möchte der König und die Armee noch lange die erprobte Fürsorge empfinden, welche Seine Majestät ihr durch Euer Excellenz angedeihen läßt.

Gestatten mir Ew. Excellenz als ein Zeichen meiner Freude an dem von Ihnen erlebten seltenen Tage und an den Umständen, unter denen Sie denselben erleben, die Schwerter meinem Hausorden hinzuzufügen, den Sie so freundlich waren, einst von mir anzunehmen. Ich verbleibe Euer Excellenz

ganz ergebener Friedrich Franz.

Auch der König von Württemberg, sowie der Großherzog von Hessen sandten hohe Dekorationen mit anerkennenden Handschreiben.

Das Gesamtstaatsministerium begrüßte „seinen Veteranen“ mit einer feierlichen und sehr herzlichen Adresse.

„Selten ist es Jemand vergönnt gewesen", heißt es da, „eine dienstliche Laufbahn von solcher Dauer mit soviel Genugthuung überschauen zu dürfen, als Euer Excellenz. Was Sie gewollt und erstrebt — des Königs Heil, des Vaterlandes Größe: sie sind erreicht. Preußens Geschichte verzeichnet unter den Bewahrern seiner alten Kraft und den Begründern seines neuen Glanzes dankbar und für immer den Kriegsminister von Roon — ꝛc."

Auch die sämtlichen Offiziere und Beamten des Kriegsministeriums und des Marineministeriums gratulierten mittels einer ausführlichen gemeinsamen Adresse, in welcher diese Körperschaften das schon erwähnte Jubiläumsgeschenk — das eigene lebensgroße Porträt des Jubilars selbst — ankündigten und die Pflichttreue, Hingebung, Mannhaftigkeit sowie das für das Vaterland und die Armee so segensreiche Wirken ihres Chefs in begeisterten Worten priesen.

General von Manteuffel telegraphierte aus Amiens:

„Euer Excellenz feiern Ihr Dienstjubiläum in Versailles als Kriegsminister, während die gezogenen Geschütze, die unter Ihrem Vortrage in die Armee eingeführt worden sind, endlich ihren Donner ertönen lassen gegen die Forts von Paris. Eine Laufbahn, die soweit geführt, läßt kein Soldatenherz ohne Theilnahme. Die kommandierenden Generale der 1ten Armee haben mich aufgefordert, Euer Excellenz ihren Glückwunsch zu Ihrem morgenden Ehrentage auszusprechen. Ich thue dies hierdurch in meinem und in dem Namen der I. Armee, die zu commandiren ich heute noch das Glück habe[1]."

---

[1]) Bekanntlich übernahm General von Manteuffel einige Tage später das Kommando über die Südarmee.

Zu den oben erwähnten Generalen gehörte auch Göben, der außerdem noch eigenhändig schrieb. Der Schluß seines Glückwunsches lautet: „Ich darf meine persönlichen Gefühle zusammenfassen in dem Rufe: Gott segne Euer Excellenz! dem unser theures Preußen die herrlichen Erfolge der drei Kriege zu so großem Theile verdankt. — In ehrerbietiger Verehrung ꝛc.“

Eigenhändig schrieb auch der greise Marschall Wrangel:

„. . . bei einem Rückblick auf Dein thatenreiches Wirken für den Staat wirst Du einen Seelenfrieden empfinden, den die Welt nicht geben kann, — die Armee verehrt Dich wie ihren Fels im Meer, der wenn alles wankt und schwankt kräftig zu handeln weiß.

Unser theurer heldenmüthiger König, dem Du immer und immer neue schlagfertige Armee'n zuzuführen gewußt hast, der wird Dein Jubiläum nach Verdienst zu feiern wissen, — wozu dann die Armee und Dein Dich verehrender alter Freund mit vollem Herzen jubeln wird. . . .“

Schriftlich und telegraphisch gratulierten ferner dem Kollegen die konservative Fraktion des Abgeordnetenhauses, die Stände des Teltower Kreises und seine Beamten — und sehr viele alte Freunde innerhalb und außerhalb der Armee und aus den verschiedensten Berufsständen, auch viele begeisterte Damen; einzelne Glückwünsche waren besonders rührend durch den naiven Ausdruck patriotischer Empfindungen. Sie können natürlich an dieser Stelle eben nur erwähnt werden, obwohl sie durch ihre Ursprünglichkeit für den Empfänger teilweise noch wohlthuender waren als offizielle schwungvolle Aktenstücke.

Roon selbst schrieb über das Jubiläum:

Versailles, 11. 1. 71.

„Gottlob, meine Geliebte! Nun ist Alles vorüber. Ich bin nicht zu Tode gejubelt und Rührung und Freude haben mir die Kehle nicht völlig zugeschnürt. Schwager und Söhne sind seit heut Vormittag wieder abgereist, und meine Krankenstube und mein ganzes Leben hat das gewöhnliche Gesicht wiedergewonnen. Die dringendsten Danksagungen sind, theils brieflich, theils telegraphisch, schon in Bewegung gesetzt und den noch vor mir stehenden Berg von Correspondenzen hoffe ich durch Vermittelung der Presse auf die Taille eines gewöhnlichen Maulwurfshügels herabzusetzen. Die Söhne hatten es übernommen, Dich, Geliebte, und die Verwandten von den Haupt-Momenten des Jubeltages in Kenntniß zu setzen, — so daß sich der „Jubelgreis" nun wohl auf die gewöhnlichen brieflichen Mittheilungen wird beschränken können. — — Man hat sich, wie verabredet, in allen Zuschriften und Aeußerungen einmüthig gegen mein baldiges Ausscheiden aus dem Dienste gegen mich ausgesprochen. Dennoch bleibt es bei meinem Vorhaben, und machte ich demgemäß Sr. Majestät bei Seinem Besuche eine entsprechende Andeutung, die ziemlich hastig abgelehnt und natürlich in dem Augenblicke von mir nicht weiter ausgesponnen oder motivirt wurde. Die große Liebenswürdigkeit, die der König bei solchen Gelegenheiten zu entwickeln weiß, würde mir das Wort, das Ihm mißfällig, abgeschnitten haben. Andern Tages — gestern — übersandte mir der König 27 Eiserne Kreuze zur beliebigen Vertheilung für mein Regiment, das sich nach den vorliegenden Berichten, unter Henning's Führung, in den letzten Gefechten gegen die französische Nord-Armee ganz ungewöhnlich tapfer benommen haben soll; und hat der König gleichzeitig bestimmt, daß dem Regiment diese

ihm meinetwegen gemachte Zuwendung bei der sonstigen Vertheilung von Kreuzen innerhalb des Armee-Corps **nicht** angerechnet werden darf.

Meine Gesundheit ist freilich nicht erfreulich, indessen war ich mit gefaßtem Herzen — im Hinblick auf die Andern damit zu machende Freude — zu dem Entschlusse gelangt, mich an dem Jubiläumstage gleichmüthig in Alles zu fügen, was der Tag bringen würde; und so wurde denn auch Alles glücklich ausgestanden; es schmeckte mir an unsrer kleinen Festtafel auch ohne den Genuß der dargebotenen köstlichen Weine; ich schlief einige Stunden. Gestern wieder Krankenzimmer, Krankenkost, aber l'hombre-Parthie und Nachts genügender Schlaf . . .

An eine sehr baldige, plötzliche Abreise von hier, — deren Möglichkeit ich neulich andeutete, denke ich nach näherer Erwägung nicht mehr; eine solche erwies sich bei Ueberlegung aller Verhältnisse als unausführbar.

Den ganzen Tag donnern heute die Kanonen, lebhafter als je. In Paris gehen des Nachts die Sturmglocken, und es brannte und brennt an verschiedenen Punkten. Unsere Batterien rücken näher und näher, die nächsten Forts scheinen entwaffnet; ich glaube auf baldige entschiedene Resultate hoffen zu dürfen."

Versailles, 12. 1. 71.

„. . . Gestern wollte die 2. Armee in Le Mans sein. Es scheint aber, als hätte sich General Chanzy ihrer Umarmung noch rechtzeitig zu entziehen gewußt. Ein eben eingegangenes Telegramm meldet indessen, daß er am 10. und 11. mehrere Tausend Gefangene, sowie Geschütze und Mitrailleusen verloren hat."

den 15. 1. 71.

„. . . Bitterkalt und Rauhreif. Heute kann ich also gewiß noch nicht heraus; doch scheint mein Katarrh den

feindseligen Charakter etwas zu verlieren. Dr. Böger mahnt zur Geduld. Er ist jetzt täglich draußen auf den Verbandplätzen und erzählte mir, daß die Beschießung seit dem 5. d. M. im Ganzen 125 Köpfe an Todten und Verwundeten gekostet habe, also täglich nur etwa 12, darunter aber auch ganz leicht Verwundete. In der Nacht vom 13. zum 14. haben die Pariser nach mehreren Richtungen Ausfälle versucht, sind aber überall mit leichter Mühe zurückgejagt worden. — — Prinz Fr. Karl schickt uns in Folge der neuesten Gefechte um Le Mans wieder 16000 Gefangene — eine wahre Verlegenheit!"

16/1. „. . . Die französische West- oder Loire-Armee ist durch die Gefechte und Verfolgungen vom 6. bis 14. wiederum völlig zerschellt. Die französische Süd-Armee ist gestern vom General Werder bei Montbéliard zurückgeschlagen worden und nunmehr durch die Annäherung unserer Süd-Armee wohl zum schleunigen Rückzuge gegen Besancon und Lyon leicht zu nöthigen. Die Beschießung von Paris hat ihren guten Fortgang, die Bewohner der Südhälfte drängen sich in die Nordhälfte der Stadt, und der Mangel nimmt mehr und mehr zu. Nur unverzagt, auf Gott vertraut — es muß doch Frühling werden!

Soeben trat Dein Bruder B. bei mir ein. Er ist vom Könige herberufen, um die am 18. d. M. bevorstehende Proclamation des Kaiser-Titels mit einem religiösen Akte einzuleiten. Wiewohl der 18. Januar als Preußischer Krönungstag freilich als sehr geeignet betrachtet werden kann, um auch als fernere Etappe für die weitere historische Entwickelungs-Phase unserer Preußischen Königsherrlichkeit zu dienen, so hätte ich es doch lieber gesehen, wenn man mit der Proclamation bis zum endgültigen Siege über Paris gewartet hätte. Aber ich bin ein alter Mann, und

die strebenden jüngeren Potenzen mögen vielleicht Recht haben mit dem von ihnen beliebten Tempo."

18/1. „Während die Vorbereitungen zu dem heutigen merkwürdigen Feste, der Proclamation des Deutschen Kaiserthums in dem gegenüberliegenden französischen Königsschlosse, sowie das Fest selbst ihren Verlauf nehmen, sitze ich — bei den eben ertönenden Jubelrufen, mit welchen der König von seinen im Spalier aufgestellten Kreuzrittern empfangen wird, — einsam, wiewohl ungebeugt von der durch ärztliches Gebot mir auferlegten Entbehrung, in meinem leider überaus luftigen Zimmer und denke Deiner und unserer ersehnten Wiedervereinigung. — — Wohl weilen meine Gedanken auch bei dem merkwürdigen, sich eben vollziehenden, historischen Akt, sowie bei dem, was ihm voranging und voraussichtlich nachfolgen wird, allein mein Standpunkt ist dabei fast ein rein historischer, ganz selbstloser. Indem ich mir die Entwickelung der Gegenwart aus der Vergangenheit construire und Gottes Wege darin zu erkennen suche, kann ich mich doch der menschlichen Betrachtungsweise der Dinge nicht entschlagen. Und nach dieser scheint es wohl unzweifelhaft, daß aller Glanz der Gegenwart zurückzuführen ist auf einige kleine Gespräche zwischen dem jetzigen Könige und Kaiser und einem seiner Generale; auf eine (zu Deinem Verdruß) im Colberger Seebade niedergeschriebene Reihe von Vorschlägen und den sanften Zwang, durch welchen meinerseits, aller Ungunst der Verhältnisse zum Trotz, hart und härter auf die Ausführung gefaßter Entschlüsse gedrungen werden konnte. Daß dies geschehen durfte und zwar mit Erfolg, daß jener Zwang und Drang nicht wie Anmaßung und Zudringlichkeit zurückgewiesen, vielmehr als sachlich vollberechtigt anerkannt und der Entschluß zum Handeln endlich gefunden wurde: darin eben ist der Finger Dessen, „der

der Menschen Herzen lenket wie Wasserbäche —", nimmer zu verkennen. Ebenso, daß der Entschluß selbst und das Festhalten daran, unter Gottes Wirken, den König wohl berechtigt, das Geschaffene gelegentlich als „sein eigenstes Werk" zu bezeichnen. Denn ohne richtiges und vollständiges Erkennen der Nothwendigkeit und ohne den männlich festgehaltenen Entschluß, dieser Nothwendigkeit „contre vent et marée" allgemeine Anerkennung zu verschaffen, wäre freilich das Neugeborene als Säugling heimgegangen, — und die alte Mittelmäßigkeit und misère für unsere vaterländischen Verhältnisse maßgebend geblieben. Wir hätten im Jahre 66 vielleicht ein zweites Olmütz erlebt, und im Jahre 70 die Franzosen als Herren in dem alt-zerrissenen und zerhaderten Deutschland gesehen!

Sei dem übrigens wie ihm wolle: ich wage es, mich meines Mitwirkens zu dem Gewordenen, ja selbst zu dem Entscheidenden zu erfreuen, was sich in dieser Stunde da drüben in den Prunkgemächern dieses Ludwigs vollzieht, dessen auf Deutschlands Erniedrigung gerichtete, längst allgemein verdammte Politik seines Landes Untergang, sowie Deutschlands Aufraffung und Einigung nach Gottes Willen mit langer Hand eingeleitet und vorbereitet hat.

Doch wohin bin ich gerathen? — Laß' mich schließen, zumal die Post abgeht. — Eben wird der König-Kaiser nach Hause gejubelt, und ich würde ohnehin bald unterbrochen werden in diesem — lauten Selbstgespräche."

21/1. „. . Einen langen Brief unsers Helm, der aber schon vom 4. datirt, lege ich Dir heute bei. Seitdem ist H. zwischen dem 6. und 12. fast täglich im Gefecht gewesen und, wie ich hoffe, gesund geblieben. Prinz Friedrich Karl telegraphirte mir am 12. oder 13. gelegentlich einer andern Angelegenheit: „Ihr Sohn vom 12. Regiment hat sich sehr

ausgezeichnet." Worin diese Auszeichnung bestanden, werde ich wohl noch erfahren [1]).

Gestern bin ich zum erstenmal seit dem 1. Januar wieder ausgefahren — nur zum Könige und zu Bismarck. Ersterer war sehr huldreich zu mir; letzteren fand ich, wie häufig, verstimmt und in gewissen Punkten sehr gereizt; er ist kränker als er selbst und andere glauben, wiewohl er ausreitet und ausfährt. Ich hoffte, das nun glücklich gelegte Kaiser-Ei würde ihm vorläufige Befriedigung gewähren, aber es ist leider nicht der Fall."

Aus einem Briefe Blanckenburg's an Roon.

Zimmerhausen, 17. 1. 71.

„. . . Glaube nicht, daß ich Dich am 9. Januar vergessen habe! Unter den großen Haufen der Gratulanten glaubte ich nicht nöthig zu haben, mich zu drängen. Von den 50 Jahren Dienstzeit trägst Du nun weitaus die längste Zeit zu allen Lasten auch die meiner Erziehung und Freundschaft. — — Zu dem Dank, den Dir am 9. d. das Vaterland brachte, kommt auch der meinige für die mir bisher unwandelbar gehaltene Treue. Lohne sie Dir Gott und schenke Dir einen stillen, ruhigen Lebensabend, dem ein ewiger seliger Frühjahrsmorgen folgen möge! Gebe Gott, daß wir uns auch im ewigen Frühling wiedererkennen und weiter lieben — dann ohne Fehl und Runzeln!

Viel, sehr viel bin ich bei Deinen jetzigen Nöthen in Versailles und ist es mir in theilnehmender Liebe eine tägliche Sorge. — Sehr erfreut hat mich eine direkt aus V.

---

[1]) Der genannte, im Jahre 1890 verstorbene Sohn Wilhelm („Helm") v. R. nahm mit seiner Compagnie dem Feinde bei Le Mans 2 Geschütze und 1 Fahne ab und wurde dafür mit dem eisernen Kreuz I. Klasse belohnt.

mir zugegangene zuverlässige Notiz, daß Ihr, Du und Bismarck, mehr wie je im Einvernehmen seid.

Hoffentlich wird die wiederbelebte Kriegführung auch Deine Nerven neu stärken, daß Du nicht vor den Thoren Babels erlahmst. Wünsche Dir nachher von ganzem Herzen Ruhe in G., aber ich kann mir nicht denken, daß Dir diese Ruhe selbst eine erwünschte wäre, wenn dieser Krieg nicht den Abschluß hätte, daß die von Dir geschärfte Preußen-Waffe völlig zu ihrem Rechte gekommen wäre!"

Roon an die Gemahlin.

Versailles, 24. 1. 71.

„. . . Schon gestern lief das Gerücht, Herr Favre sei hier, werde erwartet, aber auf meine Anfrage hieß es: Nein! wohl bloß Gerüchte! — Indeß heute, am Geburtstage Friedrichs des Großen, überraschte mich beim Aufstehen ein Befehl des Königs zu einer außerordentlichen Conferenz. Was ich aus dieser mittheilen darf, ist, daß in Paris Unruhen ausgebrochen, in Folge deren Trochu das Commando niedergelegt, General Vinoy es übernommen hat; daß Noth und Mangel sich in unerträglicher Weise in Paris fühlbar machen und die sogenannte „Regierung der öffentlichen Vertheidigung" die Zügel nicht mehr in der Hand zu haben scheint, so daß sie nun die Nothwendigkeit erkennt, das Land anzurufen, damit es sich eine anerkannte und anerkennbare Regierung gebe. Daher Waffenstillstand, Uebergabe der Festungswerke von Paris, Kriegsgefangenschaft ihrer Garnison u. s. w. Sind das die Anerbietungen, die Hunger und Bombardement diktirten, so bleibt es doch noch sehr zweifelhaft, ob die sogenannte Regierung in ihrer Machtlosigkeit im Stande sein wird, das Verheißene zu erfüllen, oder ob die wüthende kopflose Menge innerhalb des brodelnden

Hexenkessels nicht etwa dazu gelangen wird, die bisherige Machthaberschaft zu verschlingen und den Verzweiflungskampf des Wahnwitzes jenen Bedingungen vorzuziehen. Herr Favre ist heute Nachmittag mit unsern, jenen Anerbietungen im Wesentlichen entsprechenden Bedingungen nach P. zurückgekehrt, und es wird sich nun in den nächsten Tagen entscheiden, ob diese neuen Verhandlungen zu einem befriedigenden Resultate führen oder nicht. Jedenfalls wissen wir jetzt zuverlässig, daß die Widerstandskraft des stolzen Babel nahezu erschöpft ist, und daß auf den ernsten tüchtigen Trochu ein Gouverneur gefolgt ist —, — der sich bisher durch nichts ausgezeichnet hat. — Inzwischen geht unser Bombardement seinen sicheren festen Gang, und dem fühlbaren Mangel wird die Hungersnoth folgen mit allen ihren Schrecken. Die Frage, ob Favre guten Appetit gezeigt, beantwortete Bismarck mit „Ja, er hat viel gegessen, selbst wenn ich meinen persönlichen Maßstab anlege". Vielleicht hat er sich einmal ordentlich satt essen wollen, um das Unterhändler-Gewerbe doch in einer Beziehung einträglich zu machen. — Inzwischen sind alle Versuche gescheitert, den Parisern zu Hülfe zu kommen. Die Armee'n von Chanzy und Faidherbe im Westen und Norden sind verduftet, und die Süd-Armee unter Bourbaki ist in vollem Rückzuge und läuft Gefahr von Manteuffel und Werder, die sie umschließen, zerrieben zu werden, — während der letzte Ausfall-Versuch der Franzosen vor Paris am 19. d. mit ungeheurem Verluste zurückgeschlagen wurde. Es bleibt also nichts übrig als Ergebung und Annahme des Gesetzes des Siegers und seiner Friedensbedingungen.

Du kannst Dir denken, Geliebteste, wie alle meine Gedanken von dieser wichtigsten Angelegenheit erfüllt sind, so daß ich zu gewöhnlichen Mittheilungen anderer Art nicht aufgelegt bin."

Versailles, 28. 1. 71.

„. . . Voraussichtlich werde ich heute wenig Zeit zum Schreiben haben. Seit 24 Stunden wird nicht mehr geschossen und Herr Favre fährt heraus und herein und voraussichtlich werden die Verhandlungen heute zum Abschluß gelangen. In $1/2$ Stunde werde ich Dir Entscheidendes mittheilen können; jetzt muß ich zu Sr. Majestät zur Conferenz.

Später. Es ist alles nichts! Wenigstens bis jetzt. Die Hungerkur mit Eisenpillen muß, so scheint es, noch eine Weile fortgesetzt werden; die Verhandlungen werden indeß noch fortgeführt, und es ist möglich, daß man noch einig werden kann, namentlich wenn inzwischen gute Nachrichten von Manteuffel eintreffen sollten, was zu hoffen ist. — Wenn, — was ich immer noch glaube —, das Uebereinkommen noch zu Stande kommen wird, so ist die mich interessirende nächste Frage die, ob der König während des dann eintretenden Waffenstillstandes hier bleiben wird. Ich meine, man wird so lange überlegen, ob oder nicht, daß die mit der Heimkehr zu gewinnende Zeit verstrichen sein wird. Ueberdies wird Bismarck der eventuellen Friedens-Verhandlungen wegen sehr wünschen, daß der Herr hier bleibt. Geschieht letzteres, so habe ich für meine Person die Absicht, — falls der Waffenstillstand zu Stande kommen sollte —, für die Dauer desselben um einen Erholungs-Urlaub zu bitten, sofern nicht noch besondere Gründe dagegen sich geltend machen sollten. Meine Gesundheit hat eine Zeit völliger Ausspannung zweifellos nöthig. Freilich, wenn gewisse Spannungen hier fortdauern sollten, so würde ich mich wohl der Verpflichtung zu dem Versuche, sie zu vermindern und zu mildern, nicht entziehen dürfen."

Bekanntlich wurde die Kapitulation von Paris noch

am 28. Januar abgeschlossen, infolge deren die deutschen Truppen am 29. die Forts besetzten.

Am 31. schrieb Roon der Gattin: „Du sollst wissen, daß ich ganz wohl bin und bei den jetzigen Waffenstillstands-Verhältnissen wohl Urlaubs-Gedanken habe. Vorläufig aber bin ich noch sehr beschäftigt, theils mit Dienstgeschäften, theils mit Rekognoscirungs-Excursionen. So wollen wir heute nach dem Mont Valérien, auf dem nun unsere Farben wehen. . . .“

Versailles, 3/2. 71.

„. . . Friedensjubel in Berlin, in Bonn u. s. w.? Nur nicht zu früh! Ich glaube auch an die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Friedensschlusses, aber vielleicht blos, weil ich ihn herzlich wünsche; es ist aber unter den bewandten Umständen noch immer ein schweres Stück Arbeit. Deßhalb kann ich auch nicht so unbedenklich zu Dir eilen, wie ich gern möchte.

Was habt Ihr nur dort[1]) immer gegen Manteuffel? Er hat sich vor wie nach vortrefflich benommen. Es scheint Kölnischer Zeitungsklatsch dabei im Spiele. . . . . . Du glaubst nicht, welchen Werth die Leute, namentlich die jungen Leute der Armee, darauf legen, nach Paris hineinzukommen. Daß aber der König sich dort in's Quartier legen sollte, glaube ich kaum, wenn auch die Armee dort auf dem Rückmarsch nach dem Frieden Quartier nehmen sollte. Daß die Armee hindurch geht, halte auch ich für nöthig, wäre es auch nur, um den Parisern klar vor Augen zu stellen, daß auch sie überwunden sind. Jetzt werden täglich Parthien nach den sonst unzugänglichen Forts und Batterien gemacht. Vor einigen Tagen war ich mit dem Könige auf dem Mont

---

[1]) In Bonn, wo Frau von Roon damals weilte.

Valérien, ein anderes Mal in Meudon, in St. Cloud u. s. w. und auf den benachbarten Batterien. Ein grausigeres Bild der Verwüstung kann sich keine Phantasie malen, als in St. Cloud, Meudon und der Nachbarschaft zu sehen ist, und das haben die Herren Franzosen mit ihren Granaten selbst besorgt —, die uns doch sehr wenig Schaden gethan haben. . . ."

An Blanckenburg.

Versailles, 6/2. 71.

„Geliebter Moritz! Soweit wären wir also! Die große Tragödie geht zu Ende, die Katastrophe ist vorüber und der Vorhang wird nächstens fallen. Und das soll das letzte Stück sein, in dem ich mitspiele. Mag ein anderer Acteur meine Rolle übernehmen; ein alter Kerl, wie ich, kann sich auch nur schwer in dem neu auf- aber noch nicht ausgebauten kaiserlichen Schauspielhause zurecht finden, in welchem Decorationen, Bühne, Stichworte, Licht, Luft u. s. w. dem bisher Gewohnten und erträglich Befundenen widersprechen. Denn die National- und sonstigen Liberalen haben ganz Recht, daß mit dem nun zu Ende gehenden Kampfe und dem errungenen Siege eine „neue Aera", — wie sie es nennen —, „freiheitlicher Entwicklung" anheben muß, in welcher die alten Fahnen und Schlagworte nichts mehr bedeuten als eine historische Reminiscenz. Ich vermisse den Boden, auf dem eine conservative Partei der Zukunft fußen könnte, nachdem die bisherigen Vorkämpfer derselben wissend oder unwissend mit Blut und Leben dahin gewirkt haben, die alten Heiligthümer zu zerstören und einen neuen Tempel zu bauen, dessen Oberpriester selbst den alten Kultus aufzuopfern trachtet, um neuen Gottheiten Altäre zu bauen. Soll man darüber wehklagen? ich denke dazu hat man nicht mehr Veranlassung, als wenn man jammern wollte über

sein eigenes zunehmendes Alter. In Natur-Nothwendigkeiten muß man sich schicken, so gut man's vermag. So gut das Dasein des Einzelnen physiologischen Gesetzen unterworfen ist, so ist es auch das Leben der Staaten und Völker. Alles hat seine Entwickelung in der Zeit. Daran wird nichts geändert, ob dem Einzelnen die augenblickliche Entwickelungs-Phase gefällig ist oder nicht. Aber es ist begreiflich, daß der Freund und Akteur der alten an der ihm in der neuen Aera zufallenden Rolle kein rechtes Gefallen findet und sich daher lieber auf einen Zuschauerplatz zurückzuziehen trachtet. . . . . Mit dem Haupt-Regisseur der neuesten Aera bin ich daher vielfach grundsätzlich nicht im Einverständniß, aber dennoch ebenso wenig in Uneinigkeit oder Hader. . . . . Das will sagen: wiewohl ich die fernere Lebensfähigkeit der patriarchalisch-conservativen Staats-Idee, die uns einst gemeinsam war, bezweifeln muß, so wurzele ich doch mit meinem ganzen Fühlen und Denken zu sehr darin, als daß ich die Lossagung davon praktisch mitmachen könnte. Aber ich bin zugleich — im Gegensatz zu meinen jüngeren Jahren — in solchem Grade frei von jeder fanatischen Einseitigkeit in politicis, daß ich nicht bloß die Zulässigkeit, sondern selbst die Berechtigung anderer politischer Standpunkte und ihre der Gegenwart entsprechendere größere Angemessenheit anzuerkennen vermag, wennschon ich mich persönlich nicht damit befreunden kann. Ich kann daher in einer meiner Vergangenheit nicht entsprechenden Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse wohl noch mitleben, aber nicht mitschaffen.

Du begreifst, mein lieber Freund, daß ich bei solcher Stimmung mit unserem Bismarck äußerlich in gutem Einvernehmen bleiben konnte, wenngleich mir seine Zukunfts-Politik mißfällt. . . . . Mir persönlich beweiset er, um

meiner objektiven Haltung willen und meiner Herzenswärme für ihn jede freundschaftliche Rücksicht. Wir sehen uns oft, fahren zusammen spazieren, plaudern wie sonst, aber eigentlichen Einfluß auf ihn kann ich mir jetzt doch nicht zuschreiben, wenn ich auch vielleicht der Einzige hier bin, den er in bekannter Liebenswürdigkeit, mit Rücksicht auf meine Jahre und das Alter unserer Freundschaft, meist ohne Ungeduld anhört. — In 12 Tagen ist der Waffenstillstand abgelaufen. Bis dahin wird die schwatzhafte Gesellschaft von Bordeaux schwerlich zu Entschlüssen gekommen sein. Die nächste Frage ist also die der Verlängerung des Waffenstillstandes ... bricht aber der Krieg wieder los, so wird er wahrscheinlich ein fürchterliches Gepräge annehmen. Ich glaube nicht daran, viel eher an eine Secession, in der sich der Süden, der die Kriegsgeisel noch nicht gefühlt hat, von dem friedliebenden Norden, — Paris eingeschlossen —, vielleicht trennen wird ... Ein solcher Ausgang würde dahin führen, daß sich die Franzosen gegenseitig zerfleischten, während wir, im Besitz des uns nothwendigen Theiles von Frankreich, das Resultat des Bürgerkrieges zu erwarten haben würden. — — Aber all' diese Conjekturen sind eitel. Wir stehen vor einer dunklen Wand, hinter welcher die Zukunft verborgen ist!

Noch danke ich Dir sehr für Deinen lieben Brief, der auch des Jubiläums in so freundlicher Weise und unserer langen und herzlichen Freundschaft gedenkt: ein Verhältniß, was zu dem Angenehmsten und Dankenswerthesten gehört, was mir unser Herrgott in diesem Leben gegönnt hat. Es gehört zu denen, von welchen ich weiß, daß sie dauern werden, so lange ich lebe. Ob darüber hinaus? — Gott weiß es!"

An Frau v. Roon.

Versailles, 7. 2. 71.

„... Wenn Du diese Zeilen erhällst, wirst Du schon erfahren haben, daß ich und warum ich ... wenigstens jetzt nicht zu Euch kommen kann. ... Da Gambetta abgedankt hat, so hat ohnehin die Friedensaussicht — und damit meine völlige Heimkehr — neue Chancen gewonnen. Da man Gambetta's Rücktritt durch den Telegraphen heute schon in allen Theilen Frankreichs kennt, so werden die Fanatiker, seine Anhänger, bei den morgen stattfindenden Wahlen wesentlich verlieren. Allein freilich, wenn man 720 Franzosen in einen Saal zusammenbringt, so kann man immer nicht wissen, zu welchen extremen Beschlüssen sie vielleicht gelangen; ausgeschlossen ist daher der Wiederbeginn der Feindseligkeiten nicht ganz. — W. besuchte mich am Sonnabend und ich begleitete ihn am Montag bei der Heimfahrt — aber nur bis zur Brücke von Neuilly ... Die Böger'schen Einwendungen gegen meine Abreise in dieser Jahreszeit hatten schließlich auch ihn umgestimmt, so daß ich in meiner gesammten Umgebung nicht Einen hatte, der mir zuzureden geneigt war. — Jene Brücke von Neuilly ist eine der 10 Barrieren, die für den Verkehr der Pariser nach Außen geöffnet sind, und Du kannst Dir keine Vorstellung von dem dortigen Conflux machen. Da Niemand ohne französischen Paß, der von der Preußischen Wache visirt sein muß, durchgelassen wird, so sind starke französische und preußische Wachen aufgestellt, um die zudringliche Menge zu zügeln, und hunderte, die durchschlüpfen wollten ohne Paß, wurden zurückgeschleudert, ohne ihren Zweck zu erreichen, der häufig blos darin bestand, gutes Brod in unserer Zone zu kaufen. Die unteren und mittleren Volksklassen sind doch viel ausgehungerter, als man glaubt. Die schlimmsten

Tage sind für sie indeß wohl vorüber, da die Vorräthe aus dem Hinterlande allmählig herankommen, während in den ersten Tagen unsere Reserve-Vorräthe aushelfen mußten.

Morgen ist großer Kriegsrath, bei welchem ich nicht fehlen werde, da es sich um die Maßnahmen handelt, die in allen Fällen getroffen werden.

den 8. Die Conferenz ist beendigt, und selbst der König, der immer bereit, die Zukunft möglichst schwarz zu sehen, glaubt an einen baldigen Frieden. Damit mögt Ihr Euch trösten, wenn ich jetzt des Klima's wegen noch nicht komme. Denn hier ist der Frühling im Anzuge: die Wandertaube ist da, und die Spitzen der Zweige werden roth."

Versailles, 9. 2. 71.

„. . . Nur einen Gruß für heute! Damit die Franzosen nicht zweifeln, daß wir, wenn sie unvernünftig bleiben, den Krieg energisch fortsetzen werden, marschiren heute das 4. und 5. Armee-Corps nach dem Süden ab. Ich hörte, wie ein Jäger, wahrscheinlich über die Marsch-Direction der Vorbeimarschirenden befragt, einem Franzosen lustig antwortete: „Bordeaux!" und sah, wie der Frager achselzuckend und kopfschüttelnd weiter ging.

Hier ist Frühlingswetter; und da ich jetzt noch nicht abreisen kann, so denke ich morgen noch umzuquartiren.

Ich war gestern mit Arnold, der wieder zu mir zurückkommandirt ist, gegangen, ein leer gewordenes Quartier zu beschauen, was mir wohl gefallen hat und größere Ruhe verspricht[1]). Der Besitzer ist ein Baron Passy, der eine Frau und zwei deutsch sprechende Töchter hat, artige Leute;

[1]) Roon hatte bis dahin eine ganz nahe dem Versailler Schlosse gelegene, aber wenig behagliche und gegen Luftzug und Kälte schlecht geschützte Wohnung inne.

meine Zimmer blicken auf einen schönen Park hinaus. Auch ist die ganze Wohnung behaglich und gleichmäßig durchwärmt, was für meine Katarrh-Neigungen von wesentlicher Bedeutung ist.

12. 2. Der König leidet seit einigen Tagen an Hexenschuß, was seinen Vorträgen und Empfängen aber keinen Eintrag thut. — Vor einigen Tagen hat Se. Majestät sich nun auch für den Bau des neuen Cadettenhauses in Lichterfelde entschieden. . . Nun wird also auch die Eisenbahn von Lichterfelde nach Potsdam gebaut werden. Ob ich die Vollendung noch erleben werde?"

Versailles, 17. 2. 71.

„. . . Mit meiner Gesundheit kann ich jetzt sehr zufrieden sein, und wir haben wahrhaftiges Frühlingswetter. Eben von einem sehr angenehmen Spazierritt mit H. und A. zurückgekehrt, habe ich es fast schon zu warm gefunden. — Eben wurde ich auf $^1/_4$ Stunde unterbrochen durch Mme. la Vicomtesse de la Londe und ihren Gemahl, Tochter und Schwiegersohn meiner Wirthsleute (letzterer steht in der Pariser Nationalgarde). Sie machen sich um mein Wohlsein sehr verdient. Wir wohnen hier wirklich allerliebst, und glaube ich meinen winterlichen Leiden nicht ausgesetzt gewesen zu sein, wenn ich immer hier gewohnt hätte. Man sagt mir, ich möge übrigens auf ununterbrochene Fortdauer der schönen Witterung nicht rechnen.

21/2. . . . Es ist jetzt für mich sehr viel zu thun, da Heimmarsch und Demobilmachung, Besatzung von Elsaß-Lothringen und die neue Dislocation der Armee in Aussicht zu nehmen und vorzubereiten sind. — Die Friedensunterhändler sind heute eingetroffen, und das diplomatische Zungendreschen wird nun losgehen. Bismarck, bei dem ich gestern aß, ist indeß sehr frisch und guter Dinge.

Die Pariser haben nun alle Waffen abgeliefert, die sie nach der Capitulation abzugeben hatten. Die dazu gehörigen 600 Feldgeschütze befinden sich zum Theil schon auf dem Wege nach der Heimath. — Eben komme ich von der Inspection eines Sanitätszuges — des ersten, der von hier durch Paris nach der Heimath gehen wird; auch der König hat ihn gesehen und wird Ihrer Majestät melden können, daß die Einrichtungen ganz vortrefflich sind. — Jetzt muß ich mich zurecht machen, um bei Sr. Majestät zu diniren; es geht dem Herrn noch immer nicht ganz gut, da der Hexenschuß nicht weicht und ihn noch immer zum Krummgeh'n nöthigt, — ein bei ihm ganz ungewohnter Anblick!

25/2. . . . Die Friedensaussichten haben sich ihrer Verwirklichung dergestalt genähert, daß wir zu der Annahme berechtigt sind, Mitte k. M. in Berlin sein und den Geburtstag Sr. Majestät dort feiern zu können. — Nöthigenfalls wirst Du telegraphisch benachrichtigt werden, sobald Näheres feststeht. — Meine Briefe werden von jetzt an sehr kurz werden müssen, weil die Geschäfte mehr Zeit in Anspruch nehmen. — —

Die Präliminarien sollen heute unterschrieben werden. Sie sind sehr günstig, aber es schickt sich nicht, schon jetzt davon zu sprechen."

Versailles, 28. 2. 71.

„Du weißt nun schon, Geliebteste, daß die Friedens-Präliminarien glücklich zu Stande gekommen sind. Vorgestern, 1 Stunde nach der Unterzeichnung, trat ich in den Versammlungssaal der Diner-Gesellschaft und wurde freudig überrascht, als der König auf mich zueilte und mich in großer Bewegung umarmte und dreimal küßte. Dasselbe widerfuhr dem guten Moltke, als er später eintrat, in so plötzlicher

und überraschender Weise, daß ich an ihm zum ersten Male ein völlig verdutztes Gesicht gesehen habe. Der königliche Herr war dabei so bewegt, daß der Gegensatz um so frappanter wirkte. Ich selbst war ebenso überrascht, und die Rührung kam mir erst nach der Umarmung. — Bei Tische war des Zutrinkens von Seiten der Herrschaften kein Ende.

Morgen ist Truppenschau im Bois de Boulogne, worauf 30000 Mann (Preußen u. Bayern) in Paris einrücken werden. Se. Majestät aber behält sein Hauptquartier hier; auch wenn am 3. März das Garde-Corps einrückt, wiewohl auch dieses wahrscheinlich vor Sr. Majestät die Revue passiren wird, entweder im Bois de Boulogne oder, — wie ich wünsche —, auf den Champs Élisées, d. h. innerhalb Paris. — — Daß wir nicht länger hier bleiben als der König, kannst Du sicher annehmen. — Ich bin heute sehr eilig, die Zeit drängt."

Versailles, 3. 3. 71.

„. . . An eine ordentliche Correspondenz mit mir mußt Du nun nicht mehr denken. Die Zeit ist sehr knapp und wird es immer mehr, und die Abreise ist nahe und das Wiedersehen! — Vorgestern also Parade im Bois de Boulogne, dann Einrücken der Truppen in Paris. Diesen 30000 M. sollten heute andere, namentlich die Garde folgen, über welche Se. Majestät in Paris, auf den Elysäischen Gefilden Parade abhalten wollte. Was aber geschah? Die Gesellschaft in Bordeaux nahm, um Solches zu verhindern, den Frieden Hals über Kopf an, worauf wir das Innere von Paris sofort räumen mußten, denn das war eine der Friedensbedingungen. Folglich war heute die Parade des Garde-Corps wieder auf dem vorgestrigen Platze, und dann ging alles noch für einige Tage in die alten Quartiere um Paris. Uebrigens ist der Schmerz über das Nicht-Besuchen

von Paris nur bei Wenigen lebhaft, nachdem man erfahren, wie unsere vorgestern eingerückten Truppen sehr wenig Spaß daran gehabt. Verschlossene Häuser und Läden, verhängte Fenster, ausgehängte Trauerflöre, kein Mensch auf den Straßen außer einigen pfeifenden Gamins; alle Boutiken, selbst die Restaurants, wie ausgestorben. — Du wirst darüber wohl in den Zeitungen lesen. — Französischer Humbug!

Vielleicht ist dies mein letztes Schreiben aus Versailles. . . . Ob wir nach Compiegne gehen und ich mit dem Könige sogleich nach Berlin, ist noch ungewiß. Gewiß dagegen, daß Se. Majestät am 21. d. den Reichstag in Person eröffnen will, ferner daß Bismarck und ich mehrere Tage früher da sein müssen, um das Nöthige dazu vorzubereiten. . . .

Doch das Alles sind Nebensachen, angesichts der großen Thatsache des Friedensschlusses. Wenn ich mich darüber nicht dithyrambisch ausschütte, so habe ich doch dafür ein tiefes Dankgefühl im Herzen.

den 4. März. . . . Soeben Dein liebes Schreiben vom 28. v. M. Bestimmte Dispositionen für meine Rückreise werde ich vielleicht heute nach dem Vortrage treffen können. Du erhältst jedenfalls ein Telegramm am Tage meiner Abreise, die wohl einige Tage vor Sr. Majestät erfolgen wird.

Seid alle pränumerando umarmt von Eurem

A.

Mitte März erfolgte bekanntlich die Rückkehr des Kaiserlichen Siegers und seiner Paladine nach Berlin. Sie hatten Versailles noch rechtzeitig verlassen, so daß wenigstens sie nicht mehr Zeugen wurden des widerwärtigen Schauspiels, welches der französische Kommune-Aufstand und der

damit entflammte mörderische Bürgerkrieg innerhalb der Mauern der französischen Hauptstadt in Scene setzte, und welches die um Paris versammelten deutschen Korps zwang, als sehr widerwillige Zuschauer dort noch monatelang auszuharren —, so daß erst am 16. Juni der feierliche Einzug der siegreichen Truppen in Berlin stattfinden konnte.

Wiederum ritten unmittelbar vor dem erlauchten Sieger dessen treue Helfer und Ratgeber: Bismarck, Roon und Moltke in die jubelnde Residenz ein. Schon vorher — an seinem Geburtstage — hatte der Kaiser seinem bewährten Kriegsminister ein neues Dankeszeichen verliehen, indem er ihm eigenhändig schrieb:

„Die ausgezeichnete Verfassung, in welche Sie meine Armee stets zu erhalten und bei allen neuen Organisationen und Formationen zu versetzen gewußt haben, wodurch die glorreichen Thaten derselben vorbereitet wurden, erwerben Ihnen meine ganze Anerkennung und Dankbarkeit. Als einen Beweis derselben, ergreife ich die Gelegenheit der Herstellung des Friedens und des geschichtlichen Aktes des gestrigen Tages [1]), den Ihre staatsmännische Einsicht mit herbeiführte, um Ihnen durch die Verleihung des Sterns der Groß-Comthure des Hohenzollernschen Haus-Ordens mit Schwertern — dies öffentlich zu bezeugen.

Ihr dankbarer König

Wilhelm.

Mit solcher ehrenden Anerkennung des erhabenen Herrschers verknüpfte sich für seinen Waffenmeister auch das stolze innere Bewußtsein, daß die nun abermals gewonnenen herrlichen Früchte wiederum zu einem großen Teile seinen

[1]) Der Kaiser hatte am 21. März den ersten deutschen Reichstag in Allerhöchsteigener Person eröffnet.

richtigen Reformvorschlägen, seinen harten Kämpfen für die neue Militärverfassung, seinen langjährigen treuen Arbeiten für das Wohl des „Volkes in Waffen" zu danken seien. In drei Feldzügen, in Siegen, so groß und glorreich, wie die Welt sie nie herrlicher gesehen, — hatte sich die von ihm reorganisierte Armee, und zwar in einem Umfange bewährt, wie selbst er kaum zu hoffen gewagt. Oft hatte er es ausgesprochen in jenen Jahren (1860—1863), als seine Anträge so leidenschaftlich bekämpft, seine Einsicht bezweifelt, seine Absichten verketzert, sein patriotisches Streben auf das Bitterste verkannt wurde: er wolle, gestützt durch den standhaften Willen seines Allergnädigsten Herrn, dies Alles mit Freuden tragen und hätte nur den einen Wunsch: daß er es noch selbst erleben könnte, die Probe auf das Exempel machen zu dürfen und die Erfolge seines Schaffens auf siegreichen Schlachtfeldern zu sehen; dazu aber sei schwerlich irgend eine Aussicht; er müsse sich mit der sicheren Zuversicht begnügen, daß die folgende Generation die Ernte seiner Saaten jedenfalls einheimsen würde.

Und nun war, wider Erwarten, doch noch ihm selbst dieser schönste Lohn zugefallen, welchen es für ein Soldatenherz geben kann; ein Lohn, welcher durch die laute Bewunderung der Mitwelt zum Ausdruck gelangte und seinem Namen auch von seiten der späteren Geschlechter den gebührenden Teil an den errungenen Lorbeeren sichert —, Lorbeeren, die darum nicht geringer geschätzt werden dürfen, weil die Umstände ihm nicht auch das höchste Glück des Soldaten gewährt hatten: als unmittelbar gebietender Feldherr das Schwert ziehen und persönlich die siegreiche Feldschlacht leiten zu dürfen.

Einen ferneren äußeren Gnadenbeweis empfing Roon sodann noch am 16. Juni durch folgende Allerhöchste Ordre:

„Ich erhebe Sie an dem heutigen denkwürdigen Tage des Einzuges der Truppen in Berlin in den Grafenstand[1]), — erblich im Mannesstamme Ihres Geschlechts nach dem Rechte der Erstgeburt —, und wünsche Ihnen hierdurch wiederholt Meinen Dank und Meine lebhafte Anerkennung für Ihre großen Verdienste um Meine Armee zu bethätigen.

Berlin den 16. Juni 1871.

Ihr dankbarer König

Wilhelm.

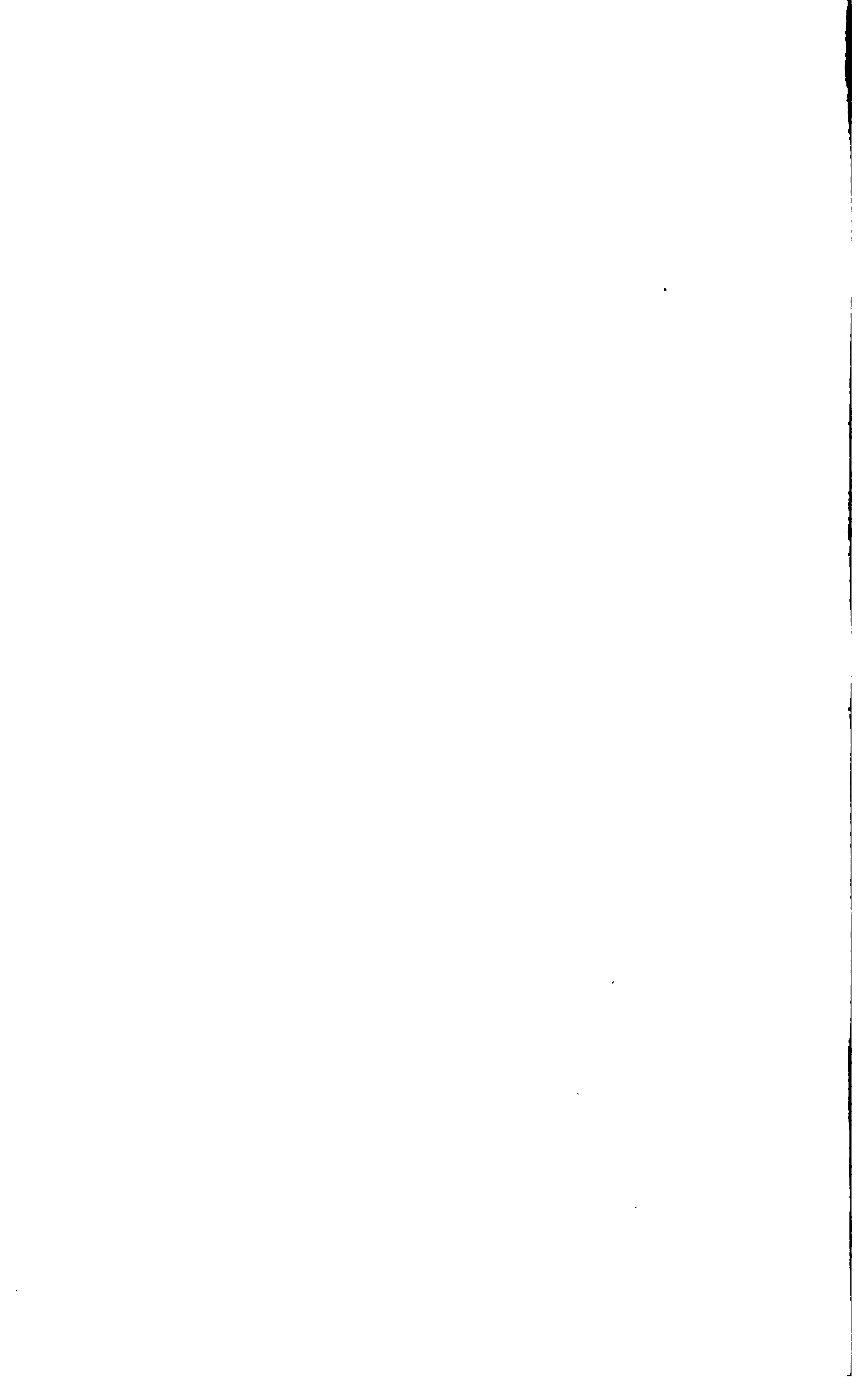
---

[1]) „Recht und recht in Rath und That" — so lautet der Wappenspruch, den später der Monarch für das Grafenwappen bestimmte, welches letzteres, mit einigen heraldischen Verbesserungen, auch die Embleme des alten Roon-Wappens in sich aufnahm.

Neunter Abschnitt

Neue staatsmännische Leistungen

1871—1873



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Nach Beendigung des Krieges wurden neue und hohe Anforderungen an Roon's Thätigkeit gestellt, die sich nur durch monatelange angestrengte Arbeit nach und nach erledigen ließen, und zu deren Bewältigung volle Klarheit des Geistes und zweckmäßige Ruhe bei allen Anordnungen erforderlich war. Aber gerade diese Eigenschaften besaß Roon in hohem Grade; er hatte dieselben von jeher und während des Krieges bei der Fülle der nötig gewordenen neuen Organisationen und Formationen bewährt und fortgesetzt bewiesen, daß er die großartigsten Verhältnisse und riesige Dimensionen vollkommen beherrschte. Infolgedessen war während des Feldzuges auch nirgends Verwirrung oder Unordnung eingetreten, und in ebenso geregelter Weise vollzogen sich jetzt die Demobilmachung und das Retablissement der Armee. Es galt nicht allein, das Heer auf den Friedensfuß zurückzuführen, sowie die Okkupation des von den deutschen Truppen bekanntlich noch längere Zeit besetzt bleibenden französischen Territoriums in allen militärischen Beziehungen zu regeln, sondern es mußten auch sofort wichtige Entschlüsse gefaßt werden in betreff der Neubewaffnung der Infanterie, sowie eines neuen Geschützsystems. Ebenso bedurfte das sonstige Kriegsmaterial der gründlichen Erneuerung,

wobei gleichfalls vielfache Entscheidungen zu treffen waren. Gleichzeitig waren umfangreiche politisch-militärische Verhandlungen zu führen, welche der neuen einheitlichen Organisation des Reichsheeres und den dazu nötigen Gesetzvorlagen als Grundlage zu dienen hatten. Auch die übrigen parlamentarischen Arbeiten gingen ununterbrochen weiter; der Entwurf und die Vertretung der notwendigen neuen Reichsgesetze verlangten ungewöhnliche Anstrengungen. Das neue Pensionsgesetz kam noch im Jahre 1871 zustande, und das Pauschquantum des Militäretats wurde bis zum Jahre 1874 verlängert.

Roon hatte sich davon überzeugen müssen, daß die vorstehend erwähnten außerordentlichen Arbeiten sein Verbleiben im Dienste, wenigstens bis zum Eintritt normaler Verhältnisse, noch dringend wünschenswert machten; es war nicht vergeblich an seinen Patriotismus appelliert worden, und glücklicherweise hatte der Zustand seiner Gesundheit sich relativ gebessert, wenn auch freilich sein altes asthmatisches Leiden unheilbar blieb und ihn oft quälte. Die Motive für sein vorläufiges Ausharren im Amte sind u. a. aus seinem Briefwechsel mit dem alten Freunde Blanckenburg ersichtlich. Dieser hatte ihm am 27. Juni geschrieben:

„Lieber Onkel Albert! das wirst Du nun schon bleiben trotz Grafentitel u. s. w. . . . Sehr gespannt bin ich, ob Du noch einmal zum Herbst in den neuen Militärconflikt gehst, — ich thäte es an Deiner Stelle keinen Falls. Sowie ich die Situation kenne, ist auf allen Seiten die Neigung den Etat zu verkürzen. Daß das Haus dazu die Berechtigung hat, — das weißt Du, daß das meine Meinung ist; und was B. thut ist unsicher, wenn er diesen oder jenen vermeintlichen größeren Zweck erreichen will. . . .“

Roon antwortete darauf (Berlin, 5. Juli 71):

„. . Bismarck hat sich gestern auf Varzin zurückgezogen, nachdem er Sonntag Abend mit Familie aus dem Sachsenwalde heimgekehrt war . . . ich fand ihn sehr vergnügt und voll heiligen Eifers des Dienstes, gegen mich persönlich zutraulicher und herzlicher denn je, aber vor Allem ganz „Kurbrandenburgischer Vasall“, voll Hingebung und Verehrung. . . .

Der schwierigste Punkt, den Du in Deinem Briefchen berührst, ist die Frage wegen meines Gehens oder Bleibens. B. erklärt, ersteres wäre — die Fortdauer meines jetzigen erträglichen Befindens vorausgesetzt — die offenbare „Felonie“ (eine etwas mittelalterliche Vorstellung, wie Du siehst). Er hat hierfür ein Dutzend der schönsten Gründe angeführt und wahrscheinlich noch einen oder einige, die er nicht articulirt. Wäre ein Streit aus Veranlassung der Militärfrage im Reichstage absolut nicht zu besorgen, so gäbe es für mich keinen Ehrenpunkt in der Frage. Aber soll ich mich zurückziehen vor drohenden Gefahren, wenn ich noch mitfechten kann? Nur wenn letzteres physisch unmöglich, wäre der Rückzug gerechtfertigt nicht blos, sondern eine Pflicht. Auch das will Bismarck nicht zugeben und wiederholt seinen alten Scherz über „Ziska’s auf eine Trommel gespannte Haut“ . . . .

In der Frage meines Gehens oder Bleibens wird wohl unser Herrgott unmittelbar die Entscheidung geben durch das Maaß von Gesundheit und Kampffähigkeit, welches Er mir für den entscheidenden Zeitpunkt läßt oder durch die anderweitigen Dispositionen, die er über Gehen und Bleiben der Menschen überhaupt zu treffen beliebt. Meines irdischen Königs wegen darf aber meine Müdigkeit nicht allein maßgebend sein für meine Entschließungen. . .“

Immerhin scheint Roon auch damals diese Frage zu erneuter Erwägung gestellt zu haben. Der Monarch aber wollte sich nicht von ihm trennen und seine große Autorität in allen militär-politischen und Heeresorganisations-Angelegenheiten noch längere Zeit zum Nutzen des Dienstes verwerten, auch seinen Rat als Staatsminister nicht entbehren.

Anderseits war aber nach den Erfahrungen der letzten Jahre nicht zu verkennen, daß Roon's Gesundheit thatsächlich eine schwankende und oft schwer erschütterte war; und daß es daher durchaus gerechtfertigt, ja notwendig war, ihn in seiner amtlichen Thätigkeit wirksam zu entlasten, wenn man ihn erhalten wollte.

Infolgedessen wurde, — wie die betreffenden Aktenstücke dies ersehen lassen —, bereits im Sommer 1871 eingehend erörtert, ob und wie es möglich sei, die ungeheure und seit zwölf Jahren so sehr angewachsene Geschäftslast, die auf der Person des Kriegs- und Marineministers lag, in zweckmäßiger Weise zu verringern, ohne durch diese Maßregel den Dienst zu schädigen. Ende Juli, als Roon sich zum Immediatvortrage in Ems befand, war dort darüber schon verhandelt worden, ohne daß man zu einem Resultate gelangte, und später wurden von Gastein aus, wo der Monarch im Monat August die Kur brauchte, die Erörterungen darüber fortgesetzt. Es wurde damals zuerst der Vorschlag gemacht, eine anderweite Organisation eintreten zu lassen, nach welcher dem Kriegs- und Marineminister alle diejenigen Geschäfte verbleiben sollten, welche die politischen Angelegenheiten betrafen und mit seiner verantwortlichen Stellung als Staatsminister in Beziehung standen. Dazu sollten namentlich die politische militärische Vertretung der Armee und Marine im Staatsministerium und in beiden Häusern des Landtages und die Kontrasignierung der Allerhöchsten Ordres gehören;

ferner die Einbringung und Vertretung bezüglicher militärisch-politischer Gesetzentwürfe im Bundesrate und Reichstage, — soweit dies nicht verfassungsmäßig dem Reichskanzler zufiel. Die Aufstellung der Etats sollte auch künftig der Zustimmung des Kriegs- und Marineministers bedürfen, die Ausübung persönlicher Attribute, Ernennung und Versetzung der Beamten 2c. ihm gleichfalls vorbehalten bleiben. — Endlich würde, — so war die Meinung —, unter einem angemessenen Titel der Kriegs- und Marineminister das Organ werden, welches in regelmäßiger und berechtigter Weise mit den andern deutschen Regierungen und Militärverwaltungen verhandeln und befugt sein müsse, die zu erledigenden Sachen in die richtigen Wege, so auch zur Bearbeitung in das preußische Kriegsministerium, zu dirigieren. Eine derartige Stellung des Kriegs- und Marineministers würde, — das ward dabei noch geltend gemacht —, vielleicht noch den Vorteil haben, daß dadurch zugleich ein Provisorium geschaffen würde, in welchem man die weitere Entwickelung der deutschen Angelegenheiten ruhig abwarten könnte. Man würde damit faktisch schon jetzt gewissermaßen ein Reichskriegsministerium (ohne ihm diesen Namen zu geben) ins Leben treten lassen, — eine Behörde, die bei weiterer günstiger Entwickelung der Dinge zweiffellos in Zukunft geschaffen werden müsse, 2c.

Gleichzeitig sollten dann für die eigentliche innere Verwaltung und in allen laufenden Geschäften selbständige Leiter (etwa unter dem Titel „Generaldirektoren") an die Spitze sowohl des Kriegs- wie des Marineministeriums treten. In den politischen und Etatsfragen würden diese dem Kriegs- und Marineminister untergeordnet, in allen übrigen Zweigen der Verwaltung aber dem Monarchen direkt verantwortlich sein, auch direkten Vortrag erstatten, dem der Minister beiwohnen könne, u. s. w.

Roon konnte sich indessen mit diesem Projekte nicht befreunden. Seine künftige Stellung, — so schien ihm —, würde dadurch eine unklare, verschwommene werden; Reibungen und Kompetenzkonflikte aller Art könnten nicht ausbleiben, was die Geschäfte nur erschweren würde; auch fürchtete er, daß durch Annahme jener Vorschläge die durch lange Jahre und bei den schwersten Aufgaben so trefflich bewährte Organisation des Kriegsministeriums erschüttert werden könnte. Wenn überhaupt im Amte, so wolle er in dem des preußischen Kriegsministers bleiben, — welches durch ihn selbst erst zu so hoher Bedeutung gelangt war.

Infolge seines in diesem Sinne erstatteten Immediatberichtes wurden die geplanten organisatorischen Veränderungen denn auch einstweilen aufgegeben. Ohnehin war es fraglich, ob — Roon's Zustimmung vorausgesetzt — auch der Reichskanzler einverstanden gewesen wäre, insofern die Vorschläge auch verfassungsmäßig und in legislatorischer Hinsicht noch einige Bedenken erregen mußten.

Die auch für Roon immerhin erwünschte Geschäftsentlastung wurde dagegen einstweilen durch ein sehr viel einfacheres Mittel herbeigeführt, nämlich dadurch, daß die Leitung des gesamten Marinewesens in andere Hände gelegt wurde. Die betreffende Allerhöchste Kabinettsordre lautete:

„Ich entbinde Sie hierdurch, in gnädiger Erfüllung Ihres Mir ausgesprochenen Wunsches, von der Ihnen durch Meine Ordre vom 16. April 1861, neben Ihrem Verhältniß als Kriegsminister, übertragenen Stellung als Marine-Minister. Gleichzeitig spreche Ich Ihnen gern aus, daß Sie sich durch die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie sich während dieses langen Zeitraumes der mühevollen Verwaltung der Stelle unterzogen haben, einen erneuten Anspruch auf Meine Anerkennung erworben haben, und es ge-

reicht Mir daher zur besonderen Genugthuung, Ihnen hierfür, sowie für die unter Ihrer bisherigen umsichtsvollen Leitung in erfreulicher Weite fortgeschrittene Entwickelung der Marine, Meinen wärmsten Dank hiermit auszusprechen.

Berlin den 31. Dezember 1871.

(gez.) Wilhelm.

An den Kriegs- und Marine-Minister General der Infanterie Grafen v. Roon.

Gleichzeitig wurde zur Leitung der Marine eine neue Behörde, die „Kaiserliche Admiralität" errichtet, welche die Verwaltungs- und Kommandosachen in sich vereinigte und an deren Spitze bekanntlich am 1. Januar 1872 der General von Stosch berufen wurde. — Roon seinerseits hatte vor Ablauf des Ruhmesjahres 1871 noch mehrfache Beweise der fortdauernden Huld und des herzlichen Vertrauens seines Monarchen erhalten; so am 1. September durch ein aus Gastein datiertes Telegramm:

„Empfangen Sie am heutigen wichtigen Jahrestage meinen Dank und meine Anerkennung von neuem für den Zustand, in welchen Sie die Armee zu versetzen gewußt haben, damit dieselbe solche Thaten vollbringen konnte. Als Erinnerung werde ich Ihnen zwei eroberte Geschütze[1]) senden.

(gez.) Wilhelm.

Besonders erwähnenswert aus dem Jahre 1871 ist auch noch, daß Roon — wie schon früher bei einigen Gelegenheiten — wiederum mehrfach Anlaß hatte, zwischen dem Allerhöchsten Herrn und Bismarck zu vermitteln, wenn

[1]) Zwei in der Schlacht bei Sedan genommene bronzene Feldgeschütze, genannt „le Déterreur" und „le Creux". Sie sind vor dem Portale des Herrenhauses zu Krobnitz aufgepflanzt.

Meinungsverschiedenheiten und Mißverständnisse entstanden waren. Als Bismarck's treuer Kamerad hatte Roon sich dazu jederzeit bereit gezeigt, und sein stets erfolgreiches Eingreifen bewies nebenbei, wie nützlich es auch deshalb im Staatsinteresse war, daß er, in Selbstlosigkeit ausharrend, noch im Dienste verblieben war.

Schon im April waren solche Reibungen zu beseitigen gewesen, denn damals, am 20. April, hatte Roon an Bismarck geschrieben[1]):

„Es war mir nicht möglich, heute noch zu Ihnen zu kommen, wie ich nach der Unterredung mit Sr. Majestät gern wollte; ich kann indeß nicht schlafen gehen, ohne Ihnen mitzutheilen, wie der Herr bereit war, die letzte streitige Angelegenheit nach meinem Vorschlage ganz in Ihre Hand zu legen. Hoffentlich haben Sie bereits das betreffende Marginale aus dem Palais. Ihnen über die anderen Punkte die entsprechenden Mittheilungen zu machen, behalte ich mir bis morgen vor.

In aufrichtigster Ergebenheit

Ihr

v. Roon.

Um noch ernstere, dem Herausgeber aber nicht speziell bekannte Differenzen handelte es sich wohl im Herbste 1871; denn in einem vom 19. November datierten eigenhändigen Briefe an Roon sagte der Kaiser:

„Bevor ich einen weiteren Schritt gegen Fürst Bismarck thue, nehme ich Ihr Anerbieten an, mit ihm die Angelegenheit quest. zu besprechen, um zu versuchen, ob er nicht

[1]) Veröffentlicht durch Horst Kohl im Bismarck-Jahrbuch IV. Band, 1. Abteilung, S. 94.

andere als extrême Schritte thun will, um die Angelegenheit zu schlichten, ohne sich und mich zu compromittiren.

Wilhelm.

Enthielt Obiges den Beweis unbegrenzten Vertrauens, so brachte das Weihnachtsfest auch abermals ein neues Zeichen gnädigsten Wohlwollens, denn Roon wurde am heiligen Abend durch das nachstehende herzenswarme, eigenhändige Schreiben „seines gütigen Königs" überrascht und hocherfreut:

„Ich muß am Schlusse des Jahres, das uns nach zweien blutigen Jahreskämpfen einen ruhmvollen Frieden brachte, — der Hand gedenken, die die Waffe schärfte mit geübtem Blick und unermüdlicher Ausdauer, mit der Preußens Heer überall siegte, und unvergängliche Lorbeeren sich und dem Vaterlande erkämpfte. Empfangen Sie als ein Zeichen meiner innigsten Dankbarkeit am heutigen Weihnachtsfeste die Züge dessen[1]), der nie aufhören wird, sich Ihrer Mühen zu erinnern! Ihr dankbarer, treu ergebener König

Wilhelm.

In dem darauf folgenden Jahre 1872 stand die innere Politik Preußens zunächst unter dem Zeichen „Kampf mit Rom". Das erste Opfer dieses Kampfes aber wurde, wie bekannt, der preußische Kultusminister von Mühler. Roon, dessen persönliche Sympathieen gegenüber den oft sehr ungerechten Angriffen, welche Mühler schon seit Jahren in der Kammer und von der Presse zu erleiden hatte, in vieler Beziehung dem arg befehdeten Kollegen zugeneigt waren, mußte sich schließlich auch überzeugen, daß dessen Rücktritt zur politischen Notwendigkeit geworden war. Aus seinem

[1]) Eine bronzene Büste in Lebensgröße.

Briefwechsel mit Mühler in jenen Tagen ergiebt sich übrigens, daß eine Angelegenheit nicht eigentlich politischer Art (Differenzen mit Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen in einer das Museum betreffenden Personalfrage) den Anlaß bieten mußte, um ihn zum Entlassungsgesuche zu nötigen. Letzteres war von seiten des Staatsministeriums gewünscht und schließlich auch einstimmig befürwortet worden, weil, abgesehen von der thatsächlich sehr großen „Impopularität" Mühler's, derselbe auch sonst nicht der geeignete Kampfminister schien, um jenen Streit mit der römischen Kirche auszufechten und die dazu erforderlich gehaltenen Gesetzesvorlagen zu bearbeiten und zu vertreten. Den geeigneten Mann glaubte man dagegen in der Person des Geheimen Justizrats Dr. Falk gefunden zu haben. Der Kaiser schrieb, als es sich um die Ernennung des letzteren handelte, am 16. Januar 1872, an Roon:

„Die Mühler-Katastrophe und deren Folge beschäftigt mich auf das Peinlichste seit 4 Tagen. Ich habe bisher nur den Fürsten Bismarck über den Nachfolger gehört, muß aber wünschen noch einige andre Urtheile über einen Candidaten zu hören, den ich nur habe nennen hören! Ich ersuche Sie daher heute (um 12 Uhr) zu mir zu kommen, um über die Sache zu sprechen. W.

Des weiteren ergab sich, daß der Monarch Zweifel hatte, wie der ihm vorgeschlagene Kandidat sich s. Z. als Abgeordneter zur Militärfrage gestellt hätte, und da ist es bezeichnend für Roon's gerechten Sinn und seine staatsmännische Objektivität, daß er diese Bedenken zu beseitigen sich verpflichtet hielt, obwohl er selbst Herrn Falk nicht als politischen Gesinnungsgenossen und insofern auch nicht als ganz willkommenen Kollegen im Staatsministerium erachten

konnte. In seinem auf Allerhöchsten Befehl erstatteten Berichte vom 20. Januar machte Roon zunächst die verlangten Angaben über die einzelnen Abstimmungen des Abgeordneten Falk in der Militärfrage (F. war Mitglied der Fraktion Mathis und damit der gemäßigten Opposition gewesen) und fuhr dann fort: „Dr. F. gehört unter allen Umständen zu denjenigen, welche, durch die Erfolge der Reorganisation längst mit derselben ausgesöhnt, offenbar zu einer größeren politischen Reife gelangt sind, so wie er auch stets zu den Männern zu zählen war, welche selbst da, wo sie irrten, einer ernsten, gewissenhaften Ueberzeugung folgten, zu denjenigen, welche, Feind jeder Frivolität und persönlichen Gehässigkeit, ihre Meinungen stets mit angemessener Würde und einer anerkennenswerthen Ruhe zu vertreten wußten."

Einen weiteren Beweis Königlichen Vertrauens empfing Roon am 28. Januar desselben Jahres durch seine Berufung in das Herrenhaus. In der Kabinettsordre, welche die bezügliche Ernennung enthielt, hatte der Monarch mit eigener Hand noch hinzugefügt: . . „und wähle ich dazu den heutigen Tag, an welchem vor einem Jahre die Ruhe der Waffen eintrat, welche letztere Sie so sorgfältig zu so großen Erfolgen vorbereiteten . ."

Schon einige Tage früher hatte Roon eine Allerhöchste, einstweilen noch geheim zu haltende, Kabinettsordre erhalten, in welcher ihm auf Grund des Reichsgesetzes vom 22. Juni 1871 eine Dotation von 300000 Thalern verliehen wurde „in Anerkennung der hervorragenden Verdienste, welche Sie sich in Vorbereitung der Erfolge des letzten Krieges erworben haben." — Über die Verteilung der anderen großen Dotationen wurde, auf Vorschlag eines Komitees, zu welchem der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl, Graf Moltke und Roon selbst gehörten, erst am 2. März die Allerhöchste Entscheidung

getroffen; und außerdem verlieh der Monarch an 12 Generale und zwei Witwen von gefallenen Generalen an seinem Geburtstage (22. März) noch Ehrengeschenke aus „dem Wilhelmsfonds“, welcher letztere hauptsächlich aus den Zinsen der seit Juni 1871 zahlbar gewordenen, dem Kaiser damals zur Verfügung gestellten Dotationssumme gebildet worden war. Auf diese Weise hatte der gütige König die Herzensfreude, auch die Verdienste einer Anzahl von ausgezeichneten Offizieren belohnen zu können, welche zwar während des Krieges nicht die obersten Stellen der militärischen Hierarchie eingenommen, aber auf ihrem Platze ganz Hervorragendes geleistet hatten.

Roon persönlich empfing in jenem Jahre nach dem Kriege auch noch von vielen anderen Seiten Beweise von Sympathie, Dankbarkeit und Anerkennung. Erwähnt sei u. a. der Ehrenbürgerbrief, welchen die Stadt Gotha ihm sandte. — Die Anhaltische Eisenbahngesellschaft wünschte ihn auch zu ehren. Sie bat darum, einer neuen Lokomotive den Namen „von Roon“ beilegen zu dürfen. Das bewilligte er lachend und schrieb an den Rand des betreffenden Schreibens: „Der Schalk stichelt auf meine notorische Dämpfigkeit“ [1]).

Aber auch an weiteren Aufgaben fehlte es im Jahre 1872 nicht: Das Frühjahr brachte eine große Arbeitslast durch die parlamentarischen Verhandlungen betreffend das neue Militärstrafgesetzbuch. Die Herausgabe eines solchen für das gesamte Deutsche Reich war notwendig und ein bezüglicher Entwurf schon während des Winters durch eine Kommission, die im Kriegsministerium tagte, zu der aber auch eine Anzahl von nicht militärischen Juristen zugezogen worden war, sorgfältig durchberaten worden. Trotzdem und trotz der

---

[1]) Das langjährige asthmatische Leiden.

Erfolge der letzten Feldzüge, die man doch hauptsächlich der unerschütterlichen preußischen Disziplin verdankte, fand die Vorlage in vielen wichtigen Punkten Widerspruch, als sie in den Reichstag gelangte. Es wurden von der Opposition Anträge eingebracht, welche die Fundamente der preußischen Kriegszucht bedrohten und in ihrer Ausführung die so notwendige Autorität der Vorgesetzten empfindlich geschädigt haben würden. Das Zustandekommen des Gesetzes, für welches sich besonders auch der damalige Kronprinz sehr lebhaft interessierte, — er sprach dies u. a. in einem an Roon gerichteten Schreiben vom 28. April aus —, war dadurch wiederholt sehr fraglich geworden; mehrere etwas sehr bedenkliche Änderungen mußten auch zugestanden werden, — schließlich gelang es aber doch dem umsichtigen Eingreifen Roon's, das Schlimmste abzuwenden und eine Einigung herbeizuführen, so daß das Gesetz im Monat Juni die Allerhöchste Sanktion erreichte.

Sowohl bei den Verhandlungen über diesen wichtigen Gegenstand als auch bei den Vorbereitungen zu den kirchenpolitischen Gesetzen war es erkennbar geworden, daß die Führer der liberalen Partei einen immer größeren Einfluß auf die Leitung der inneren Politik gewannen und nach immer weiteren Zugeständnissen auf diesem Gebiete drängten. Roon mußte wiederholt die Erfahrung machen, daß seine Ansichten bei den Kollegen im Staatsministerium nicht die erwünschte Unterstützung fanden. Die Reibungen vermehrten sich daher immer mehr und erschwerten in hohem Grade die Leitung der Geschäfte, welche damals fast ganz allein auf Roon's Schultern ruhte, da Fürst Bismarck, der für seine sehr erschütterte Gesundheit schon seit Ende April in Varzin Ruhe und Erholung suchte, sich an der preußischen Politik fast gar nicht mehr beteiligte. Es entsprach dies freilich dem

bestimmten Gebote seiner Ärzte, welche jede Aufregung von ihm fern gehalten wissen wollten und welche sich im Juni und später noch wiederholt mit den dringendsten Bitten an Roon wendeten, er möge doch dafür sorgen, daß der Fürst von seiten aller Ressortchefs mit Anfragen verschont und sogar in jeder Weise abgehalten werden möchte, sich um die Staatsgeschäfte zu kümmern. Roon, der bei dieser Lage der Dinge selbst nichts Genügendes für seine Erholung thun konnte, — er war nur auf einige Wochen (im Monate Juli) nach Marienbad zu seiner dort weilenden Gemahlin gegangen, um sich dort etwas auszuruhen, ohne jedoch selbst die Kur zu brauchen —, konnte solchen Anforderungen thatsächlich nur mit selbstlosester Aufopferung, ja Erschöpfung seiner Kräfte und unter bedenklicher Störung seiner eigenen Gesundheit entsprechen; da war es denn nicht zu verwundern, wenn die Geschäftsmüdigkeit ihn zuweilen wieder übermannte und seine Geduld verloren ging. In solcher Stimmung schrieb er z. B. am 1. September aus Gütergotz an Blanckenburg. Nachdem er beklagt, daß es mit der Hühnerjagd gar nicht mehr gehen wollte („ich keuche wie eine Lokomotive") und seine Sorgen als Gutsbesitzer (schlechte Sommerung, Dürre rc.) dem Freunde als sachverständigem Landwirte mitgeteilt, fährt er fort „. . . aber das ist ja alles Kaff gegen diesen nun anhebenden Kaisertrubel [1]), den zu überleben ich bezweifle. Und dann die parlamentarischen Wintervergnügungen, die sich bis nächsten Johannis verlängern dürften. Daneben der Eremit von Varzin, der alles selber machen will und dennoch die schärfsten Verbote erläßt, daß man ihn nicht belästige. Da

[1]) Der im September 1872 erfolgende Besuch der Kaiser von Österreich und von Rußland mit großen Revuen, Manövern und vielen Festlichkeiten stand bevor.

möchte ein alter Mann, der gern in Ruhe schlafen ginge schier verzweifeln. Es wird aber eines Tages wohl die Stunde der Freiheit schlagen, da es an ernsten Differenzen nicht fehlt, und da Nachgiebigkeit à tout prix als Verbrechen erscheint. Wenn B. nicht alle Segel beisetzt, um sich ein erstes Haus und die nötigen Minister für das Reich zu verschaffen, so wird die Geschichte einst streng über ihn richten . . . Immer aus der Hand in den Mund zu leben, geht auf die Länge nicht, wenn auch die Hand noch so geschickt und stark, und der Mund ein noch so beredter und scharf bezahnter ist. — Was weißt Du von seinem körperlichen Befinden? — Weiß Gott, daß es niemand besser mit ihm meint, als ich, da ich der Schild bin . . ., auf dem er emporgehoben wurde, allein er hat zu wenige aufrichtige Freunde und hört zu viel auf seine Feinde, unter denen diejenigen, die ihn vergöttern, die schlimmsten sind . . . Nur weil ich so hoch von ihm halte, möchte ich ihn in manchen Stücken anders, — doch — wozu diese Betrachtungen Dir gegenüber, der Du ihm näher stehst und ihn wohl ebenso gut kennst und ebenso liebst, wie ich."

*
* *

Die Kaiserzusammenkunft kam und ging vorüber. Fürst Bismarck war zu derselben in Berlin erschienen, hatte die Manöver und Festlichkeiten, ebenso wie Roon, im Gefolge der Majestäten teils zu Pferde, teils auf dem Parkett, mitgemacht, war aber noch im September mit neuem Urlaub wieder nach Varzin zurückgekehrt, ohne zu den damaligen brennenden Fragen der inneren Politik entschieden Stellung genommen zu haben. Es stand damals die neue Kreisordnung zur Verhandlung und diese führte noch vor Jahresschluß eine Krisis herbei, in welcher Roon, dessen oben

geschilderte Situation unter den obwaltenden Umständen täglich peinlicher und unerträglicher wurde, die erforderlichen Schritte that, um ihr für immer zu entrinnen. Zur größten Überraschung nicht nur seiner Gegner, sondern auch seiner Freunde wurde diese aber dadurch beendet, daß Roon den erbetenen Abschied — nicht erhielt, vielmehr selbst als Präsident an die Spitze des Ministeriums trat — und dabei mit Fürst Bismarck im besten Einvernehmen blieb.

Diese Lösung hat zu jener Zeit berechtigtes Aufsehen erregt und die verschiedenartigsten und oft recht schiefe Beurteilungen erfahren. War es doch auch für Roon's wärmste Freunde rätselhaft, daß und weshalb er sich entschloß, dieses Opfer zu bringen. Seitdem sind Jahrzehnte verflossen, wir sind in eine ganz neue Zeit eingetreten, und daher wird es jetzt gestattet sein, diese Episode aus Roon's Leben nach den vorhandenen ganz zuverlässigen Quellen etwas genauer darzustellen und mit der Erklärung obigen Rätsels zugleich die Widerlegung damals verbreiteter unrichtiger Nachrichten zu geben.

Wie bekannt waren schon früher, neuerdings aber im Jahre 1871, zwischen dem Fürsten Bismarck und der zur Unterstützung seiner Regierung zunächst berufenen konservativen Partei gespannte Verhältnisse eingetreten. Jener versäumte — oder verschmähte es, mit seinen bisherigen Freunden Fühlung zu halten und sie über die Notwendigkeit, in der inneren Politik andere Bahnen einzuschlagen, rechtzeitig zu orientieren; auch wurde er in dieser Hinsicht von dem damaligen Minister des Innern, Grafen Fritz Eulenburg, dessen Persönlichkeit den Konservativen kein volles Vertrauen einzuflößen vermochte, nicht wirksam oder nicht zweckentsprechend unterstützt. Die Konservativen ihrerseits waren durch manche Erfahrungen, und weil der Einfluß der Herren Camphausen und Delbrück

sichtlich gewachsen war, auch mißtrauisch geworden, und nachdem auch Falk in das Ministerium berufen war, verweigerten sie dem letzteren die unbedingte Heeresfolge, auf welche Bismarck nach seinen Erfolgen ein unbedingtes Recht zu haben glaubte. Ihr Widerstand zeigte sich mehr oder minder offen, als die Entwürfe über Schulaufsichtsgesetz, Civilehe, die kirchlichen Kampfgesetze und die neue Kreisordnung beraten wurden. Die sehr beklagenswerte Folge dieser Haltung war zunehmende Verstimmung Bismarck's gegen seine alten Freunde und Kampfgenossen, welche bekanntlich im Jahre 1873 sogar zum offenen Bruch mit dem größten Teile der Konservativen führte. — Daß Bismarck's Gesundheit außerdem tief erschüttert war und ihn dies während des größten Teiles des Jahres 1872 von Berlin fern hielt, ist schon erwähnt worden. Es ist ferner bekannt, daß speziell bei der Kreisordnung, — in betreff deren auch sachlich zwischen Fürst Bismarck und Graf Eulenburg nicht unerhebliche Meinungsverschiedenheiten bestanden —, der Vorsitzende des Ministeriums sich fast ganz auf die Rolle des passiven Zuschauers beschränkte und nur selten zu bewegen war, eine Meinungsäußerung auf die politische Bühne gelangen zu lassen, auf welcher Eulenburg sein Stück aufführte.

Die Regierung sah voraus, daß die neue Kreisordnung auf ernste Opposition im Herrenhause stoßen würde. Dies und andere Erwägungen hatten auch Erörterungen über eine etwaige Umgestaltung des Herrenhauses veranlaßt. Roon äußerte sich darüber in einem an Bismarck gelangenden Schreiben wie folgt:

Berlin, den 10. November 1872.

„Eine Reform des Herrenhauses würde auch ich, gleich meinen Herren Collegen, als eine Nothwendigkeit anzuerkennen bereit sein. Wenn jedoch der Herr Minister=

Präsident diese Reform sofort in Angriff genommen und bis zu ihrer Durchführung die Regelung der Kreisordnungsfrage hinausgeschoben haben will, so glaube ich, nach Lage der Verhältnisse, nicht unbedingt an die Ausführbarkeit einer solchen Disposition.

In der von dem Minister des Innern vor der Schlußabstimmung über die Kreisordnung im Herrenhause abgegebenen Erklärung ist für die — gleich darauf eingetretene — Eventualität der Ablehnung des Gesetzes die unverweilte Schließung des Landtags und die Einbringung eines neuen Kreisordnungs-Entwurfs sofort nach dem Wiederzusammentritt der Kammern in Aussicht gestellt worden. Durch diese Erklärung ist, wenn anders und so lange nicht etwa inzwischen ein Wechsel in der Person des Ministers des Innern eintritt, das Staatsministerium solidarisch engagirt, es kann m. E. schlechterdings nicht umhin, entweder den Minister des Innern preiszugeben oder dem Abgeordnetenhause ohne Verzug eine neue Kreisordnung vorzulegen.

Gleichzeitig aber mit diesem Gesetze die viel wichtigere Reform des Herrenhauses parlamentarisch in Scene zu setzen, erscheint mir ganz unthunlich. Beide Vorlagen würden dadurch in eine unerwünschte Wechselwirkung zu einander gebracht werden; die Regierung würde sich damit in beiden Fragen gleichsam mit gebundenen Händen dem Abgeordnetenhause und seiner liberalisirenden Majorität überliefern.

Hiernach kann ich zunächst nur für die Wiedereinbringung einer neuen Kreisordnung mich aussprechen, da ich mich nicht in der Lage befinde, über den sonst erforderlichen Personenwechsel beschließen zu können.

Von dem Schicksale, welches die Kreisordnung im Abgeordnetenhause erleidet, werden alsdann die weiteren Schritte der Regierung abhängig zu machen sein.

1. Wird die Kreisordnung im Wesentlichen nach den Regierungsvorschlägen angenommen, so ist alsdann der Moment gekommen, einen sogenannten Pairsschub vorzunehmen zu dem doppelten Zwecke: im Herrenhause die Kreisordnung und die Reform des Herrenhauses durchzubringen.

2. Wird die Kreisordnung von den Abgeordneten in einer für die Regierung unannehmbaren Weise amendirt, so wäre alsdann ein Pairsschub ad hoc m. E. zunächst noch nicht indicirt, damit nicht durch diese immerhin unerwünschte und bedenkliche Maßregel der feste Bau, den wir an dem Herrenhause besitzen, erschüttert wird, bevor wir übersehen können, was wir dagegen eintauschen. Bevor daher von der Regierung über das Modell zu dem umzugestaltenden Herrenhause nicht ein gültiger Beschluß gefaßt ist, bleibt die Umgestaltung ein frommer Wunsch. Ist ein solcher Beschluß gefaßt, so wird er im Herrenhause, mit Hülfe des erforderlichen Nachschubes, leicht durchzubringen sein; wenn aber der Majorität des Abgeordnetenhauses der Modus der Reform des Herrenhauses, wie ihn die Regierung will, nicht genügen sollte, so würde das alte Herrenhaus zwar numerisch, aber nicht organisch umgestaltet sein, und damit wäre wenig gewonnen. Um diese Situation zu vermeiden, thäte daher die Regierung m. E. wohl daran, keine dem Herrenhause feindlichen Schritte zu thun, bevor nicht feststeht, daß das Abgeordnetenhaus das Reformprojekt für das Herrenhaus in allen wesentlichen Punkten anzunehmen entschlossen ist.

Hiernach würde ich für die Eventualität sub 2 empfehlen, die Reform-Novelle zunächst in das Abgeordnetenhaus zu bringen und erst, wenn dieses sie angenommen hat, den Pairsschub vorzunehmen, um mit Hülfe desselben auch das Herrenhaus seiner eigenen Umwandlung zustimmen zu lassen.

v. Roon.

Antwort Bismarcks.[1])

„Vielen Dank; ich habe aus Utilitätsrücksichten mehr Glauben an den Erfolg des andern Weges, den ich Eulenburg entwickelt, ich kann aber nicht verlangen, von hier aus einzugreifen, wenn Se. Majestät und die Collegen andrer Meinung sind. Die principielle Hauptsache bleibt meo voto die Reform des Herrenhauses, die Sie ja zu meiner Freude auch beabsichtigen. Ich bin in den letzten Tagen wieder schlecht daran, liege seit vorgestern und habe viel an Muth verloren über diesen Rückfall, nachdem ich seit Berlin in zunehmender Besserung war. Gott sei mit Ihnen, schlimm kann es nach menschlicher Ansicht nicht gleich werden; nur keine Auflösung jetzt.

Ihr

v. Bismarck.

Inzwischen hatte Graf Eulenburg den König von der Notwendigkeit einer Reform der Kreisordnung überzeugt: der Monarch wünschte deren Durchführung mit größter Entschiedenheit; und da Roon, — ganz abgesehen davon, daß er als ältester Staatsminister den Vorsitzenden amtlich zu vertreten hatte —, zugleich der älteste und bewährteste Ratgeber seines greisen Monarchen war und dessen unbedingtes Vertrauen genoß, anderseits sich aber des gleichen Zutrauens mehr als irgend einer der andern Minister bei der konservativen Partei erfreute, die in ihrer Gesamtheit mit dankbarer Ehrerbietung und besonders herzlicher Sympathie auf ihn blickte: so drängten ihm die Verhältnisse in der natürlichsten Weise die Vermittelung zwischen Ministerium und konservativer Partei auf; und „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“ wurde er gezwungen, sich eingehend mit diesem seinem Ressort

[1]) Mit Bleistift auf Roon's Brief geschrieben.

so sehr fern liegenden Gegenstande der inneren Politik zu beschäftigen. Nebenbei sei bemerkt, daß ihm dies auf der andern Seite gewissermaßen dadurch erleichtert wurde, daß er, auch nach seinen persönlichen konservativen Anschauungen, gegen die Grundzüge der Kreisordnungsreform nichts Erhebliches einzuwenden hatte und dieselbe gar nicht für so bedenklich hielt, wie zahlreiche Konservative[1]).

Graf Eulenburg hatte, — von Roon's Einfluß auf die opponierende Rechte wirksam unterstützt —, seine Vorlage schließlich im Abgeordnetenhause, wenn auch nicht ohne harten Kampf, durchgesetzt. Im Herrenhause aber stieß er auf den entschiedensten Widerstand; und nach langen Verhandlungen kam das Staatsministerium, nachdem das oben erwähnte Projekt einer vorgängigen „Reform des Herrenhauses" fallen gelassen war, zu dem Beschlusse, diesen Widerstand durch neue Pairsernennungen zu brechen. Es gelang auch dem Grafen Eulenburg — zu Roon's lebhaftem Bedauern — die Königliche Einwilligung zu dieser Maßregel zu erlangen, so bedenklich dieselbe auch — von jedem Parteistandpunkte aus — für das Ansehen des Herrenhauses als eines verfassungsmäßigen Faktors der Gesetzgebung war.

Nachdem die Einwilligung zum Pairsschub im Prinzip erteilt war, handelte es sich nun noch darum, den Umfang desselben zu bestimmen. In der Sitzung des Staatsministeriums vom 30. November, in welcher darüber verhandelt wurde, suchte Roon die seinen Ansichten widersprechende Maßregel durch Beschränkung der neuen Pairsernennungen auf eine geringere Zahl wenigstens möglichst unschädlich zu machen. Allein auch dabei blieb er in der Minorität; und als er wegen einer andern dringenden Angelegenheit die

[1]) Die Erfahrung hat ihm denn auch recht gegeben.

Sitzung vor dem Schlusse verlassen mußte, so benutzten die zur Majorität gehörigen Minister Graf Itzenplitz und Eulenburg diesen Umstand, um die von ihnen festgestellte größere Liste sofort der Genehmigung des Königs zu unterbreiten, welche auch noch an demselben Tage erteilt wurde, ohne daß Roon Gelegenheit fand, den Standpunkt der Minorität dem Monarchen nochmals darzulegen.

Roon erfuhr zu seiner Überraschung die vollendete Thatsache gegen Abend durch folgendes Handbillet des Monarchen:

„Mit schwerem Herzen habe ich die 26er Liste vollzogen. Original-Ordre sandte ich durch Graf Itzenplitz direkt an Minister Gr. Eulenburg; meine Gründe wollen Sie aus dem 2ten Decret ersehen! Gott wolle, daß ich das Richtige erwählte!

W. 30./11. 72.

Roon fühlte sich durch dieses Vorgehen seiner Kollegen tief verletzt; er bat vorläufig um Urlaub und verließ Berlin sofort, um von seinem Landsitze aus sein Abschiedsgesuch einzureichen.

Auf seine Bitte um Urlaub empfing er zunächst folgende Antwort von Allerhöchster Hand:

Berlin 4. 12. 72.

„Ihr Schreiben vom 2. d. M. habe ich erst gestern in Königs-Wusterhausen erhalten. Natürlich ertheile ich Ihnen den Erholungs-Urlaub von 8 Tagen nach Gütergotz, wünsche aber, daß Sie ihn verlängern mögen, wenn Sie nach 8 Tagen noch nicht die gewünschte Stärkung eingetreten finden. Sie müssen Ihre Gesundheit und Ihre Kräfte schonen zur militärischen Reichs-Campagne, denn nur Ihre Erfahrung, Autorität und Ansehen kann ein günstiges Resultat dieser Campagne sichern. Daher kann ich schon im Voraus Ihnen

keine Aussicht eröffnen, auf den Schluß Ihres Schreibens einzugehen.

Wenn ich Ihre Stimmung richtig beurtheile, so ist sie durch meine Annahme der Majoritäts-Ansichten des Staats-Ministeriums herbeigeführt. Ich schrieb Ihnen, daß ich mit schwerem Herzen diesen Entschluß gefaßt hätte. Aber meine Ueberzeugung, daß die Cathégorien, aus denen die gewissen 24 Männer gewählt, die richtigen sind, compensirt die Zahl derselben und reifte meine Entscheidung, und dieses nahm ich auch von Ihnen an. Ich fürchte mich getäuscht zu haben und muß Sie daher inständigst ersuchen, Alles wohl zu überlegen. Mein Vertrauen besitzen Sie nach wie vor im höchsten Maaße und dies, denke ich, wird Sie über manche schwere Stunde hinwegführen!

In treuer Dankbarkeit Ihr

Wilhelm.

Tags darauf hatte der König den vortragenden Adjutanten von Albedyll beauftragt, Roon am 6. in Gütergotz aufzusuchen, um obiges mündlich zu wiederholen und ihn zu veranlassen, jeden Rücktrittsgedanken aufzugeben. Roon aber konnte sich, nach Erwägung aller Umstände, dazu nicht entschließen, sondern reichte am 8. Dezember sein ausführlich motiviertes Entlassungsgesuch ein. Die wichtigsten Stellen desselben lauteten:

. . . . „Es handelte und handelt sich nicht sowohl um eine momentane persönliche Verstimmung, als vielmehr um eine dauernde Herabstimmung meiner Zuversicht auf ein ferneres gedeihliches amtliches Wirken, hervorgerufen einerseits durch das Bewußtsein meiner körperlichen Hinfälligkeit und Abspannung, andrerseits durch die . . . Divergenz der politischen Bestrebungen und Tendenzen in Euer Majestät

Staats-Ministerium. . . . Es fehlt mir nicht blos im physischen sondern auch im moralischen Sinne der Athem, um an der überaus lebhaften Fortentwickelung unserer politischen Verhältnisse mich ferner mitwirkend zu betheiligen; die beliebte Cadence ist mir zu schnell, zu springend . . . es geht mir wider das Gewissen und würde zugleich meinem Ehrgefühl widerstreben, mich etwa zu bedenklichen, den Interessen des Thrones und des Landes, meiner Auffassung nach, zuwiderlaufenden Schritten mit fortgerissen zu fühlen, welche aufzuhalten mir die Energie gefehlt hat . . . Ein solcher Schritt war z. B. die meines Erachtens unnöthige, mindestens verfrühte Ernennung neuer Herrenhausmitglieder.

Es liegt nicht an meinem Willen, sondern in Wahrheit an meinem Können, wenn ich es für pflichtmäßig halte, Euer Majestät die mir nur nach schweren Seelenkämpfen abgerungene Bitte um meine Entlassung zu Füßen zu legen. . ."

Auf vorstehendes Schreiben hat auch die vertrauliche Mitteilung Bezug, die Roon am 9. Dezember 1872 aus Gütergotz an seinen getreuen Hartrott gerichtet hatte; in derselben heißt es:

„Beiliegenden Brief an Se. M. bitte ich auf der Stelle zu versenden. Es ist keine Kleinigkeit solchen Brief zu schreiben nach den Vorgängen, nach dem Allerh. Handbillet, das Sie kennen, nach Entgegennahme der Versicherungen und Einwendungen, welche mir auf Allerh. Befehl durch Oberst v. Albedyll gemacht wurden. Solch ein Brief wird mit dem innersten Lebenssaft geschrieben u. kostet (ich weiß nicht wie viel) Lebenstage; um so schwerer, je ernster er gemeint ist und je weniger dabei auf Erfolg zu rechnen ist. Die Antwort bitte ich mir so schleunig als möglich zu übermitteln. Vor Eingang derselben kehre ich wohl nicht nach Berlin zurück. Ob dann, dependirt von

meinem Gesundheitszustand, namentlich von meinen Nächten. Die letzte war wieder schlecht. Und dann solche Briefe schreiben! Das giebt von Neuem üblen Schlaf. Vielleicht geht's aber nun besser, nachdem die Last abgewälzt ist. Aber morgen muß ich endlich daran gehen, mein Hühnchen mit den Herren Gespielen zu pflücken, und dem Fürsten den Abgang m. Abschieds-Gesuches anzuzeigen. — Den Inhalt dieser kurzen Zeilen bitte ich ausdrücklich ganz allein in Ihrer treuen Brust zu bewahren. Herzlichst Ihr

R.

Roon machte denn auch von seinem Antrage dem Fürsten Bismarck in Varzin amtliche Mitteilung und scheint ihm eine Abschrift des Immediatgesuches mitgesandt zu haben.

Der König aber beantwortete fast umgehend das Abschiedsgesuch in nachstehendem eigenhändigen Schreiben:

Berlin, 11. 12. 72.

„Ihr Schreiben in welchem Sie um einen 8tägigen Urlaub nach Gütergotz einkamen, schloß mit Andeutungen, auf welche ich im Schluß meiner Antwort Ihnen zu erkennen gab, daß ich Ihnen keine Aussicht eröffnen könne, auf diese Andeutungen einzugehen. Am wenigsten war ich darauf gefaßt, jene Andeutungen bereits im Ihrem letzten Schreiben formulirt zu finden, nachdem ich aus dem ersten Schreiben annehmen mußte, daß Sie nach einer längeren Ruhe zur Prüfung Ihrer Gesundheit einen weiteren Antrag an mich stellen würden.

Wenn ich auch allen Ihren Gründen, die Sie zur Motivirung Ihres Entlassungs-Gesuchs ausführen, Gerechtigkeit wiederfahren lasse, so bin ich dennoch nicht im Stande auf Ihren Wunsch und Antrag einzugehen! Sie sagen zwar, daß

Sie meiner dringenden Vorhaltung, die Reichstags-Campagne durchzufechten, deßhalb nicht nachkommen könnten, weil Ihre physischen und geistigen Kräfte Ihnen dies nicht möglich machen würden, — wenngleich Sie bereit wären, Ihre letzten Kräfte im Dienste des Vaterlandes zu opfern —, so muß ich zu diesem schweren Dienst, nochmals des Dringendsten auffordern. Sie können sich ja Hülfs-Arbeiter und Sprecher zur Seite stellen, — Sie haben einen dergleichen im Oberst Voigts-Rheetz bereits sich gewählt —, um Ihre Person so viel und so lange als möglich zu schonen —, aber Ihre ganze Vergangenheit um das Wohl und die Ehre der Armée ist so éclatant vor der Welt zu Tage getreten, daß dieses Ansehen Ihnen ein Vertrauen und eine Achtung erworben hat, die kein Neuling in Ihrer Stellung haben kann. Es stehet Alles auf dem Spiel, wenn Ihr Gewicht in der Waagschale fehlt! — Die andern Gründe, die Sie für Ihr Ausscheiden anführen, beziehen sich auf die inneren politischen Verhältnisse. Aber auch in diesen bedarf ich Ihres Gegenhaltes, wie in der eben beendeten Crisis, wo ich es ja Ihnen nur verdanke, daß wir mit einer so geringen Pairs-Créirung durchkamen; u. daß dieselbe, nach Ihrem Wunsch, nicht noch geringer wurde, trifft allerdings meine Entscheidung, die ich aber ebenso gewissenhaft faßte, wie Sie Ihren Wunsch! Ähnlich rechne ich auf Sie in den bevorstehenden wichtigen Fragen! Versagen Sie mir auch hierbei nicht Ihre Unterstützung!

Den Vorfall mit dem mündlichen Vortrag des Ministers Graf Itzenplitz nach der Ministerial-Sitzung, im Auftrag des lahmen Graf Eulenburg, nahm ich so auf, daß auch Sie mit diesem Verfahren einverstanden seien, und nicht, als in der Minorität verblieben, mir persönlich diesen Vortrag zu halten wünschten. Deßhalb schrieb ich Ihnen noch vor dem

Diner beim Prinzen von Württemberg jene Zeilen, die Sie nun gewiß in ihrem rechten Lichte verstehen werden. Leugnen kann ich es nicht, daß jenes Verfahren mich selbst überraschte; da indessen Graf Eulenburg am Morgen desselben Tages mündlich référirte über die Abends vorher mit den Partheiführern des Herrenhauses auf meinen Befehl an das Staatsministerinm, gehabte Conférenz, — so glaubte ich, daß der Itzenplitz'sche mündliche Bericht gleichfalls eine besprochene Abmachung sei. Daß dem nicht so war, erfuhr ich erst zufällig später und begreife vollkommen Ihre Verstimmung dieserhalb. —

Aus dem Gesagten wollen Sie entnehmen, welchen unbedingten Werth ich auf Ihr ferneres Verbleiben im Amte setzen muß. Gott wird Ihnen Kraft verleihen, mir die Ihrige zu leihen!

Ihr treu ergebener dankbarer König

Wilhelm.

Fürst Bismarck's [1]) sehr verbittert klingende Antwort lautete:

Varzin 13. Dezember 72.

Lieber Roon:

auf Ihren amtlichen Brief vom 10. antworte ich jetzt nicht, sondern melde Ihnen nur, daß ich morgen in Berlin einzutreffen hoffe. Ich reise, nicht weil ich mich gesund fühle, sondern weil ich für Pflicht halte, die Situation mit Sr. Majestät und mit Ihnen mündlich zu besprechen.

Mein Gefühl sagt mir seit Monaten, daß ich die alte Gesundheit nicht wieder erlange und also auch den alten Geschäftskreis nicht wieder übernehmen kann. So lange der

---

[1]) Vollständig veröffentlicht durch das Bismarck-Jahrbuch von Dr. Horst-Kohl.

König es befiehlt, will ich ihm als auswärtiger Minister gern weiter dienen, da ich die mehr als 20jährige Erfahrung in der europäischen Politik und das Vertrauen fremder Höfe nicht auf einen andern übertragen kann. Aber die Auswärtigen Angelegenheiten der stärksten Großmacht nehmen einen vollen Mannesdienst in Anspruch, und es ist eine unerhörte Anomalie, daß der auswärtige Minister eines großen Reichs daneben die Verantwortung für die innere Politik desselben tragen soll. Mein Gewerbe ist ein solches, in dem man viele Feinde gewinnt, aber keine neuen Freunde, sondern die alten verliert, wenn man es 10 Jahre lang ehrlich und furchtlos betreibt. Ich bin nachgerade in Ungnade bei allen Gliedern des Königl. Hauses, und das Vertrauen des Königs zu mir ist im Abnehmen. Jeder Intrigant findet sein Ohr. Dadurch wird der auswärtige Dienst für mich schwieriger. Ich habe Goltz und Usedom Jahre lang getragen, es wird mir aber sauer und unwürdig im Gefühl, mich mit einem so leichtsinnigen und gewissenlosen Egoisten wie Harry Arnim vor dem Könige über mein Recht als Minister streiten zu sollen . . . Das muß ich tragen, wenn ich auswärtiger Minister bleiben und der König mich noch schneller aufreiben will, als ich ohnehin zu Grunde gehe. Im Innern habe ich den Boden, der mir annehmbar ist, verloren durch die landesfeindliche Desertion der conservativen Partei in der katholischen Frage. In meinen Jahren und mit der Ueberzeugung nicht lange mehr zu leben, hat der Verlust aller alten Freunde und Verbindungen etwas, für diese Welt, entmuthigendes, was bis zur Lähmung geht, wenn die Sorge um meine Frau dazutritt, wie das seit Monaten verstärkt wiederkehrt. Meine Federn sind durch Ueberspannung erlahmt; der König, als Reiter im Sattel, weiß wohl kaum, daß und wie er in mir ein braves Pferd zu Schanden ge-

ritten hat; die Faulen halten länger aus, aber ultra posse nemo obligatur. Ich glaubte es noch einige Monate bis zu mündlicher Verständigung hinhalten zu können. Aber Ihr Brief von 10., lieber Roon, hat meinen Entschluß zur Reife gebracht. Ich kann des Königs Preußischer Ministerpräsident nicht bleiben; will Seine Majestät mich als Reichskanzler und auswärtigen Minister behalten, so will ich versuchen, diesen Zweig weiter zu besorgen. Die Verantwortung für Collegen, auf die ich nur bittweisen Einfluß habe, und die Verantwortung für solche Ansichten und Willensmeinungen Sr. Majestät, die ich nicht theilen kann, vermag ich in meiner deprimirten Gemüthsverfassung nicht mehr durchzufechten. Die meine Bestrebungen kreuzenden Einflüsse sind mir zu mächtig und die ruchlose Ueberhebung und politische Unbrauchbarkeit der Conservativen hat meine Freudigkeit im Kampfe seit letztem Frühjahr gebrochen. Mit den Conservativen ist nichts zu machen, sie folgen den „Rednern" wie K. und den Intriganten wie B., gegen sie mag ich nicht. Der König muß also m. E. neue im Parteiwesen nicht verbrauchte Leute an die Spitze bringen, und mich in Frieden auf mein diplomatisches Altentheil, oder gänzlich, ziehen lassen. In diesem Sinne werde ich übermorgen mein partielles Abschiedsgesuch Sr. Majestät vortragen. Das Zeugniß gegen das Ministerium, welches in Ihrem Abschiedsgesuch liegt, hat meinen seit Monaten keimenden Entschluß schnell gereift.

Wir werden, wenn Gott uns Leben giebt, uns der großen Zeit, die wir gemeinsam durcharbeiteten, als alte Freunde gern erinnern und behäbigeren Nachfolgern mit weniger aufreibendem Diensteifer wohlwollend nachblicken. In herzlicher und unwandelbarer Freundschaft Ihr

v. B.

Von allerhöchster Stelle folgte sodann noch die nachstehende offizielle Kabinettsordre an Roon:

„Nachdem Ich Ihnen auf das Mir vorgelegte Abschiedsgesuch bereits eingehender geschrieben habe, lehne Ich dasselbe hierdurch ab, indem Ich Ihnen gleichzeitig ausspreche, daß Ich auf die Fortsetzung Ihrer Mir seit vielen Jahren geleisteten, in jeder Beziehung ausgezeichneten Dienste, unter den gegenwärtigen Verhältnissen einen ganz besonderen Werth lege. Sie werden, — dessen halte ich Mich versichert —, nicht anstehen, Ihre Kräfte auch ferner dem Dienste des Vaterlandes zu opfern; Mein Dank dafür wird um so größer sein, als Ich leider nicht verkennen kann, daß Sie es mit Anstrengung und im Kampf mit Ihrer Gesundheit thun werden.

Berlin, den 16. Dezember 1872.

(gez.) Wilhelm.

Fürst Bismarck, in denselben Tagen in Berlin eingetroffen, hatte, seinem Vorsatze entsprechend, seine Enthebung von dem Amte des Preußischen Ministerpräsidenten erbeten, welche bekanntlich genehmigt wurde. Über seine mit Roon geführten mündlichen Verhandlungen kann hier nichts Authentisches mitgeteilt werden, indessen waren sie jedenfalls mitbestimmend für dessen Entschlüsse. Roon fügte sich dem so bestimmt ausgesprochenen Verlangen seines gnädigen Monarchen und verblieb im Dienste; und unter diesen Umständen war es unvermeidlich, daß er nunmehr auch zugleich an die Spitze der Preußischen Staatsgeschäfte berufen wurde, so wenig dies auch seinen Neigungen entsprach. Denn er war der älteste Minister, genoß mehr als irgend ein anderer das persönliche Vertrauen des Königs, — und Fürst Bismarck hätte sich auch das Präsidium eines andern als dieses ihm

durch lange Jahre befreundeten Kollegen nicht gefallen lassen. Den Gedanken, immer nur den ältesten Minister jeweilig mit dem Vorsitze zu beauftragen, — wodurch allerdings die Übelstände provisorischer Verhältnisse verewigt worden wären —, hatte der König abgewiesen, gleichzeitig aber auch darauf Bedacht genommen, nunmehr die erwünschte Entlastung Roon's in seinem Amte als Kriegsminister, soweit als möglich, eintreten zu lassen, gegen welche letzterer jetzt nichts mehr einzuwenden hatte; vielmehr brachte er selbst den General Kameke zu seiner Assistenz in Vorschlag. Das Resultat dieser Erwägungen war die nachstehende, von Roon bereits kontrasignierte Allerhöchste Kabinettsordre:

„Nachdem Ich den Reichskanzler Fürsten von Bismarck auf seinen Antrag von der Stellung als Präsident Meines Staats-Ministeriums entbunden habe, finde Ich Mich bewogen, Ihnen diese Stellung zu verleihen; Sie gleichzeitig von der des Kriegs-Ministers zu entheben, vermag Ich jedoch nicht, indem Ich Werth darauf lege, daß Sie, als Kriegs-Minister und „Vorsitzender des Ausschusses für Landheer und Festungen“, mit der oberen Leitung und Vertretung der Armee-Angelegenheiten auch ferner betraut bleiben. Da Ich gleichwohl ermesse, daß es Ihnen, bei dem Ihnen nunmehr übertragenen Vorsitze im Staats-Ministerium und der daraus für Sie erwachsenden Geschäftsvermehrung, nicht möglich sein würde, die Pflichten als Kriegs-Minister in dem bisherigen Umfange zu erfüllen, so finde Ich Mich gleichzeitig veranlaßt, den Chef des Ingenieur-Corps und der Pioniere und General-Inspekteur der Festungen, General-Lieutenant von Kameke, mit dem Titel und dem Range eines Staats-Ministers zum Mitgliede des Staats-Ministeriums zu ernennen mit der Bestimmung, den Geschäften des Kriegs-Ministeriums, in Uebereinstimmung mit Ihnen, verantwortlich vorzustehen

und Sie als Kriegsminister überall, wo es nöthig, ebenso zu vertreten. Indem Ich vertraue, daß die von Mir hiermit angeordnete Einrichtung Ihnen die in Ihrer Doppelstellung als Minister-Präsident und Kriegsminister unentbehrliche Erleichterung gewähren wird, gebe Ich Ihnen auf, Mir über die zweckmäßige, einer gedeihlichen Geschäftsführung entsprechende Theilung der Geschäfte zwischen Ihnen und dem General-Lieutenant von Kameke behufs Meiner Genehmigung zu berichten. — Dabei muß Ich aber darauf hinweisen, wie es im Interesse eines prompten Geschäftsganges liegt, daß der nunmehrige Staatsminister Generallieutenant von Kameke autorisiert werde, Sie, den Kriegs-Minister, in allen Geschäften mit voller Wirkung zu vertreten, so daß Rekurse gegen seine in Verwaltungs-Angelegenheiten ergangenen Entscheidungen nur an Meine Person zu richten sein werden. An das Staats-Ministerium und den Generallieutenant von Kameke habe ich in vorstehendem Sinne direkt verfügt.

Berlin, den 1. Januar 1873.

(gez.) Wilhelm.

Roon hatte einen besonderen Wert darauf gelegt, daß General von Kameke, der somit „als zweiter Chef der Armee-Verwaltung" bestellt worden war, gleichzeitig auch stimmführendes Mitglied des Staats-Ministeriums wurde, denn er wünschte auch in den allgemeinen politischen Angelegenheiten eine nützliche und wirksame Unterstützung seiner eigenen Anschauungen durch diesen in allen Hauptfragen mit ihm einigen neuen Staatsminister zu erlangen; er hatte es ferner als Bedingung seiner Übernahme des Präsidiums erbeten, daß auch das soeben frei werdende Portefeuille des landwirtschaftlichen Ministers an einen Mann seiner Wahl und politischen Gesinnung verliehen würde; und Fürst Bismarck

war in beiden Punkten ganz einverstanden gewesen, wie die vorliegenden Korrespondenzen dies ergeben. Aus letzteren geht ferner hervor, daß sie als landwirtschaftlichen Minister in erster Linie Moritz von Blanckenburg, — der ein unabhängiger Mann war und bei der Kommunalverwaltung von Pommern sowie in den Parlamenten wichtige Erfahrungen gesammelt hatte —, berufen zu sehen wünschten. Roon hoffte dessen große Umsicht und Gewandheit in den allgemeinen politischen Angelegenheiten sehr nützlich zu verwerten, ebenso wie seinen wichtigen und besonnenen Einfluß auf die konservative Partei. Indessen war diese Ernennung nicht durchzusetzen; die Mitglieder des Staatsministeriums, und zwar nicht nur die unter ihnen befindlichen „Liberalen", konnten es natürlich nicht wünschen, daß sie einen neuen Kollegen erhielten, der sowohl mit Fürst Bismarck wie mit Roon in innigster vertrauter Freundschaft nahe verbunden war; sie fürchteten, sein Einfluß würde ein zu überwiegender werden, — und darum mußte man diese Kandidatur fallen lassen. Roon wandte sich darauf mit Allerhöchster Zustimmung bereits in den letzten Dezembertagen an den damaligen Oberpräsidenten von Posen, Grafen von Königsmarck, welcher diesem Rufe, — wenn auch ungern —, folgte und einige Wochen später in der That an Herrn von Selchow's Stelle trat.

Wie wir sahen, hatte der Kaiser und König während dieser ganzen Krisis seinem getreuen Waffenmeister die wichtigsten Zeichen seiner unbegrenzten vertrauensvollen Zuneigung gegeben, welche auch mündlich noch in der huldvollsten Weise wiederholt wurden. Den höchsten Beweis solcher Gnade und ganz besonderen Wertschätzung empfing Roon jedoch durch die nachstehende Allerhöchste Kabinettsordre, mit welcher er, noch am Neujahrstage, überrascht und beglückt wurde:

„Ich habe bereits manches neue Jahr mit dem Gefühle dankender Erinnerung und lebhafter Anerkennung für die Dienste begonnen, welche Sie in den verflossenen Jahren Mir und Meiner Armee geleistet hatten. In diesem Jahre hege Ich dieses Gefühl besonders lebhaft, indem Ich Mich der Aufopferung erinnere, mit der Sie nicht allein Ihre bisherigen Dienstpflichten wieder übernommen, sondern denselben noch neue und schwerere hinzugefügt haben. Es ist daher Mein Wunsch, Ihnen heute einen besonderen Beweis Meiner großen Werthschätzung Ihrer Dienste und Ihrer Person zu geben, indem Ich Sie hierdurch unter Belassung in Ihren bisherigen Dienst-Verhältnissen zum General-Feldmarschall ernenne. Nehmen Sie Meinen herzlichsten Glückwunsch zu dieser wohlverdienten höchsten Ehrenstelle in der Armee und die Versicherung, daß es Mir eine große Freude gewesen ist, Ihnen dieselbe übertragen zu können.

Berlin, den 1. Januar 1873.

Ihr treu ergebener König

Wilhelm.

An
den Minister-Präsidenten und Kriegsminister
Grafen von Roon.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Mit dem ihm eigenen kampfesmutigen Diensteifer übernahm Feldmarschall Roon die Leitung der preußischen Staatsgeschäfte, welche ihm durch die Neujahr 1873 erfolgten Personalveränderungen übertragen worden war. Er war damals fast siebzig Jahr alt und verkannte keineswegs die bedeutenden Schwierigkeiten der neuen, ihm durch die Situation aufgedrängten Aufgaben. Er täuschte sich auch nicht darüber, daß ihm einige Eigenschaften fehlten, um sie erfolgreich zu lösen, wenn er sich auch des Besitzes der wichtigsten und notwendigsten: des vollen Vertrauens seines Monarchen — in ganzem Umfange versichert halten konnte.

Allein es lag nicht in seiner Natur, Schwierigkeiten, vor denen mancher jüngere und gesündere Mann zurückgeschreckt sein würde, für unüberwindlich zu halten, bevor er gekämpft hatte. Die dankbare Liebe zu seinem teuren Könige hatte seine Bedenken, so schwer sie auch gewesen waren, besiegt, — und in dieser Gesinnung griff er das Werk unverzagt an und beruhigte seine Freunde, welche ihn nicht ohne Sorgen die neue Bahn betreten sahen. „Ich erfreue mich," — schrieb ihm Blanckenburg am 5. Januar —, „Deiner Frische und guten Zuversicht — und möchte Dir zugleich meine herzliche

Freude ausdrücken über Deine Beförderung zum Feldmarschall und namentlich über die Art und Weise, wie Dein Rück- und Wieder-Eintritt von König Wilhelm behandelt worden ist. Jetzt hat die Trompete einen deutlichen Ton! Wenn Du nun nach kürzerer oder längerer Zeit hinter den Pflug zurückkehrst oder genauer gesagt einkehrst, — dann wird kein Schatten irgend einer Art auf diesem Schritte ruhen. — — Gebe Gott, daß Du mit dem großen Hecht in Deinem neuen Karpfenteiche fertig wirst, und daß Ihr Beide wie 1862 gemeinschaftlich gegen die Geister von unten kämpfet."

In dem vorstehenden Satze war ein besonders schwieriger Punkt von Roon's neuer Lage berührt, den niemand so richtig zu würdigen vermochte als gerade der jederzeit aufrichtige Blanckenburg. Denn er kannte genauer als irgend ein anderer Zeitgenosse die innerlichsten psychologischen Eigentümlichkeiten sowohl Roon's wie des Fürsten Bismarck; und er wußte zum voraus, daß bei dem energischen und selbständigen Charakter und der — Reizbarkeit beider Staatsmänner es ihnen in der neugeschaffenen Lage wohl nicht immer leicht werden würde, in ganz ungetrübtem Einvernehmen zu bleiben und jederzeit das nicht geringe Maß von Selbstverleugnung zu bethätigen, welches durch den soeben vollzogenen Rollenwechsel für beide zur Notwendigkeit geworden war.

Übrigens war auf beiden Seiten der allerbeste Wille vorhanden, was sich gerade damals in besonders herzlicher und freundschaftlicher Weise in ihrem Verkehr äußerte. Das nachstehende längere Schreiben Bismarck's aus Friedrichsruh vom 15. Januar 1873 beweist z. B. das vertrauliche persönliche Verhältnis, in welchem beide Staatsmänner unverändert zu einander standen und stehen wollten:

Lieber Roon,

ich habe Se. Majestät gebeten, mich für das Ordensfest dispensiren zu wollen, und habe Wrangel, wegen Capitels, telegraphisch davon benachrichtigt. Ich kann nicht viel gehn, noch weniger stehn oder Treppen steigen, und letztres ist doch im Schlosse unvermeidlich, das Stehn ebenso. Sonst geht es mir gut, ich gehe früh zu Bett, stehe um 8 auf und fahre oder reite, bis es finster wird. Beim Reiten thut mir nichts weh, nur beim Auf- und Absitzen versagt der linke Hinterlauf unter Schmerzen. Ich habe sitzend 2 Schaufler gefehlt, obschon sie so gefällig waren, sehr nah zu kommen. Ich fürchte, die Zeit ist nicht fern, wo ich wie alte podagrische Engländer im Rollstuhl oder auf dicken kleinen Ponies mein Jagdbedürfniß abmache.

Ich denke Freitag oder Sonnabend zurück zu sein. Wie ist eigentlich der wunderliche Artikel in der Kölner Zeitung, auf den offiziös so zornig geantwortet wurde, entstanden? Meine Preßleute haben Wagener im Verdacht. Mir ist es Wurscht, nur die Insinuation kann ich nicht laufen lassen, als hätte ich gegen die amtliche Regierungsvorlage mit der Herrenhausopposition conspirirt. Ich habe gegen Collegen nie anders als mit offnem Visier gekämpft. Eulenburgs Allocutionsrede machte von meiner Concession, sich auf mich beziehn zu können, einen Gebrauch, der meine Erwartung weit übertraf. Danach sieht es aus, als hätte ich den ganzen Unsinn mit der generellen Beschlagnahme und Verwarnung veranlaßt, während mir Ein gerichtliches Urtheil genügt hätte. Ich werde künftig in Privatmittheilungen vorsichtiger sein, wenn auch nicht Ihnen gegenüber; wir wollen es bei der alten Unvorsichtigkeit unter uns beiden belassen.

Ihr v. Bismarck.

Bitte bei Sr. Majestät meine Entschuldigung zu unterstützen!"

Roon antwortete sofort:

Berlin, 16. 1. 73.

„Sie wollen, Illustrissime Principe, vielleicht schon morgen heimkehren, und dann werden Sie diese Zeilen in Friedrichsruh vielleicht gar nicht mehr ereilen; indeß ich wags im Vertrauen auf Ihren heiligen Stephan.

Im Ganzen habe ich mich Ihrer Mittheilung von gestern sehr gefreut, denn sie ist nicht blos freundlich, sie ist auch frisch. Gratulire, daß Ihre Unpäßlichkeit ausreichte, um Sie von dem Ordensfeste u. s. w. zu befreien. Der Herr hat Ihren Brief erhalten und das Entsprechende demgemäß geordert.

Wagener giebt sein Ehrenwort, daß er dem Kölner Artikel ganz fremd sei; Andere sprachen von Kruse. Eine Dummheit war es von Hahn, daß er, um seinen Meister herauszubeißen, den Staub von Neuem aufwirbelte und zwar in der Meinung, damit Ihren Preßhähnen eins zu versetzen.

Königsmarck hat seine Ankunft zum Sonntag oder Montag angemeldet; ich denke ihn am Donnerstag ins Staats-Ministerium einzuführen, früher wird eine Sitzung nicht möglich sein.

Die Allocutions-Geschwätze[1]) sind verhallt. — Daß E. sich auf Sie zurückziehen würde, hat mich nicht überrascht. Hätte ers aber nicht gethan, so wäre des Geschwätzes darüber in der Presse und auf der Tribüne noch kein Ende.

---

[1]) Am 22. Dezember 1872 beklagte Papst Pius IX. in einer an das Geheime Consistorium gerichteten Allocution bitter die „Verfolgung" der Katholiken in Deutschland, wo man „nicht nur mit verborgenen Machinationen, sondern auch mit offener Gewalt darauf hinarbeite, die Kirche von Grund aus zu vernichten." Eulenburg verbot unter Berufung auf Bismarck die Veröffentlichung der Allocution und bestrafte einzelne Zeitungen, die sie gleichwohl abdruckten, mit Beschlagnahme.

Die große Falkenjagd [1]) hat heute begonnen. Den Gesetzen wird doch von verschiedenen Seiten mehr Opposition gemacht werden, als ich erwartete. Aber der Kampf selbst ist eine Stärkung, sogar ohne den Sieg.

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren Brief, denn er erfreute mich, und ich unterschreibe von Herzen, daß wir gegen einander die alte Unvorsichtigkeit und Offenherzigkeit nicht abstellen wollen.

In den aufrichtigsten Sympathien

Ihr
v. Roon. [2])

In denselben Tagen hatten die Verhandlungen des Landtages wieder begonnen. Bei der dazu nötigen Vorbereitung der Regierungsvorlagen wurde Roon's Thätigkeit schon in den Wochen vorher sehr in Anspruch genommen. Denn nachdem die Vorlagen im Staatsministerium durchberaten waren, mußte für sie durch Vermittelung des Ministerpräsidenten die Genehmigung des Monarchen nachgesucht werden. Im Vordergrunde standen damals die kirchlichen Gesetzentwürfe. Diese waren zwar schon im Jahre 1872, mehrere Monate bevor Roon den Vorsitz des Ministeriums übernommen hatte, nach den vom Staatsministerium aufgestellten allgemeinen Grundzügen ausgearbeitet worden; die Einzelheiten waren aber natürlich Sache des Kultusministers, und dieser brachte seine Entwürfe auch Anfang Januar in Roon's Gegenwart an Allerhöchster Stelle persönlich zum Vortrage.

---

[1]) Bezieht sich auf die Vorlegung der kirchenpolitischen Vorlagen durch Falk.

[2]) Obiges Schreiben mit Anmerkungen ist zuerst im Bismarck-Jahrbuch (von Horst Kohl) veröffentlicht worden.

Die späteren parlamentarischen Verhandlungen über diese kirchlichen Kampf-, die sogenannten Maigesetze, sind aus den stenographischen Berichten jener Session ersichtlich; sie brachten für Roon manche unangenehme Erfahrung, insofern es ihm bald klar wurde, daß die so entstehende Gesetzgebung in einigen Punkten erheblich weiter ging, als für ihren politischen Zweck notwendig und nach den anfänglichen Intentionen des Staatsministeriums ins Auge gefaßt war, — während Roon unter den obwaltenden Verhältnissen sich doch außer stande fand, den rollenden Wagen aufzuhalten. Er sah auch, wieviel Gutes derselbe auf seinem Wege zerstörte, wie vielfach die Tendenzen der Regierung im Lande, — und gerade von den Gutgesinnten und Gläubigen auch unter den Protestanten —, mißverstanden wurden, — und konnte doch wenig dagegen thun. Das alles versetzte ihn in einen peinlichen inneren Zwiespalt, zumal manches geschah, was auch seinen eigenen persönlichen und kirchlichen Anschauungen widersprach —, als mehr oder minder politisch notwendig aber dennoch nicht zu verhindern war, sondern sogar noch von seiner Mitverantwortlichkeit gedeckt werden mußte.

Natürlich konnten diese innerlichen Kämpfe nicht dazu beitragen, seine Geschäftsfreudigkeit zu erhöhen.

Schon vorher war letztere auf eine harte Probe gestellt worden durch die heftigen und nicht gerechtfertigten Angriffe, welche aus der Mitte des Abgeordnetenhauses, — durch den Mund des Abgeordneten Lasker —, gegen die Staatsregierung und speziell gegen die Eisenbahnverwaltung gerichtet worden waren.

Herr Lasker hatte nämlich in der Sitzung vom 14. Januar, bei Gelegenheit der Debatten über die Eisenbahnanleihe, neben entsprechenden Insinuationen über den Fürsten P. und den Prinzen B. in betreff des Wirklichen Geheimen Regierungs-

rats Wagener behauptet, daß derselbe, sei es durch tadelnswerte Begünstigung seitens des Handelsministers oder durch Mißbrauch seiner eigenen amtlichen Stellung, mehrere Konzessionen zu Eisenbahnbauten erhalten und eine von diesen, die zu der sogenannten Pommerschen Centralbahn, zu seinem Privatnutzen verkauft habe.

Die mit der eigenartigen Beredsamkeit des Herrn Lasker und in dem Brusttone tiefster Überzeugung vorgetragenen Anklagen hatten im ganzen Hause und auch bei Roon selbst den Eindruck hervorgerufen, sie könnten unmöglich ganz unbegründet sein. Freilich hatte Roon diesem Teile der Staatsverwaltung früher vollständig fern gestanden, konnte über den Grund oder Ungrund der erhobenen Beschuldigungen also auch nicht ausreichende Information besitzen, als der völlig unerwartete Angriff erfolgte. Dennoch zwang ihn sein jetziges Amt, sein aufrichtig redlicher Sinn sowie der Umstand, daß der Geheime Rat Wagener als erster vortragender Rat im Staatsministerium jetzt *sein* unmittelbarer nächster Untergebener geworden war, — zu sofortiger Stellungnahme. Er erklärte daher, daß die Staatsregierung bereit sei, eine genaue Untersuchung — ohne alles Ansehen der Person — in betreff der zur Sprache gebrachten Anschuldigungen eintreten zu lassen; allerdings seien diese erst noch zu beweisen, und darum müsse auch bei Erörterung dieser Sache zunächst nach der Regel: audiatur et altera pars verfahren werden.

Die weiteren Verhandlungen in dieser unerquicklichen Angelegenheit sind, soweit sie öffentlich geführt wurden, aus den stenographischen Berichten zu ersehen[1]). Sie gipfelten bekanntlich in dem sehr zahlreich unterstützten Antrage Lasker's

---

[1]) Man vergleiche auch „Kriegsminister von Roon als Redner" III., S. 302—324, wo das Wesentliche darüber mitgeteilt ist.

vom 8. Februar 1873, nach welchem auf Grund des Artikel 82 der Verfassung eine vom Abgeordnetenhause zu wählende Kommission von 7 Abgeordneten beauftragt werden sollte mit der Untersuchung: ob bei der Erteilung von Eisenbahnkonzessionen und bei sonstigen Maßregeln der Eisenbahnverwaltung gesetzlich verfahren worden sei. Nach Absatz 3 dieses Antrages sollte die Königliche Staatsregierung zur Mitwirkung bei dieser Untersuchung „eingeladen“ werden.

Dieser, den radikalsten, auf Parlamentsherrschaft gerichteten Gelüsten entsprechende Antrag hatte sogar die Unterschrift so gemäßigter Politiker wie Bennigsen, Miquel u. a. gefunden!

Sobald der König Kenntnis davon erhalten hatte, schrieb er sofort an Roon am 9. Februar:

„. . . Ich finde den Antrag Lasker's, daß das Haus eine Commission erwählen soll, um die Untersuchung über die aufgestellten Fragen vorzunehmen über Verhalten der Staatsregierung, ein Prézédenz, das weit führen kann — und zu des Hauses Entscheidung führen soll, Königliche Beamte wohl gar zu verurtheilen, was doch nur die Gerichte können. Ich wünsche Ihre Ansicht zu hören, ob der Lasker'sche Antrag zurückgewiesen werden kann?“

— und am 10. Februar fügte der Monarch hinzu:

„Ganz einverstanden mit Ihrer Ansicht, die im Abgeordneten-Hause eingebrachte Proposition einer Untersuchung seiner Seits der Lasker-Enthüllungen — im Staatsministerium zu erwägen, um die Unstatthaftigkeit derselben festzustellen, — scheint mir, daß wir gleichzeitig die Initiative einer Untersuchung nehmen müssen und eine Commission dieserhalb einsetzen, unter Vorsitz eines Ministers

und Zuziehung von Kron-Syndici ꝛc. und Mitgliedern beider Häuser; eine Ansicht, die der Fürst Bismarck mir heute zu theilen schien, nach dem diplomatischen Vortrage.

Ich bitte diese Ansicht dem Staats-Ministerium mitzutheilen, die übrigens mit Ihrem Ausspruch im Hause übereinstimmt, daß man beide Theile hören müsse. Dies Hören muß aber vor einer Königlichen Commission und nicht vor einer Parlaments-Commission stattfinden.

(gez.) Wilhelm.

„Itzenplitz ist bei Fürst Bismarck gewesen, und dieser hat ihm dasselbe gesagt, was ich gestern gleich sagte, sein jetziges Abgehen werde als Schuld-Bekenntniß erscheinen, dagegen müsse er auf Untersuchung selbst dringen."

Nach obigen Allerhöchsten Direktiven wurde bekanntlich verfahren, und der Antrag Lasker zwar gebührendermaßen zurückgewiesen, jedoch eine königliche Spezialkommission berufen, um die zur Sprache gebrachten angeblichen Mißstände genau zu untersuchen.

Es ist ferner bekannt, daß die Verhandlungen dieser Kommission so gut wie ergebnislos blieben. Bei näherer Prüfung der Lasker'schen Anklagen fand sich nicht einmal eine Veranlassung, um gegen Geheimen Rat Wagener eine Disziplinaruntersuchung auch nur einzuleiten. Wenn trotzdem einige Zeit später die von Wagener selbst erbetene Pensionierung erfolgte, so hatte Roon dies um deswillen geschehen lassen, weil er aus allen stattgehabten Erörterungen — neben seiner Achtung vor der Tüchtigkeit und großen dienstlichen Brauchbarkeit Wagener's — doch auch die im dienstlichen Interesse gewissenhaft begründete Überzeugung gewonnen hatte, daß Wagener in seiner Beteiligung an finanziellen Operationen etwas weiter gegangen war, als für

einen so hochgestellten und einflußreichen Beamten angemessen erschien; und daß man ihn daher nicht halten dürfe, — so schmerzlich auch seine tüchtige Kraft und amtliche Thätigkeit vermißt wurde. Es wurde auch nicht leicht, einen Ersatz zu finden. — Roon hatte vielfache Bemühungen darum, wie die vorliegenden Korrespondenzen zeigen.

Während der Arbeiten jener Untersuchungskommission war es übrigens merkwürdig, daß der anfänglich so zuversichtlich aufgetretene Ankläger immer kleinlauter wurde, als bei der Prüfung der verschiedenen ausgesprochenen Beschuldigungen sowie der einzelnen in den letzten Jahren erteilten Eisenbahnkonzessionen es sich herausstellte, daß nicht nur einige wenige hohe Herren vom Adel und aus dem Beamtenstande, sondern — in weit größerem Umfange — andere, zum Teil sehr angesehene, Partei-, Stammes- und Glaubensgenossen Herrn Lasker's beteiligt waren. Vielleicht mochten sie allzu eingehende Erörterungen nicht mehr für opportun halten; jedenfalls verstummte Herr Lasker nach und nach völlig, und die Untersuchung ist thatsächlich im Sande verlaufen, wie man zu sagen pflegt.

Der hochbetagte Handelsminister Graf Itzenplitz hatte den Schluß der Kommissionsverhandlungen, aus denen seine Verwaltung durchaus vorwurfsfrei hervorging, abgewartet und bat erst dann um seine Entlassung, die von des Königs Majestät in allen Gnaden bewilligt wurde.

Für Roon selbst, so wenig er auch persönlich beteiligt war, hatten die gegen die Regierung gerichteten Angriffe immerhin mehrfache amtliche Unannehmlichkeiten gebracht, und Ende Februar sogar eine scharfe Differenz mit Fürst Bismarck, welche in einem gewissen Zusammenhange mit der Sache Lasker-Wagener entstanden war.

Die nachstehende Korrespondenz[1]) läßt das Nähere darüber ersehen:

Roon an Bismarck.

Berlin, 27. Februar 73.

„In williger Anerkennung Ihrer Ueberlegenheit in mannigfachen Beziehungen habe ich mich immer, — wie ich meinte —, zum Heile des Dienstes bemüht, mit Ew. Durchlaucht auf gutem Fuße zu bleiben; auch heute —, wo der Ton Ihrer Vorhaltungen[2]) es mir schwer machte, einen Bruch zu vermeiden. Offenbar unterschätzte Ihre „Explosivität" die meinige. Hätten Sie aber nur halb die von mir zu demselben Zwecke aufgewendeten Anstrengungen gemacht, um Ihren doch nicht von mir verschuldeten Unwillen zu mäßigen, so würden Sie und ich die besprochenen Angelegenheiten in viel diensamerer Weise erörtert haben.

Indeß diese unerfreuliche Angelegenheit liegt hinter mir; es freut mich, daß ich Sie ohne äußerliche Symptome meiner leider sehr berechtigten Verstimmung verlassen konnte.

Für die Zukunft aber ähnliche Begegnungen zu vermeiden, ist vielleicht im beiderseitigen, jedenfalls in meinem Interesse.

Deshalb richte ich, in der Erinnerung an langjährige freundschaftliche Verbindung, an ein Decennium gemeinsamen Strebens an Ew. Durchlaucht die inständige Bitte, Sich jederzeit versichert zu halten, daß Sie immer voll und ganz auf mich rechnen können, so lange Sie meine Wirksamkeit

---

[1]) Zuerst von Dr. Horst-Kohl im Bismarck-Jahrbuche, III. Band, 3. Lieferung, publiziert.

[2]) Worauf sich diese „Vorhaltungen" bezogen, lehrt der nächste Brief. Fürst Bismarck hatte an die Adresse des Grafen v. Roon den Vorwurf gerichtet, daß er von seinen Freunden nicht genügend im Kampfe gegen seine Feinde unterstützt werde.

in angemessener Weise in Anspruch nehmen, daß Sie dagegen Vorhaltungen oder gar Vorwürfe in Betreff meines dienstlichen Wirkens nur unter Uebernahme aller in meiner „Explosivität“ liegenden Chancen an mich richten können.

Mir liegt sehr wenig an der Fortsetzung dienstlicher Thätigkeit ohne gesegneten Erfolg und eben deswegen sehr viel an einmüthigem Wirken und Streben mit Ihnen; — gegen Sie meine alternden Kräfte und meinen geringen Einfluß zu versuchen: dazu bin ich weder thöricht noch selbstsüchtig genug. Das ist ganz gewiß!

Aber eben so gewiß auch, daß ich es nicht dulden kann, wenn Sie mich in voller Verkennung meiner Natur, wiederum rücksichtlos und feindselig oder gar wie einen renitenten oder saumseeligen Untergebenen zu behandeln versuchen sollten, der ich nie war, noch bin, noch sein werde.

In dieser schriftlichen, durch beiderseitige Reizbarkeit nicht beeinflußten Erklärung bitte ich nichts anderes zu sehen, als den Versuch, Ew. Durchlaucht in Betreff meiner Auffassungen über unsere gegenseitigen Beziehungen und der unerläßlichen Bedingungen ihrer möglichen Fortsetzung vollkommen aufzuklären, und wünsche ich Ihnen dadurch zugleich einen neuen Beweis dafür zu geben, — mögen wir uns trennen oder nicht —, wie gerne ich bliebe

Ihr

alter Freund

v. Roon.

Berlin, 27. Febr. 1873.

Lieber Roon,

es thut mir leid, daß Sie mir einen so kühlen Brief geschrieben haben, denn ich glaube, daß ich schon stärkere Explosionen Ihrerseits wie die meinige von heut hingenommen, oder in kurzer Frist vergessen habe. Ich habe auch von heut

den Eindruck, daß der contagiöse Ausschlag des Zornes bei Ihnen früher ausbrach als bei mir. Ich glaube nicht, daß Sie Sich so in meine Haut hineindenken, wie es ein langjähriger Freund sollte, und wie ich es versuchen würde, wenn Sie durch ähnliche Niederträchtigkeiten öffentlich angegriffen würden, wie die sind, unter denen ich zu leiden habe. Ich erinnere mich nicht, daß Ihnen jemals öffentlich vorgeworfen worden wäre, Sie suchten unredlichen Vortheil durch Ihr Amt und auf Kosten des Staates. Mir wird dieß vorgeworfen, mit großer Dreistigkeit und in systematischem Zusammenhange der feindlichen wie der offiziösen Presse. Ich weiß, daß ich mir in 10 Jahren viele Feinde gemacht habe, am Hof, unter alten Partheigenossen, Jesuiten und Polen und Fortschritt ungerechnet. Aber ich hatte geglaubt, daß ich einer eifrigen Sympathie meiner Collegen sicher sein würde, wenn meine Ehre und Integrität öffentlich angefochten würde, wie es in Anknüpfung an Wagener geschehn ist. Dazu hätte gehört, daß dieser Fall rasch und öffentlich geklärt wurde. Sie haben vielleicht zu viel zu thun, um für persönliche Empfindungen Andrer Zeit und Nerven übrig zu haben. Die Thatsache ist aber, daß sich keine Stimme eines Collegen, eines Blattes, eines Freundes hat vernehmen lassen, um mir gegen unverdiente und schwere Kränkung freiwillig beizustehn. Ich muß mich selbst in der offiziösen Presse vertheidigen, und ich muß amtliche Schritte thun, um den Beistand zu erlangen, den mir Freundschaft und persönliches Wohlwollen nicht leisten. Ich fragte Sie auf dem Schlosse vorgestern, ob Wagener durch Schuhmann vernommen sei; Sie bejahten es mit dem Hinzufügen, daß sich nichts ergeben habe, Sie aber mit Wagener doch nicht weiter wirthschaften könnten. Sie waren darin nicht richtig berichtet, W[agener] ist auch heut noch nicht verhört, und ich fürchte, Sie täuschen

Sich, wenn Sie annehmen, daß alle Leute bereit seien, Wagener und mich getrennt zu beurtheilen. Ich habe Andeutungen, daß die Angriffe der Volkszeitung auf mich aus hohen Kreisen stammen. Ich fürchte auch, daß Sie meine Sorgen über die Ihrigen wegen Wagener's nicht wahrnehmen und für erstre nicht Zeit und Lust haben. Ich hatte mir vorgenommen, das heut unter 4 Augen mit Ihnen zu reden, und ich weiß nicht mehr, wie es kam, daß mir die Ladung zu früh von der Pfanne brannte. Ich dachte aber, daß es mit geschäftlicher Ruhe geschehn wäre. Jedenfalls waren meine Empfindungen nicht so überhebend, wie Sie annehmen, sondern die eines Collegen, der bei schwerer und ungerechter Kränkung da, wo er auf Freundeshülfe glaubt rechnen zu können, geschäftlichen Bedenken und zorniger Zurechtweisung begegnet.

Haben Sie in Erinnerung an 10 Jahre gemeinsamer Arbeit und noch mehr an ältere Zeiten Geduld mit mir, es wird nicht auf lange nöthig sein. Den Kampf für meinen guten Ruf will ich noch durchfechten mit der letzten Nervenfaser, die Gott mir läßt; dazu will ich die Unmöglichkeit der Fortsetzung der bisherigen Thätigkeit des Handelsministers nachweisen. Dann werde ich Ihnen keine Gelegenheit mehr bieten, durch ähnliche Unterredungen und Correspondenzen wie die heutigen den Bestand der alten Freundschaft gefährdet zu sehn, die ich gern über mein Dienstverhältniß hinaus mir erhalten möchte.

Der Ihrige

v. Bismarck.

Berlin, 28. 2. 73.

Lieber Bismarck!

Wenn ich solche „kühle" Briefe an Sie schreiben muß, wie mein gestriger, so müssen Sie wissen, daß ich dabei von

den schmerzlichsten Empfindungen zerrissen werde; es kann Ihnen ja nicht verborgen geblieben sein, wie hoch und werth ich Sie halte; auch werden Sie Sich sagen müssen, daß ich in diesem Gefühl täglich Gelegenheit habe, Lanzen für Sie zu brechen, und diese Gelegenheit nach Kräften wacker benutzte, überall, wo ich der Feindschaft gegen Sie begegne. Die Annahme, daß ich, unempfindlich für Ihre Ehre und Ihren Ruf, geneigt wäre, Sie in Lauheit und Gleichgültigkeit Ihren Verleumdern Preis zu geben, verletzte mich daher aufs empfindlichste, und Sie gaben solcher Annahme gestern ausdrücklich Worte; Sie knüpften bedenkliche und, wie mir schien, unmotivirte Drohungen daran. Und als ich meinem Befremden, weshalb dies Alles gegen mich gerichtet werde, Ausdruck gab, erfolgten neue Ergießungen unbegründeten Mißtrauens auch in meinen Eifer und Wiederholungen Ihrer zornigen Zweifel an meiner theilnehmenden Sympathie für Sie, an meiner Entrüstung über die niederträchtigen Verleumdungen der Presse. Inwiefern ich im Stande gewesen wäre, Ihnen dagegen „freiwillig" beizustehen, was Sie nach Ihrer gestrigen schriftlichen Rückäußerung vermißten, ist mir auch in diesem Augenblicke noch unerfindlich. Daß Sie mir, wäre ich der Angegriffene, beistehen würden, ist mir unzweifelhaft und von um so größerem Werthe, als Sie dazu ausgerüstet sind mit dem innerlichen Geschick und dem äußerlichen Apparat, während mir die Möglichkeit abgeht, auf die Presse einzuwirken, da ich von deren Nichtswürdigkeiten nach der bisherigen Einrichtung erst Notiz bekomme, wenn es zu spät ist, um darauf loszuschlagen. Nach den neuesten Erfahrungen bin ich entschlossen, die fehlerhafte Einrichtung zu ändern. Wenn Wagener im Stande gewesen wäre, mich rechtzeitig zu präveniren, so würde die Angelegenheit auch von mir zur richtigen Stunde beachtet worden sein;

die niederträchtigen Auslassungen der Volkszeitung sind mir aber erst gestern Abend zu Gesicht gekommen. Wagener's gegenwärtige physische und moralische Lähmung [1]) weiset mich auf die Mitarbeit von lauter neuen Leuten an, die noch nicht orientirt sind und zu denen ich noch erst Vertrauen zu gewinnen habe. Daß ich, wie Sie mich verstanden haben, geäußert haben soll, ich könne mit W[agener] überhaupt nicht „weiter wirthschaften", war nicht meine Meinung; ich warf nur die Frage auf, ob dies möglich sein werde, selbst für den Fall seiner vollständigen Purification. — Aber genug von gestern und dem hinter uns liegenden! Nur noch Ein Wort über die Zukunft. Ich solle, so schreiben Sie, „Geduld mit Ihnen haben, es werde nicht auf lange nöthig sein". Es ist überflüssig, darauf zu antworten. Sie kennen mich hinlänglich, um zu wissen, daß ich das apostolische Wort „Einer trage des Andern Last" gern immer beachten möchte, und mich demgemäß redlich bemühe. Aber ich bin auch nur ein schwacher Mensch, der es über sein Vermögen findet, wenn er von Solchen, die er vor Anderen besonders hoch hält und von Herzen lieb hat, verkannt wird und sich mißhandelt glaubt. Das geht eben über mein Können. Daher müssen Sie auch mit mir Nachsicht haben und mir nicht zumuthen, als stumme Scheibe zu dienen, wenn es Ihnen unmotivirt „von der Pfanne brennt". Was aber die kurze Zeit anlangt, während ich nur noch mit Ihnen Geduld haben möge, so ist es meines Herzens Wunsch und Hoffnung, daß Sie auf die Geschicke unseres Landes noch lange gesegneten Einfluß üben mögen, wenn meine Gebeine längst im Grabe ruhen werden.

Ihr

v. Roon.

---

[1]) Durch die Angriffe Lasker's in der Frage der Erteilung von Eisenbahnkoncessionen.

Schon bald darauf wurde übrigens der völlige Frieden zwischen den beiden Freunden wieder hergestellt, was sich auch aus dem nachstehenden Geburtstagsgruße Roon's an B. ergiebt:

Gütergotz, 31. 3. 73.

„Weil ich erst Morgen gegen Abend nach Berlin zurückkehren kann und mag, so drängt es mich, Ihnen schriftlich meine Sympathien und meine Wünsche für den morgenden Tag und seine fernere vielmalige gesunde Wiederkehr von Herzen auszudrücken. Wenngleich es Ihnen an sonstigen Glückwünschen gewiß nicht fehlen wird, so wollen Sie doch versichert sein, daß die meinigen an Wärme und Aufrichtigkeit nicht leicht zu übertreffen sind. Gott segne Sie!

Ihr treuergebener

v. Roon.

Was jedoch die ferneren parlamentarischen Verhandlungen des ersten Halbjahres 1873 betrifft[1]), so ließen sie in Roon — trotz alles bewiesenen Amtseifers — die Überzeugung täglich wachsen, daß er die schwere Last der Ministerpräsidentschaft doch noch unterschätzt habe, daß er sie nicht bewältigen könne und daher ein ziemlich nutzloses Opfer gebracht hatte, als er sie auf seine Schultern legen ließ. Abgesehen von dem Mangel an Elastizität, den er, wie er selbst oft ausgesprochen, auf das lebhafteste empfand, weil sie für einen Staatsmann in seiner Stellung unentbehrlich war, fehlte ihm vor allem auch das notwendigste, nämlich die Gesundheit. Durch die amtlichen Anstrengungen und Aufregungen, sowie durch wiederholte heftige Anfälle seines alten asthmatischen Leidens litt er sehr an Schlaflosigkeit

---

[1]) siehe Roon als Redner III, S. 328—341.

und dadurch an hochgradiger Herabstimmung seines ganzen Nervensystems. Er mußte sich daher im Juli abermals dazu entschließen, einen längeren Urlaub zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu beantragen, der ihm (d. d. Ems, 15. Juli) in den gnädigsten Worten bewilligt wurde: „Die Veranlassung zu diesem Urlaubs-Gesuche lebhaft bedauernd," hieß es in der Allerhöchsten Ordre, „wünsche Ich mit der aufrichtigsten Theilnahme, daß der Ihnen ärztlich verordnete und von Ihnen beabsichtigte Aufenthalt in hoher Gebirgsluft von den wohlthätigsten Folgen für Ihren Gesundheitszustand begleitet sein möge."

Einige Wochen vorher war auch etwas für Roon's Privatleben Erwähnenswertes geschehen: der im Monat Juni vollzogene Verkauf seines Gutes Gütergotz [1]). Roon war zu diesem Entschlusse gelangt, weil er sich überzeugt hatte, daß jenes Gut wegen seiner Bodenverhältnisse nicht zu einem dauernden Familienbesitze geeignet sei, — was bei seiner Erwerbung, in Übereinstimmung mit dem gelegentlich der Verleihung der Dotationen ausgesprochenen Königlichen Wunsche doch beabsichtigt gewesen war. Dazu kam, daß für ein ganz stilles, zurückgezogenes Leben, wie der Feldmarschall es bei seinem oft leidenden Zustande für seine alten geschäftslosen Tage wünschen mußte, die große Nähe von Berlin fernerhin nicht günstig erschien.

Übrigens trat er noch in demselben Sommer zur Erwerbung einer andern Besitzung in Unterhandlungen, und diese führten auch sehr bald zur Erwerbung des im Kreise Görlitz in anmutiger Gegend gelegenen Rittergutes Krobnitz, welches von den bisherigen Besitzern (Familie von Oertzen) erbteilungshalber zum Verkaufe gestellt worden war.

---

[1]) Jetzt als „Rieselgut" im Besitze der Stadt Berlin.

Seine im Juli angetretene Erholungsreise lenkte der Feldmarschall zunächst an den Rhein, wo er in Düsseldorf und Bonn wieder die alten, lieben Plätze und Freunde aufsuchte, dabei in Wehmut des treuen, nun schon längst heimgegangenen Perthes gedenkend. Dann ging er, immer von seiner Gemahlin begleitet, den Rhein hinauf, über Wiesbaden und Heidelberg nach dem Schwarzwalde, wo in Rippoldsau ein längerer Aufenthalt bis Ende August genommen wurde, der seiner Gesundheit auch recht zuträglich war.

Von dort aus kehrte er auf kurze Zeit nach Berlin zurück. Auf der Reise wurde Krobnitz besichtigt und der Ankauf zum Abschlusse gebracht. In denselben Tagen empfing er noch neue und hohe Gnadenbezeugungen seines Allergnädigsten Herrn; sie sind aus den nachstehenden Kabinettsordres zu ersehen:

„Nachdem Ich beschlossen habe, daß die im Bau befindlichen Forts bei Straßburg ihre Namen nach denjenigen Männern erhalten sollen, welche sich um die Erfolge des letzten Krieges besonders verdient gemacht haben, erfülle Ich eine Pflicht des wärmsten Dankes und der lebhaftesten Anerkennung, indem Ich bestimme, daß das Fort Nr. 3 künftig den Namen „Fort Roon“ führen soll. Es gereicht Mir zum besonderen Vergnügen, Sie an dem heutigen Erinnerungstage der denkwürdigen Schlacht von Sedan hiervon zu benachrichtigen.

Berlin, den 1. September 1873.

(gez.) Wilhelm.

„Für Ihr langjähriges Wirken als Kriegsminister kann es kein schöneres und erhebenderes Fest geben, als dasjenige, welches wir heute feiern. In drei Kriegen, unter immer größer werdenden Anforderungen, sind unsere Fahnen

von Sieg zu Sieg gegangen —, das ist ein sichtbares Zeichen, daß Gottes Segen auf Ihrem Wirken als Kriegs-Minister geruht hat, und daß der warme Dank, den Ich Ihnen heute aus vollem Herzen ausspreche, ein wahrhaft verdienter ist; mögen Sie eine äußere Bethätigung desselben darin erkennen, daß Ich Ihnen hierdurch den Schwarzen Adler-Orden in Brillanten verleihe.

Berlin, den 2. September 1873.

(gez.) Wilhelm.

In diesen ersten Septembertagen that der Feldmarschall auch seine letzten Dienste vor der Öffentlichkeit: am 1. September leitete er die Feier der Grundsteinlegung für die Haupt-Kadettenanstalt in Lichterfelde, — für deren Errichtung er schon seit Jahren eifrig thätig gewesen war —, und hielt bei diesem Anlasse eine Ansprache an den König; und am 2. September durfte er in seiner Eigenschaft als Ministerpräsident in Anwesenheit einer großen Festversammlung von des Kaisers und Königs Majestät den Befehl zur Enthüllung der auf dem Königsplatze in Berlin errichteten Siegessäule erbitten.

Bald darauf erkrankte er jedoch wieder und mußte daher, einen geplanten Besuch bei den Verwandten in Pommern aufgebend, sich dem Verlangen seiner Ärzte fügen, welche aufs neue einen längeren Aufenthalt im Süden zu seiner Erhaltung für durchaus erforderlich erklärten. Auf dem Wege dorthin nahm er noch einen ihm zum Ankauf angebotenen Landsitz — Neuhof bei Koburg — in Augenschein. Dieser, in herrlicher Gegend und stiller Einsamkeit gelegen, wurde auch sehr begehrenswert gefunden, besonders weil er ein vollständig und bis aufs kleinste sorgsam eingerichtetes Wohnhaus hatte, welches sofort bezogen werden konnte. Die

übrigens nur etwa 700 Morgen große Besitzung gehörte einer Frau Souchay, einer geborenen Engländerin und Schwiegermutter des späteren Ministers Freiherrn von Lucius; letzterer führte auch die zunächst resultatlos bleibenden Verkaufsverhandlungen. Im letzten Augenblicke, kurz bevor der Feldmarschall, welcher in südlicher Richtung weiter gereist war, Deutschland verlassen wollte, kam jedoch auf telegraphischem Wege noch eine Einigung zu stande. Roon kehrte darauf um und entschloß sich, da das Wetter in der zweiten Hälfte des September noch sehr günstig war, zunächst mit seiner Gemahlin noch zu einem längeren Aufenthalte auf der neugewonnenen Besitzung, wo ihn mehrere Mitglieder seiner Familie auch sofort besuchen konnten, zu verweilen.

So sehr er sich daran und an der stillen Einsamkeit in prächtigen Naturumgebungen erfreute, so mußte er sich doch schon in den nächsten Wochen überzeugen, daß er selbst in der denkbar größten Ruhe auf Wiedergewinnung seiner Kräfte und Erstarkung seiner Nerven nicht rechnen dürfe und daher gänzlich unfähig sei und bleibe, seine Amtsthätigkeit wieder aufzunehmen.

So richtete er denn schon Anfang Oktober von Neuhof aus die lediglich durch seinen zerrütteten Gesundheitszustand begründete Bitte an Se. Majestät um völlige Entlassung aus seinen Staatsämtern.

Des Näheren sind seine Motive aus seinen nachstehenden Briefen zu ersehen:

An Blanckenburg (vom 8. Oktober 1873).

„. . . Die wunderschönen Herbsttage, die uns Gott hier gönnt . . ., mahnen mich fortwährend an die Freude, die es uns machen würde, Euch unser kleines Besitzthum und den großen Park, in dem es liegt, zu zeigen. — — Wir

denken aber mit Bangen an die Möglichkeit, daß der Gnaden-sommer etwas früher endigen könnte. Noch blühen die schönsten Rosen, aber das Laub hat angefangen, sich zu färben . . ., daher: venite presto, prestissime. . . .

Mein Urlaub geht zwar eigentlich mit dem 16. d. M. zu Ende, aber ich bin entschlossen, gestützt auf ein Wort des Königs, so lange hier zu bleiben, als es mir gefällt, und nach Berlin nur zurückzukehren, um mein dortiges Hauswesen aufzulösen und dann nach dem Süden zu gehen. — Nachdem ich am 5. d. M. mein Immediatgesuch um Enthebung von meinen Ämtern eingereicht und mich fest entschlossen habe, darauf zu beharren, werde ich bei der Rückkehr nach Berlin auch keinerlei Geschäfte wieder übernehmen, weil ich es nicht **kann**, weil eine nachhaltige und regelmäßige Führung der Amtsgeschäfte über meine Kräfte geht, und es dem Dienst-Interesse geradezu widerspricht, wenn Preußens wichtigste beiden Staats-Ämter in altersschwachen Händen bleiben, die höchstens noch rhapsodisch zu irgend einer einzelnen Leistung, nicht aber zu einer andauernden Thätigkeit geschickt sind. Ich hoffe, der König wird Kameke nun, statt meiner, und zwar ohne Verzug zum Kriegsminister ernennen, wie ich beantragte. . . . Dies bedingt die Räumung meines seit 14 Jahren bewohnten Hotels. . . . Alsdann werde ich wiederum gen Süden ziehen, was für meine — ich will nicht sagen — „Genesung“ — aber wohl „Erhaltung“ unerläßlich ist. Ich habe 53 Dienstjahre, worunter 14 Minister-Jahre und 4 Kriegsjahre; ich glaube damit meine Pflicht gegen König und Vaterland wohl erfüllt zu haben; aber gewiß würde ich nicht an Ruhe und Ausspannung denken, wenn ich arbeitsfähig, wenn meine fernere Einspannung nicht den Interessen, für die ich so lange gewirkt, geradezu **schädlich** wäre. Ich, abgestumpft wie ich

bin, fühle mich außer Stande, die heranbrausenden Fluthen aufzuhalten und zurückzudämmen. Durch Bismarck's Verdeutschung à tout prix ist mir mein Preußisches Programm unbrauchbar geworden; mit ihm gegen den liberalen Strom wäre allenfalls noch eine Weile gegangen; gegen beide, das geht über meine Kräfte. Ich habe durch meine Zustimmung zur Kreis-Ordnung und den Mai-Gesetzen bewiesen, daß ich den conservativen Standpunkt von 48 überwunden habe und vernünftige Fortentwickelung aufrichtig will, aber zu einer überstürzenden Cadence fehlt mir der Athem in physischem und bildlichem Sinne. Es schneidet mir in's Herz, daß ich nicht mehr steuern und wehren kann — aber der Wille allein thut's nicht.

Dein alter A.

An Fürst Bismarck.

Neuhof, 12. Oktober 1873.

„Nachdem ich an Seine Majestät vor einigen Tagen meine Bitte um Enthebung von den mir anvertrauten Ämtern adressirt habe, wende ich mich, unter Anrufung unserer alten Freundschaft an Sie, mein theurer Fürst, um Sie inständigst zu bitten, meinem Gesuche nach Kräften Vorschub zu leisten. Ich bin ganz fertig mit meinen geringen Fähigkeiten für den öffentlichen Dienst und daher fest entschlossen, die mir obliegenden Amtsgeschäfte nicht wieder zu übernehmen; es widerstrebt meinem Ehrgefühl, noch länger etwas zu scheinen, was ich nicht sein, wenigstens nicht mehr sein kann; es verstieße wider Pflicht und Gewissen, alle Ehren und Vorzüge meiner Stellung fort zu genießen, mit dem Bewußtsein meiner totalen Leistungsunfähigkeit, wenigstens für jedes amtliche Thun, welches von ihrem Inhaber eine regelmäßige und andauernde Thätigkeit erfordert, nicht blos gelegentliche Impromptu's oder irgend eine zufällige rhapsodische Leistung.

Auch habe ich die Überzeugung meiner Entbehrlichkeit — vielleicht schon zu spät —, gewonnen; dafür ist dieselbe aber gegenwärtig um so stärker, so stark, daß ich ihr unmöglich untreu werden kann. Überraschen wird mein Entschluß Niemand, Sie, mein verehrter Freund, am wenigsten, der Sie meine wachsende Hinfälligkeit seit Jahren beobachten konnten, auch wenn diese Hinfälligkeit nicht durch meine 71 Jahre und die letzten 14 Jahre meiner Vergangenheit hinreichend motivirt wäre.

Ich habe Se. Majestät gebeten, den General von Kameke an meiner Stelle zum Kriegs-Minister zu ernennen, da das Siamesenthum mit mir ihm je länger je unerträglicher werden und jedes Provisorium, je früher desto zweckmäßiger, zu Ende gehen muß. Zugleich aber habe ich auch dringend gebeten, das Minister-Präsidium von mir zu nehmen, welches von Anbeginn an gleichfalls den Stempel des Provisoriums an der Stirn trug. Mag es sein, daß der Bestand des Ministeriums aus politischen Gründen vor den Wahlen nicht alterirt werden soll. Aber — selbst, wenn ich deßhalb auch noch kurze Zeit innerhalb des Staats-Ministeriums mit meinem Namen figuriren müßte —, ich bin außer Stande, Geschäfte wieder zu übernehmen, und erbat daher von Sr. Majestät auch die Fortdauer meines Urlaubs, um dem Rathe der Aerzte folgend den Winter im Süden zuzubringen. — Vielleicht erscheinen meine Entschließungen Sr. Majestät erheblich genug, um mit Ihnen darüber zu conferiren, und erbitte ich daher von Ihrer Freundschaft, meinen Standpunkt des non possum wohlwollend zu vertreten, weil ich den Herrn weder erzürnen noch kränken möchte, sondern den größten Werth auf die Erhaltung seiner gnädigen Gesinnung lege. Wenn Se. Majestät . . . befehlen sollte, daß ein alter Diener fortdienen soll, selbst wenn er nicht mehr

kann wie ich: so werde ich natürlich auch meinen letzten Athemzug noch hergeben; einen andern Zweck aber hätte es nicht!

Zum Schlusse dieser Zeilen, die Sie als amtliche nicht ansehen wollen, denn sie sind par excellence privatim und freundschaftlich —, erlauben Sie mir, Ihnen aus vollem Herzen nochmals mein: „Adelante, adelantador atrevido[1])!“ zuzurufen und Gottes Segen für Ihr ferneres gedeihliches und großartiges Wirken zu erflehen; und das werde ich immer thun, bis an mein vielleicht nicht mehr fernes Lebensende, gleichviel ob ich auf der Bühne oder im Zuschauer-Raume meinen Platz habe!

In aufrichtiger Treue

Ihr Roon.

Se. Majestät der Kaiser antwortete am 14. Oktober auf das „mit lebhaftestem Bedauern entgegengenommene“ Entlassungsgesuch zunächst durch einstweilige Urlaubsverlängerung.

Am 1. November empfing Roon noch das äußere Zeichen seiner höchsten Würde: den Feldmarschallstab. Der Monarch sandte ihm denselben als Sein Geschenk „mit dem herzlichen Wunsche, daß dieser Feldmarschallstab sich recht lange in Ihrer Hand befinden möge!“

Acht Tage später erfolgte dann die Bewilligung der erbetenen Entlassung durch jene Allerhöchste Kabinettsordre, welche den Abschluß einer selten glorreichen Dienstlaufbahn bezeichnet und deshalb auch an dieser Stelle noch einmal wiederholt werden möge:

„Ich kann Mich leider der Ueberzeugung nicht verschließen, daß Ihr wiederholtes Gesuch um Uebertritt in den

---

[1]) d. h. etwa: „Vorwärts, immer vorwärts, kühner Held!“

Ruhestand durch Ihre leidende Gesundheit zu sehr begründet ist, um dessen Gewährung ablehnen, oder auch nur weiter verzögern zu können. Ich gewähre Ihnen daher — aber mit schwerem Herzen — den gewünschten Abschied, indem Ich Sie hierdurch, unter Entbindung von der mit so großer Auszeichnung bekleideten Stellung als Kriegs-Minister, mit der gesetzlichen Pension zur Disposition stelle. — Sie tragen in diesem Verhältniß auch ferner die activen Dienstzeichen, und verbleiben auch in der Liste der activen General-Feldmarschälle, sowie in Ihrem Verhältniß als Chef des Ostpreußischen Füsilier-Regiments Nr. 33, damit Sie der Armee, auf deren Ehrentafeln Ihr Name für alle Zeiten steht, auch durch ein äußeres Band angehören, so lange Sie leben.

Ich danke Ihnen nochmals warm und von ganzem Herzen für Alles, was Sie in Ihrer Dienstzeit in allen Ihren innegehabten Stellungen für Meine Armee gethan haben. Vor Allem aber nehmen Sie hier nochmals Meinen Königlichen Dank entgegen für Ihre Leistungen für Mich und Meine Armee, seitdem ich Sie zum Kriegs-Minister ernannte. Sie haben Mich bei Durchführung der Reorganisation der Armee mit seltener Umsicht, Consequenz und Energie unterstützt, und die Früchte Ihrer schweren Arbeit haben nicht auf sich warten lassen. Zwei glorreiche Kriege haben die Tüchtigkeit unserer Kriegs-Institutionen bewährt, und bei der nunmehr erfolgten Vergrößerung des Heeres ist es wiederum Ihr Werk gewesen, dieselbe in kürzester Zeit ins Leben zu rufen.

Mögen Sie sich nach Ihrer treuen Arbeit der wohlverdienten Ruhe noch lange erfreuen, und mögen Sie versichert sein, daß Ich niemals aufhören werde, Meinen in vielfach schwerer und bewegter Zeit immer bewährten Kriegs-Minister in ehrender und dankender Erinnerung zu behalten!

Als Andenken an den schweren Augenblick der Trennung sende Ich Ihnen meine Büste in Marmor.

Berlin, den 9. November 1873.

Ihr dankbarer König

(gez.) Wilhelm.

An
den General-Feldmarschall Grafen v. Roon,
Staats- und Kriegs-Minister.

Eine vom selben Tage datierte Allerhöchste Ordre, gegengezeichnet vom Minister Graf Eulenburg, gewährte in den gnädigsten Ausdrücken gleichzeitig die Enthebung von dem Amte als Ministerpräsident. Bekanntlich wurde dieses wiederum dem Fürsten Bismarck übertragen, Minister Camphausen zum Vizepräsidenten des Staatsministeriums und General von Kameke zum Kriegsminister ernannt.

* * *

Als der Feldmarschall nach Berlin zurückkehrte, um seinen dortigen Hausstand aufzulösen und sich allseitig zu verabschieden, fand er den Fürsten Bismarck dort nicht mehr vor. Doch empfing er von diesem noch vor seiner Abreise folgende Zuschrift:

Varzin, 20. November 1873[1]).

Lieber Roon!

Ihre freundlichen und traurigen Mittheilungen vom 12. v. M. an mich gingen parallel mit Ihren amtlichen Eingaben an Se. Majestät und machten mir leider im Verein mit Ihrem Schreiben an Moritz und mit der amtlichen Mittheilung des Kaisers vom 14. über Ihre immediate Ab-

---

[1]) Vervollständigt nach der Publikation im Bismarck-Jahrbuche, III. Band 3. Liefg., S. 301—303.

schiedseingabe eine Situation klar, mit der ich ungern vertraut werden wollte. Ich verschob meine Aeußerung, bis ich in Wien mit Sr. Majestät mündlich darüber reden konnte, und empfahl die Bewilligung bezüglich des Kriegsministeriums, den Aufschub bezüglich des Präsidiums. Der Kaiser war damit einverstanden. In Berlin sah ich Eulenburg und Camphausen, welche für schwierig hielten, dem Landtage ohne Definitivum gegenüberzutreten. Ich selbst war nicht gesund genug, um die Geschäfte in die Hand zu nehmen, ich war pflichtmäßig nach Wien gegangen, kam acut krank hier wieder an und brauche noch Ruhe, Eulenburg wollte oder konnte nicht, und Camphausen hatte die Anciennetät nicht, um einstweilen an die Spitze zu treten, so ist es gekommen, daß ich dem Kaiser von hier aus empfahl, was inzwischen von Ihm befohlen ist. Gleichzeitig wurde der Eintritt von Moritz von uns verabredet und von mir in demselben Schreiben bei Sr. Majestät beantragt[1]). Ich habe es abgelehnt, Moritz vertraulich zu sondiren; ich hatte das, bezüglich Stettin und Berlin, zweimal gethan, und nachdem ich sein Widerstreben überwunden, wurde nichts daraus. Ich verlangte also, daß er dießmal auf allerh. Befehl amtlich und nicht von mir freundschaftlich gefragt werde. Das Weitere wird Ihnen genauer, als mir, bekannt sein. Moritz (Blanckenburg) hat mir am 16. c. geschrieben. Ueber seine privaten Ehehaften urtheile ich nicht, er hat kein schneidiges Berufsgefühl für die Gesammtinteressen des Landes, sonst hätte er nie sein Mandat niedergelegt; es ist das ein Nachhall der Ader, die ihn abhielt, Landwehroffizier zu werden; hätte er jenes vaterländische Gesammtgefühl, so[2]) würde er damals und jetzt

[1]) An Stelle des in denselben Tagen zurückgetretenen Landwirtschaftsministers Graf Königsmarck.

[2]) Orig.: sonst.

nicht den „Acker" oder „fünf Joch Ochsen" oder ein „Weib" als Hinderniß gehabt haben[1]). Die politischen Bedenken halte ich noch weniger zutreffend; sein Beruf wäre gewesen, landwirthschaftliche Interessen en gros zu fördern, aber nicht Politik zu treiben. Seine Fractionsfurcht ist größer als seine Hingebung für König und Land. Und er ist doch so grünes Holz, wie erst mit dem dürren! Die Fraction und die Preßbengel Nathusius, und bei den Dürren der neidische Junkerdünkel. Gott hat die Fahnenflucht unsrer Junker von Thron und Evangelium zugelassen und dadurch unser Rüstzeug schwer geschädigt; aber ich schöpfe auch hier wie 63, 66, 70 in all den Kämpfen, die wir, lieber alter Freund, Schulter an Schulter siegreich bestanden haben, Muth aus dem mich tief innerlich berührenden und leitenden Worte: „Gott widersteht den Hoffärtigen", und auch im Kampfe mit Kleist, Waldow und Gerlach, wie mit den ehrgeizigen Priestern des römischen Götzendienstes, sehe ich die Hoffart zu meinem Trost im feindlichen Lager. Gefochten soll sein, das ist mir so klar, als ob Gott es mir auf deutsch direct befohlen hätte, ich stehe dienstlich an der Bresche, und mein irdischer Herr hat keine Rückzugslinie, also: vexilla regis prodeunt, und ich will, krank oder gesund, die Fahne meines Lehnsherrn halten, gegen meine factiösen Vettern so fest wie gegen Papst, Türken und Franzosen. Vermüde ich, so bin ich anschlagmäßig verwendet, und der Verbrauch meiner Person ist vor jedem Rechnungshofe justificirt. Durch Ihren Austritt bin ich vereinsamt, unter — Ministern — die einzige fühlende Brust. Der Rest vom alten Stamme[2]), der bleibt, ist faul; ich will nicht zu ihm sagen: „Heinrich, mir graut

---

[1]) Vergl. Ev. Luc. 14, 18—20.

[2]) des Ministeriums.

vor Dir", aber ich habe mitunter Lust, falls ich noch körperlich stärker bin, es ihn empfinden zu lassen. Unsre troupiers haben ein kurzes Wort über seine Landsleute, Sie werden es kennen. Ich wollte Ihnen nur ein herzliches Lebewohl schreiben, und nun komme ich auf sechs Seiten solcher Abirrungen. Sehn werden wir uns ja doch im Winter, und persönlich also nehme ich nicht Abschied. Wir werden mündlich doch noch manchen Rücklick auf die 11 Geschichtsjahre thun können, die Gott uns zusammen hat durchkämpfen lassen, und in denen wir mehr von Seiner Gnade erlebt haben, als wenigstens mein Verstehn und Erwarten faßte. Im Amte aber wird es einsam um mich sein, je länger je mehr; die alten Freunde sterben oder werden Feinde, und neue erwirbt man nicht mehr. Wie Gott will. Im gelben Sitzungszimmer werde [ich] die Lücke auf Ihrem Sophaplatze nicht ausgefüllt finden und dabei denken: „ich hatte einen Kameraden —". Man wird alt, das hat sein Gutes, man ist zufrieden mit Knochen und Leder an sich und Andern. Der Postbote mahnt, herzlichen Gruß und auf baldiges Wiedersehen.

Ihr treuer Freund

v. Bismarck.

In betreff der oben erwähnten Verhandlungen mit Blanckenburg erfahren wir näheres durch das Schreiben, welches dieser einige Tage früher (Zimmerhausen, 11. November) an Roon gerichtet hatte:

„Alea jacta est! Gestern habe ich an Eulenburg einen festen Absagebrief geschrieben, der mit diesem nach Berlin fährt. Ich war natürlich auf diese Wendung vorbereitet, — aber darauf allerdings nicht, daß Bismarck mich auf solche Weise, — ohne die geringste Andeutung mir hier zu

machen[1]) —, an den Graben heranreiten würde. Daß ich in dies Ministerium, — das „Bismarck" heißen wird und „Camphausen" sein wird —, nicht eintreten konnte, wenigstens nicht ohne viele „wenn's und aber's" —, darüber war ich nicht einen Augenblick zweifelhaft sofort wie der Zeitungs-klatsch darüber anfing.

Aber darüber habe ich 24 Stunden nachgedacht, wie ich am wenigsten verletzbar „nein" zu sagen hätte. Mündlich? nach Verhandlungen? Welcher Art konnten die sein —, die konnten sich doch nur auf Neugestaltung (in spe) des wunderlichen Ressorts beziehen. — Ich habe den Weg des Briefes gewählt in der meiner pommerschen Natur möglichen höflichsten Form!

Die Tragweite meines „nein", — nachdem die Einstimmigkeit des Ministerii und Einwilligung des Königs constatirt war —, ist mir wohl bekannt. Bismarck bekommt indirekt wenigstens nun auch durch mich einen empfindlichen Schlag, und ich kehre nach 20jährigem parlamentarischem Tanze, wie der Lachs aus hoher See — in den Cardeminer Bach zurück, um hier, — da wo ich geboren —, zu sterben.

Indeß eintreten konnte ich nur, wenn ich dadurch meine Zustimmung gab zu der letzten Legislaturperiode und wenn ich auch nur hoffen konnte, unter Camphausen's mächtigstem Einfluß dem mit Füßen getretenen landwirthschaftlichen Gewerbe aufzuhelfen. Beides konnte ich nicht!

„Wer weiß Gutes zu thun und thut es nicht, — dem ist es Sünde." Ich weiß hier Gutes zu thun — namentlich in meiner neuen Pflicht als Minister in den Angelegen-

[1]) Fürst Bismarck war im September in Zimmerhausen zum Besuch gewesen.

heiten meines lieben Gerhard[1]) —, in Berlin wüßte ich es nicht. Im Dezember sagte ich „ja“ (sehr gequält wie Du weißt) in der Idee, daß ich der conservativen Rechtsschwenkung eine Stütze sein sollte. — es sollte eine conservative Mehrheit im Ministerio geschaffen werden —, heute soll ich in ein Ministerium treten in dem doch höchstens Kameke noch mit mir wäre, — denn Bismarck wird in Preußen Camphausen wirthschaften lassen, darüber habe ich nicht den geringsten Zweifel. Daß die sämmtlichen Kollegen nach mir angelten in der Hoffnung, — daß ich etwaige horrenda die B. ihnen zumuthen wird —, abdämpfte und am besten noch die Besänftiger-Rolle des immerhin Gefürchteten übernehmen könnte, — ist mir klar —, sie waren ihrer Sache gewiß, daß ich als etwaiger conservativer Keil auf dem mir sehr unbekannten Felde ihnen weniger schaden könnte, — da doch meine alten Freunde und vor allem die stets schürende Kreuzzeitung mich als Abtrünnigen behandeln würden . . .

Wie freue ich mich, — daß Du frei bist! u. s. w.“

In einem andern Briefe hatte Blanckenburg die damalige Situation schon ähnlich beurteilt, wenn er schrieb: „Was weiter werden soll im Vaterlande? Ich weiß es nicht. Mit politischen Parteien ist es vorläufig aus. B. hat in Pommern jede Brücke, die ich noch hätte wieder bauen können, zerstört. Er geht nun (wider Willen vielleicht) liberale Wege . . . . Wir müssen jetzt nach Allem, was geschehen ist, — den liberalen Kelch bis auf die Hefe leeren! Es giebt keinen andern Weg, wenn B. nicht vollständig umkehrt. Eine conservative Mittelpartei (wie er träumt) ist ein Unding!

Dein getreuer Moritz.

---

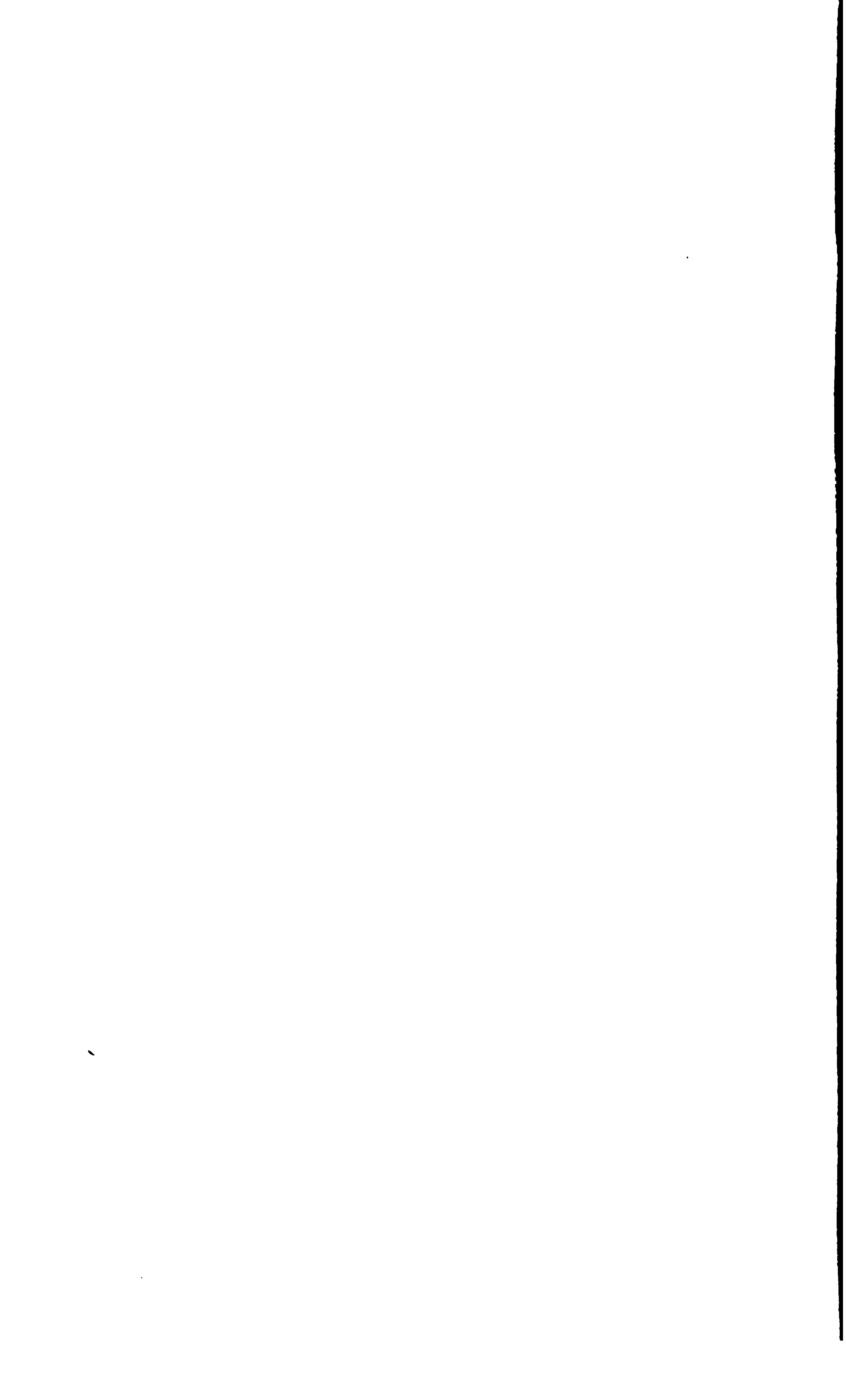
[1]) Gerhard von Thadden-Vahnerow, Blanckenburg's Schwager, war wenige Wochen vorher durch Sturz in einem neuerbauten Hause eines plötzlichen Todes gestorben.

Roon seinerseits war trotz der Wehmut, welche die Trennung von seinen Ämtern, seinen Untergebenen, allen Berliner Umgebungen — vor allem aber von seinem huldreichen Monarchen naturgemäß mit sich brachte —, doch herzlich froh, von den politischen Sorgen nun endlich erlöst zu sein.

„Alt bin ich", — so schrieb er in jenen Tagen einem seiner nächsten Angehörigen —, „jung aber noch in der herzlichen innigen Liebe zu meinem Könige, meinem Lande, meinen Kindern und meinen Freunden. Das hoffe ich bis an mein seliges Ende auch zu bleiben."

Erfüllt von diesen Empfindungen hat er damals alle seine zahlreichen Angehörigen und eine Anzahl nahestehender lieber Freunde, bisheriger Untergebener ꝛc. noch einmal in seiner Wohnung im Kriegsministerium zu festlichem Mahle um sich versammelt —, in denselben Räumen, in welchen er mit seiner Frau so lange Zeit eine seiner Sinnesart entsprechende, einfache, aber ungemein gemütliche Gastlichkeit geübt hatte. Den Seinigen waren diese Räume durch den denkwürdigen 14jährigen Aufenthalt oder Verkehr in denselben fast zur lieben Heimat geworden, in welcher Roon wie ein Patriarch über ihnen waltete. Jetzt, bei der Trennung, verlebten sie dort noch Abschiedsstunden, die jedem unvergeßlich geblieben sind.

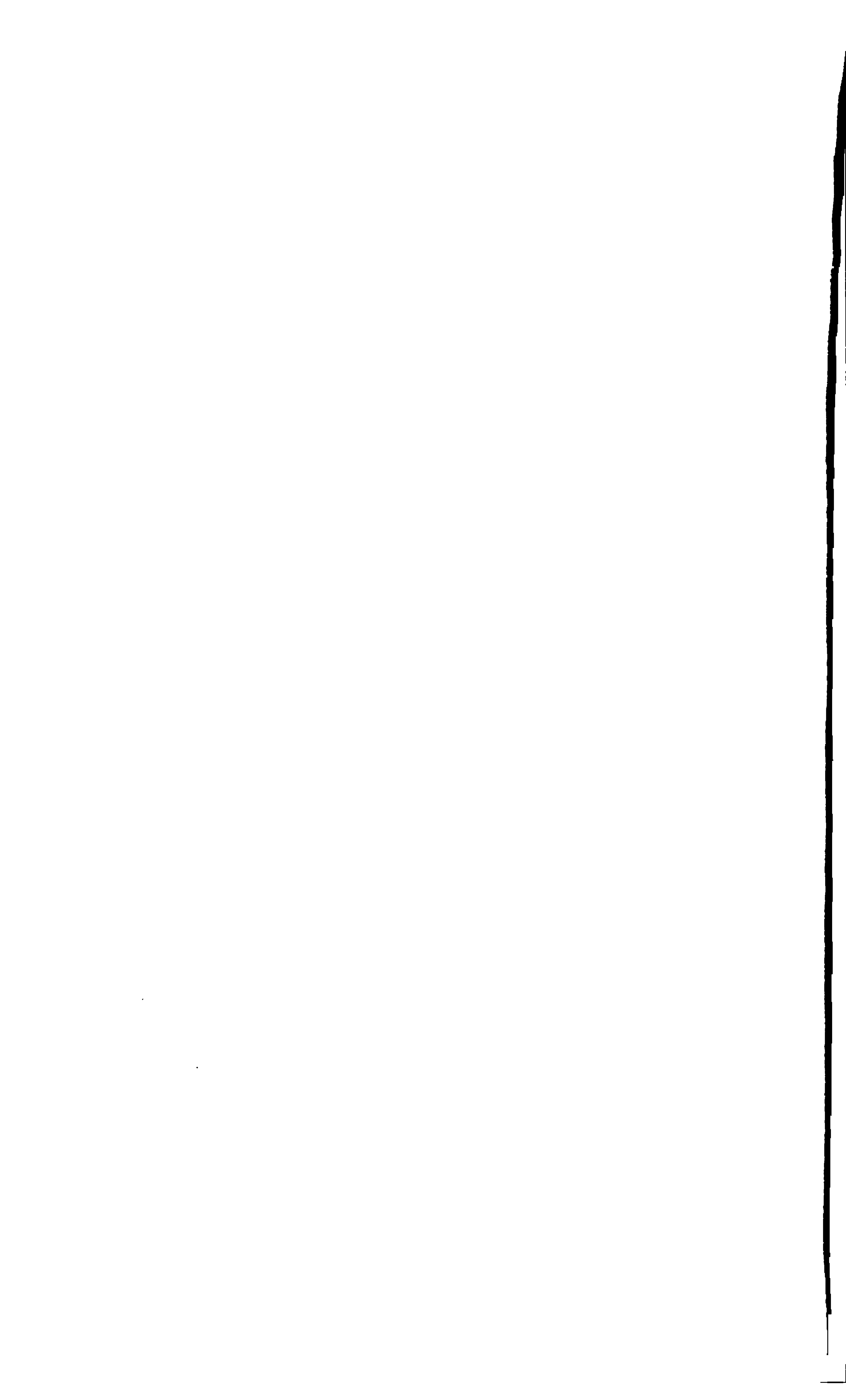
Der Anfang Dezember aber fand den Feldmarschall, begleitet vom Stabsarzt Dr. Preuße, der in Assistenz des Generalarztes Dr. Böger schon in den letzten Jahren beständig über seiner Gesundheit gewacht hatte, sowie von seiner Gemahlin, mehreren anderen Familiengliedern und der nötigen Dienerschaft, auf der Reise nach Italien. Er wünschte dort, im Kreise lieber Angehöriger, mindestens ein halbes Jahr lang ständigen Aufenthalt zu nehmen.



Zehnter Abschnitt

Im Ruhestande

1874—1879



Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Mit den in der Heimat verbliebenen Angehörigen und einigen näheren Freunden unterhielt Roon — sowohl während der italienischen Reise wie nachher — einen ziemlich lebhaften Briefwechsel; derselbe betraf wohl meistens seine Familie sowie die Erledigung geschäftlicher Dinge, befaßte sich aber auch noch häufig mit den öffentlichen Angelegenheiten, da diese für den großen Patrioten auch „im Zuschauerraume" von hoher Wichtigkeit blieben.

„Da sind wir glücklich über die Alpen!" schrieb er am 9. Dezember 1873 aus Bozen, „und Gott sei Dank! was mich betrifft mit dem Gefühl wachsender Genesung. Die ganze Gesellschaft ist wohlauf und guter Dinge. An Heiterkeit niemals Mangel. Überschwängliche Freude am Naturgenuß, zumal bei dem weiblichen und jüngeren Theile meiner Begleitung; am meisten entzückt das „Opperlein [1])" . . ., ich lasse mich pflegen und verziehen. . . . Oft gedenke ich

[1]) Fräulein M. Oppermann, langjährige Freundin und Stütze der Roon'schen Familie, welche sie auch durch hingebend treue Pflege des Feldmarschalls in seinen Krankheiten zu innigstem Dank verpflichtet hat.

in Wehmuth der Heimath, meiner letzten Tage in Berlin, meines lieben und theuren Königs und aller der Meinen" ....

Vom 10. Dezember an waren die Reisenden einige Tage in Venedig. Am 16. Dezember schrieb Roon an Blanckenburg aus Florenz: ... „ich fühle es fast wie eine Schuld, daß ich Berlin und das Kriegsministerium, den Schauplatz so mancher traulichen Plauderstunde, verlassen habe, ohne Dir förmlich Adieu gesagt zu haben vor meiner Wanderung in die Fremde. Aber glaube mir, es war mir physisch unmöglich. Vom 15. November bis zum 29. glaubte ich jeden Tag zehnmal zu ersticken und bin wohl zehn Nächte hindurch nicht ins Bett gekommen. Dann nahmen mich die letzten Amputations-Maßregeln ganz in Anspruch, soweit ich Kräfte hatte. Am 2. Dezember, — Deiner geliebten Mutter Geburtstag —, war die schwere Stunde der Trennung von meinem kranken Könige; ich habe auch diese ausgehalten, und konnte mich endlich am 4. auf die Eisenbahn setzen und die Reise nach Wälschland versuchen. In sehr kleinen Tagereisen gelangte ich am 10. glücklich nach Venedig, aber — Frost und Schnee fehlen uns bis heute — auch hier in Florenz! — nicht ganz, und sie drängen mich unaufhaltsam weiter nach dem Süden, um der Gefahr neuer Erkältung zu entgehen, so daß ich ohne die Erkrankung meiner Enkelin A.-M. schon morgen von hier weiter geeilt sein würde — und mir die Herrlichkeiten von Florenz und Rom bis zur Heimreise im Frühjahr aufspare. ... Es geht mir zwar momentan unglaublich gut, denn ich bin seit dem 5. d. fast ganz frei von Beklemmungen, selbst von Husten, aber ich war sehr hinfällig und abgespannt und bin es in gewissem Grade noch immer; doch habe ich wieder Lebensmuth gewonnen und hoffe wieder — im Vaterlande zu sterben.

Sorrent oder Palermo? das ist jetzt die Frage! Palermo ist zwar das ärztlich gesteckte Ziel, aber meine Damen fürchten die Überfahrt. .

Eigentlich habe ich das Reisen satt, sehne mich nach dem gesegneten Einerlei einer idyllischen und sonnigen Existenz. Wenn man alt ist und sich recht alt fühlt wie ich, so ist bei dem steten Wechsel der Eindrücke, wären sie auch noch so interessant, keine rechte Freude: die Sehnsucht nach Ruhe überwiegt alles Andere. Am liebsten wäre ich daher sofort nach meiner Verabschiedung aufs Land gegangen, wären die klimatischen Nöthigungen für meine Gesundheit nicht in Betracht zu ziehen gewesen . . .

Gott ist so gnädig gegen mich gewesen, daß ich auch hoffen darf, wir werden uns im nächsten Frühjahr in Neuhof oder im Spätherbst in Krobnitz wiedersehen. Am ersteren Ort hoffe ich gegen den 1. Juni einzutreffen. Am 1. Juli muß ich wegen der Pacht-Übergabe an Witzmann[1]) nach Krobnitz. . . . Das kann sehr erfreulich werden für meine alten Tage.

Wenn ich von meinen patriotischen Sorgen heute schweige, so fehlen sie mir leider doch nicht! — Bismarck's Antwort auf meine herzlichen Abschiedsworte war geschrieben nach der gnädigen Königs-Ordre vom 9. d. Mts. Sie bespricht aber hauptsächlich seine eigene Lage . . . und läßt mich Manches vermissen. . . Sehr lebhaft verklagt er Dich bei mir wegen Deiner Ablehnung des Ministerpostens.

Willst Du mich durch einige Zeilen Antwort erfreuen, so richte sie nach Neapel (Hotel Gran Bretagna), später nach Palermo (Adresse des deutschen Consuls G. Kopp)."

---

[1]) Dieser, Roon's jüngerer Schwiegersohn, übernahm die Verwaltung des Gutes.

Rom, 22. 12. 73.

„... Wir sind seit dem 19. hier. H.'s Erkrankung nöthigte zum längeren Verbleiben in der „ewigen Stadt", was dem Zweck meiner Reise insofern nicht ganz entspricht, als selbige Stadt, ungeachtet ihres unermeßlich historischen Interesses, medizinisch betrachtet wegen ihrer schlechten Luft und wechselnden Temperatur keineswegs ein passender Stations-Ort für mich ist.

... Wir sind hier durch Keudell's auf das Liebenswürdigste behandelt worden, haben vorgestern dort dinirt, gestern gefrühstückt, und der Hauptmann v. P. (Militär-Attaché) widmete sich uns als wohl unterrichteter Cicerone all' die Tage. Er hat uns überall herumgeführt, und — wir haben in den zwei Tagen eine Menge von neuen Bildern gegen alte Namen eingetauscht. Von Weiterem konnte natürlich nicht die Rede sein. Als Dessert empfingen wir gestern auf dem Kapitol[1]) die schöne Aussicht auf die Stadt und das Albaner-Gebirge. Aber ich werde mich wohl aller Beschreibungen enthalten; das wäre ein mer à boire!

Gestern sind wir hier sehr beunruhigt worden durch ein von den Zeitungen mitgetheiltes Telegramm, wonach im Befinden des Königs und Kaisers ein Rückgang eingetreten sein soll. Gott schütze und erhalte Ihn! ich habe Ihm gestern geschrieben...

Hier und in Florenz fand ich bei allen Personen, mit denen ich in Berührung gekommen, die größte Bereitwilligkeit, mir nützlich zu sein, auch mir Nachrichten über Palermo zu verschaffen. Es ist doch eine gar schöne Sache um einen guten Namen. General Menabrea, der mich gestern hier

---

[1]) Auf welchem bekanntlich der Palast Caffarelli, das Botschaftspalais, liegt.

aufsuchte, bot mir die Dienste seines in P. wohnenden Schwiegersohnes, Duca di Gela, dem er schreiben wollte, aufs freundlichste an; ich habe Dienstfertigkeiten immer abzuwehren, statt sie nachzusuchen. . .

Die Schwarzseherei hinsichtlich der Dauer des jetzigen Ministeriums kann ich nicht theilen, und, wenn Gott uns den König erhält, werden alle wesentlichen Bestimmungen des Militär-Gesetzes vom Reichstage genehmigt werden."

Am 24. Dezember trafen die Reisenden in Sorrent ein, wo sie „entzückt und doch wehmütig" das Weihnachtsfest feierten und einige Wochen blieben. Von dort schrieb Roon am 31. Dezember[1]) u. a.: „Meine Gesundheit verursacht z. B. keine Bedenken, der Husten incommodirt mich sehr wenig, die Athem-Noth ist fast verschwunden und zeigt sich in gewissem Grade nur bei'm Steigen. An der durch meine Vergangenheit und meine 71 Jahre begründeten Zerrüttung meines Nervenlebens, verbunden mit einer gewissen Mattigkeit, wird freilich auch hier nicht mehr viel zu ändern sein; dennoch darf ich jetzt nicht heimkehren, das nordische Klima würde meine organischen Beschwerden erneuern. . . Uebrigens haben wir auch keineswegs unangenehme Reise-Erfahrungen gemacht; einige unbescheidene Bereicherungs-Versuche, die gelegentlich vorkamen, sind in der That das einzige, worüber zu klagen wäre; sonst sind und waren wir bisher aufs beste und zuvorkommendste behandelt. Die Eisenbahn-Verwaltung in Florenz gab uns bis Neapel einen Salonwagen, die Militär- und Civilbehörden bemühen sich um mich aufs höflichste, die Bevölkerung wirft mir einen „grand uomo" nach dem andern an den Kopf, und hier in Sorrent brachten uns einheimische Sänger am Tage der

[1]) an seinen ältesten Sohn.

Ankunft ein Ständchen, das die „Wacht am Rhein“ in deutscher Sprache sang. — Ich denke viel an meinen lieben kranken König, dem ich schon zweimal geschrieben, aber glücklicherweise wenig an die politischen Probleme der Gegenwart, zu deren Lösung ich Gottlob nicht mehr mit berufen bin. Bismarck's Rede contra Gerlach habe ich indeß in Rom gelesen; ich fand sie geschickt und mit esprit gefaßt.

Doch nun will ich schließen, um Deine sowie meiner Umgebungen Ermahnung zu befolgen, wonach ich mich möglichst immer im Freien aufhalten soll. Die Sonne lacht wieder aus dem nun wolkenlosen Himmel auf den Orangenhain herab, auf den ich aus meinem Fenster blicke, und wenn Luft und See auch noch in lebhafter Bewegung sind, und der Vesuv seinen weißen Schneemantel, in den ihn die vorgestrige Tramontana gehüllt, noch nicht wieder ganz abgelegt hat, so will ich mich doch hinausmachen und auf jede weitere landschaftliche Malerei verzichten, in welcher meine Damen ohnehin das unglaublichste zu leisten nicht verfehlen werden, so unmöglich es auch ist, sich darin mit Pinsel und Palette, geschweige denn mit Tinte und Feder zu genügen . . .

(Den 10. Januar.) Die jungen Leute waren gestern in der blauen Grotte, wir Alten mit H. und A.-M. machten eine Spazierfahrt und erkletterten Capo di Massa, wo wir die herrliche Sicht über Land und Meer im goldenen Sonnenschein genossen . . . Wir reisen morgen ab, zunächst über Pompeji nach Neapel.“ — —

Um die, übrigens meist wohlwollenden, Äußerungen der heimischen Presse, welche ihm nach seiner Abreise nachhallten, hatte Roon, getreu seinem Vorsatze, die Politik zu vergessen, sich zwar wenig gekümmert. Als eine Verdrießlichkeit empfand er jedoch in den ersten Januartagen einen ihm zu Gesichte kommenden Artikel der „Germania“ vom 3. Januar

1874, welche in ihrer Wochenschau folgende Glossen über Roon's Scheiden von Bismarck gemacht hatte:

„Nicht unerwähnt, als ein Zeichen der Situation, darf der in gewissen Kreisen vielbesprochene Brief eines gewissen hohen Herrn an seinen Freund und Collegen bei dem Ausscheiden des letzteren aus dem Staatsdienste bleiben, in welchem diesem Freunde, der gegenwärtig in Italien weilt, gratulirt wird, daß er aus „der ganzen Teufelsgeschichte" herausgekommen und den Rest seines Lebens in Frieden zubringen könne, während der Schreiber so unglücklich sei, ganz isolirt zu stehen, nachdem nun auch sein letzter Freund, v. Bl. [M. v. Blanckenburg], sich von ihm losgesagt habe. Die krankhafte Erregtheit des Schreibers giebt den Beweis, daß gewisse Dinge nicht unternommen werden können, ohne auch in Gemüthern, die sich für gepanzert gegen mancherlei sittliche Einflüsse halten, tiefe Wunden zu reißen, und daß auch den scheinbar Glücklichsten Strafen ereilen, von denen die Welt wenig ahnt. Es können aus diesem Klagerufe aber auch die Schaaren derer, die des einsamen Mannes Freundschaft und Vertrauen zu besitzen glaubten, lernen, wie sehr sie nur seine Werkzeuge sind, und wie ferne sie seiner Zuneigung stehen." —

Die hämische Art, in welcher Bismarck hier angegriffen und gleichzeitig ihm (Roon) selbst der indirekte Vorwurf unzarter Indiskretion gemacht wurde, indem der klatschhafte Schreiber des Artikels that, als habe er den vertraulichen Brief Bismarck's an Roon eingesehen, empörte letzteren so, daß er, seine unpolitischen Vorsätze vergessend, sofort an Bismarck schrieb:

Sorrento, 9. Januar 74.

Lieber Bismarck!

Ob Sie die nichtswürdigen Wespenstiche der Germania beachten wollen oder nicht, mögen Sie Selbst entscheiden.

Da man meine arme alte Person benutzt hat, um Ihnen Schaden zuzufügen, so hielt ich es für meine Pflicht, die angebogene Erklärung aufzusetzen und sie Ihnen zur Verfügung zu stellen. Ich dachte zuerst dieselbe an Braß zu schicken zur Aufnahme in die „Post"; mir kam das Bedenken, ob Ihnen damit unbedingt gedient sein möchte; es war und ist ja denkbar, daß Sie es für weiser erachtet, in dem stinkenden Geklatsch nicht zu rühren. Unbedingt aber mußten Sie wissen, was in meiner Erklärung steht; es ist die volle Wahrheit.

Mir geht es leidlich. In einigen Tagen denke ich nach Palermo zu gehen, da es mir hier nicht warm genug ist. Gott sei mit Ihnen, den Ihrigen, Ihren Plänen und Ihren Thaten. Dies ist der aufrichtige Wunsch

Ihres
abgedankten Collegen und alten Freundes
v. Roon.

Die dem Briefe beigefügte Erklärung hatte folgenden Wortlaut:

Sorrento, 9. Januar 1874.

„Mit dem größesten Befremden lese ich so eben, daß die Germania in ihrer jüngsten Wochen-Rundschau neben anderen Ungeheuerlichkeiten auch den Inhalt des Briefes „eines gewissen hohen Herrn an seinen Freund und Collegen bei dem Ausscheiden des Letzteren aus dem Staatsdienste" bespricht, und darüber keinen Zweifel läßt, daß mit dem Schreiber und Empfänger dieses Briefes Niemand anders gemeint sein kann, als der Fürst Bismarck und der Graf v. Roon, welcher Letztere freilich „gegenwärtig in Italien weilt".

Da dem Artikel ohne Zweifel diese Deutung gegeben werden wird, so fühle ich mich gedrungen zu erklären, nicht

nur, daß der dem Briefe angedichtete Inhalt das gerade Gegentheil von der Wahrheit ist, [sondern auch], daß der eigenhändige freundschaftliche Brief des Fürsten, den ich etwa 8 Tage nach meiner Dienstentbindung erhielt, von Niemand gelesen worden ist, als von mir und meiner mich begleitenden Gemahlin, daß ich in meiner damaligen schweren Erkrankung m. W. überhaupt mit Niemand darüber gesprochen habe, am allerwenigsten aber in der wahrheitswidrigen Weise, die allein zu solchen albernen und tendenziösen Auslassungen hätte Veranlassung geben können, wie solche nun von der Germania zu meinem großen Erstaunen gemacht worden sind, vielleicht um den alten Jesuiten-Grundsatz, daß „der Zweck die Mittel heiligt", durch einen neuen Beleg zu illustriren.

Der Generalfeldmarschall
Gr. v. Roon.

Obiges Schreiben kreuzte sich mit einer Zuschrift Bismarck's in derselben Angelegenheit und veranlaßte Roon noch einmal darauf zurückzukommen; und zwar in dem nachfolgenden Briefe:

Palermo, 20. 1. 74.

Lieber Bismarck!

Ihre Zeilen vom 9. d. M.[1]) mit dem Ausschnitt der Germania vom 3. sind mir vorgestern hier behändigt worden, nachdem ich mich über den lügenhaften Inhalt jenes Ausschnittes, der mir aus einem anderen Blatte bekannt geworden war, gegen Sie bereits unter dem 9. oder 10. d. M., wie beiliegender Empfangsschein bezeugt, noch von Sorrento aus geäußert hatte. Wenn neuerdings, — wie ein mir von Rom aus mitgetheilter Zeitungsausschnitt aus dem Univers darthut —, von der verlogenen ultramontanen Presse be-

[1]) Dieser Brief wurde nicht aufgefunden.

hauptet wird, ich hätte von Rom aus an Moritz im Sinne der Anschuldigung Mittheilungen aus Ihrem Briefe gemacht: so ist das ebenfalls im Wesentlichen erlogen. Ich glaube von Rom aus an Moritz gar nicht geschrieben zu haben, da ich bestimmt weiß, ihm während meiner Reise nur einmal geschrieben [zu haben] und zwar, — wie ich mich sicher zu erinnern meine —, von Venedig aus. Der Ort ist freilich nebensächlich; die Hauptsache vielmehr, ob ich so geschrieben habe, daß wenn der Brief gestohlen worden, derselbe die Unterlage zu dem Germania-Artikel hätte bilden können, und dies muß ich aufs allerunzweideutigste verneinen. Ich habe gegen Moritz Ihres Briefes, — wie ich glaube —, nur nebenbei gedacht und ihm Ihre Beschwerden über ihn nicht einmal mitgetheilt, und diese bildeten ja den Hauptinhalt Ihres Schreibens an mich. Wenn ich über diese Materie weitere Äußerungen mir versage, so geschieht es, weil ich das Schicksal dieser Zeilen nicht garantiren kann, und weil mein Schreiben von Sorrent eigentlich Alles enthält, was ich Wesentliches darüber zu sagen habe. Zweifeln Sie nicht daran, daß mir die Nichtswürdigkeit Ihrer ultramontanen Gegner nicht geringeren Abscheu einflößt, als Ihnen selbst. Es ist empörend, zu welchen Mitteln dieses Jesuiten-Gesindel greift, um Ihre Politik zu kreuzen.

In herzlicher Ergebenheit

Ihr

alter Freund

v. Roon.

Übrigens hat[1]) auch M. v. Blanckenburg in gleicher Sache Nachstehendes an Fürst Bismarck mitgeteilt:

---

[1]) Wie sich aus dem Bismarck-Jahrbuch, III. Band, 3. Lieferung S. 254 u. 255 Anmerkg. ergiebt.

Zimmerhausen bei Plathe, den 26. Januar 1874.

„Vater Roon schickt mir einen Ausschnitt aus der Union 9/1., in dem aus dem Moniteur universel ein Skandalartikel über die Briefgeschichte wiedergegeben wird. Darin befindet sich die Behauptung, daß ich eine Abschrift Deines Briefes von Roon aus Rom erhalten hätte. Ich kann mir denken, daß es Dir doch von Werth ist zu hören, daß diese Neuigkeit eine einfache Lüge ist. Ich habe allerdings einen Brief von Roon aus Florenz erhalten, in dem nichts weiter steht, als daß er überhaupt einen Brief von Dir erhalten hat, in welchem Du lebhaft beklagst, daß ich den Ministerposten nicht angenommen habe. Dieser Brief kam hier unverletzt an, ihn hat Niemand gelesen. Es ist daher eine Unmöglichkeit, daß auf diesem Wege Mittheilungen aus Deinem Briefe an die giftigen Nattern der Germania gemacht sind.

Ich wäre bereit, diese Räubernachricht der Union zu dementiren, — wenn Du es wünschst —, mir will aber scheinen, daß nach Roon's Erklärung dies ganz unnöthig ist, — ja vielleicht dieselbe abschwächen könnte.

Dein

B.

In denselben Tagen empfing Roon aber auch erfreuliche Briefe aus der Heimat, und vor allem zu seiner Beruhigung bessere Nachrichten über das Befinden seines geliebten greisen Monarchen; letztere sogar durch dessen eigenhändige Zuschrift:

Berlin, 9. 1. 74.

„Sie haben mir seit dem Betreten des italienischen Climas so, proposition gardée, gute Nachrichten von sich gegeben, daß ich hoch erfreut bin, daß Sie trotz Ihres Zustandes bei Ihrer Abreise dieselbe unternommen haben; und

erwiedere ich Ihre lieben Wünsche für mich bei'm Jahreswechsel, indem ich die gleichen für Sie und die Ihrigen ausspreche!

Sie machen aber so viele ultra-bescheidene Rückblicke auf Ihre Dienststellungen und auf unverdiente Belohnungen, daß ich fast schelten möchte, daß Sie mir es nicht überlassen, das Maaß jener Leistungen und Belohnungen abzumessen!

Unser Abschied, dann ein Abriß Ihrer Leistungen in den bedeutungsvollen 14 Jahren zeigten mir mit Wehmuth daß ich Ihrer nunmehr entbehren soll, und Ihr Schmerz hierüber kann nicht tiefer sein als der meinige! Dank, nochmals Dank für Ihr aufopferndes, aber auch Segensreiches Wirken.

Was mich betrifft, so ist eine Réconvalescenz wirklich eingetreten; aber da ich schon Einmal so weit war, und durch den quälenden Husten auf 14 Tage zurückgeworfen auf Schlaf- und Appetitlosigkeit, kann man sehr découragirt werden, ob nicht nochmals eine Störung eintreten könnte! Seit vorgestern habe ich meine Ausfahrten, bei Sonnigen Tagen und 1—2 Grad Kälte, wieder begonnen, bis jetzt ohne Nachtheil! Aber was sind solche Tage gegen die Wonne, die Sie jetzt in Sorrento genießen! Sie machen eine verführerische Anspielung auf mich; aber wie kann ich darauf hören, wo wir in der Kammer der Reichstags-Schlacht entgegen gehen!

Mit den herzlichsten Grüßen für die Ihrigen,

Ihr dankbarer König

Wilhelm.

Nach nur kurzem Aufenthalte in Neapel und glücklicher Überfahrt nach Sizilien setzte Roon die Mitteilungen an die Seinen in der Heimat fort:

Palermo, 25. 1. 74.
Olivazza, Serra di falco.

„Vorgestern Nachmittag sind wir nach mancher Noth und manchem Zweifel hier eingezogen, wo wir uns schon recht wohl befinden und dem Erwachsen eines gewissen Heimaths-

gefühls entgegensehen, soweit ein solches Gefühl hier überhaupt aufkommen kann. Die Beschreibung unseres hiesigen ländlichen Etablissements will ich flinkeren Federn überlassen, und nur einzelne Notizen hier verzeichnen, um dem Ganzen Farbe zu geben. — Wenn die Sonne scheint, können wir warme Kleider nicht ertragen. Wenn wir aber, wie heute, einen grauen Tag haben, so zeigt das Thermometer Morgens um 7 Uhr + 10° R. und um 11 Uhr wenig mehr. Bei gänzlicher Windstille vermißt man weder im Zimmer den Kamin, noch draußen den Ueberzieher, und windig ist es fast nie. — Wenn ich mich in meinem trefflichen Bett Morgens aufrichte und hinausschaue durch die Glasthür meines anstoßenden Wohnzimmers, so blicke ich über die Wipfel von Lorbeerbäumen, Magnolien und Dattelpalmen hinweg auf das etwa 1/2 Meile entfernte blaue Mittelmeer im Osten und bei weiterer Umschau gegen N. u. Westen auf die zackigen Gipfel rauher Felsenberge, welche die Ebene von Palermo amphitheatralisch umschließen, im S. u. S. O. auf die thurmreiche Stadt. Auf dieser Seite unmittelbar unter den Fenstern das Leben und Treiben dieser unendlich zerlumpten und unglaublich beweglichen Bevölkerung, deren Costüme und Wesen, deren Geschrei und Geberden in ihrer Unbeschreiblichkeit und Eigenthümlichkeit den beobachtenden Nordländer mit immer neuer Unterhaltung versorgen. Wenn man nur Alles verstände! Zwar wird von morgen ab ein italienischer Sprachlehrer bei uns aus- und eingehen, aber seine Unterweisungen werden nicht anticipando Früchte bringen; ob überhaupt? — jedenfalls unreife."

Ähnliches schrieb Roon auch an Blanckenburg, welcher seinerseits noch zuweilen Mitteilungen über die politischen Angelegenheiten in der Heimat nach Palermo gelangen ließ. In einem Briefe vom 18. Januar hatte er u. a. geäußert:

„Der Reichstag ist so zusammengesetzt, daß an einen befriedigenden Abschluß des Militairgesetzes nicht zu denken ist. Ich prophezeihe einen Zusammenknall oder ein Nachgeben des Königs und Bismarck's. Selbst hier in diesem Kreise war bei den Liberalen Stichwort: „zweijährige Dienstzeit" .....

Daß die Sozialisten den Beweis geführt haben, daß sie kolossale Fortschritte gemacht haben, wußte ich vorher —, meine Freunde wollten es nie glauben. . ."

Darauf antwortete Roon am 4. Februar:

„Ueber Politik möchte ich grundsätzlich gar nicht sprechen und nur berichtigend bemerken, daß Du in Betreff des Militair-Gesetzes zu schwarz siehst. Der König kann in Betreff der Dienstzeit gar nicht nachgeben, ohne Sich, seine Minister und seine militärischen Grundsätze, im Hinblick auf die Vergangenheit an den Pranger zu stellen —, ganz abgesehen von der technischen Unzweckmäßigkeit und Verkehrtheit. Das wird auch B. einsehen, und wenn er sich mit Entschiedenheit vorspannt, so wird es ihm gelingen, den Wagen, trotz aller Disteln und Dornen, die die Opposition ansäet, und trotz aller Klüfte und Löcher, die sie auszuhöhlen versuchen wird, vorwärts und ans Ziel zu bringen. Eine tüchtige Armee, — das muß ihm und seinem heutigen Gefolge klar sein —, ist der einzig denkbare Schutz sowohl gegen das rothe, als gegen das schwarze Gespenst. Ruiniren sie die Armee, dann ist das Ende da; dann adieu Preußischer Kriegsruhm und Deutsche Herrlichkeit!"

Später am 5. Februar hatte Blanckenburg der kirchlichen Wirren gedacht und dabei geäußert:

„Nun, Du hast das römische Wesen ja nun vor Augen und wirst wohl in keine Versuchung kommen, den Papismus als Christenthum zu idealisiren."

Hierauf ging Roon am 15. Februar ausführlicher ein:

„Daß ich den Papismus nimmer ideal aufzufassen vermag, ist freilich sicher. Aber ich schätze ihn als wirksame Polizei-Institution, namentlich inmitten einer halbwilden Bevölkerung wie die sicilianische . . . Nachdem hier der moderne Staat Alles niedergerissen hat, was bisher die Rohheit in Fesseln hielt, ohne andere wirksame Schranken aufzurichten, muß man sich alle Tage wundern, daß sie nicht wilder und wüthender an's Licht tritt. Vom Aberglauben zum Unglauben ist immer nur ein kleiner Schritt. Hat man hier die heilige Rosalie bis auf Garibaldi abgöttisch angebetet, so hat man ihrem Marmorbilde damals den Kopf abgeschlagen und damit handgreiflich dem Aberglauben ein Ende zu machen geglaubt, — damit zugleich aber die Kette zerrissen, an welcher die Bestie zu lenken und zu zügeln war. Den Katholizismus mit all' seinen mannigfaltigen Verdummungs-Apparaten verächtlich zu machen, ist ganz leicht gegangen, wo aber ist außerhalb desselben die autoritative Kraft zu finden, durch welche die sittlichen Hebel des Christenthums in Wirksamkeit gesetzt werden? Der moderne Staat ist unfähig dazu; er bedarf eben sowohl als der antike des transcendentalen Moments; mit Gesetzesparagraphen allein ist da nichts zu machen. Mit dem menschlichen Richter glaubt jeder durch List oder Gewalt fertig zu werden, und mißglückt dies, so hat der Verbrecher blos Ungeschick bewiesen oder „Unglück gehabt". Der innere Richter aber wird in Inactivität versetzt, indem man die himmlische Gerechtigkeit ins Reich der Fabeln verweiset. Diesen verderblichen Ausgang der Römischen Kirche zur Last zu schreiben, ist zwar vollkommen gerecht; damit aber wird dem Unheil der hereinbrechenden Verwilderung nicht gesteuert. Und — geht es uns, „den Ketzern", denn besser? Möchte man diese Frage auch mit ja

beantworten, so wird man doch im Hinblick auf die zahlreichen Symptome derselben schweren Krankheit einzugestehen nicht umhin können, daß auch wir uns sehr ernstlich zusammen nehmen müssen, wenn wir nicht demselben Unheil verfallen wollen. Solche Erwägungen, die leider unsern Staatsweisen vielfach abhanden gekommen zu sein scheinen, sind die Entschuldigung für das Verhalten unserer conservativen Ultras. Sie vergaßen und vergessen indeß, daß der Irrenarzt sich zum Zwecke der Heilung den krankhaften Vorstellungen des Patienten anbequemen muß, statt sich durch vergebliche Versuche, die Zwangsjacke anzuwenden, verhaßt oder lächerlich zu machen. Hätten die überzeugungstreuen Führer der Conservativen dies doch bedacht, zu rechter Zeit bedacht, so würden sie den Steuermann nicht genöthigt haben, nur nach Links zu schauen und das Schiff, in dem Wahn es zu retten, in die gefährlichste Brandung zu steuern. Ist es nun einmal darin, so müssen auch „alle Mann auf Deck", um es vor dem Untergange zu bewahren. . . . .

Daß meine Gedanken viel im Vaterlande weilen und auch ohne besondere Veranlassung oft auf das leidige politische Gebiet geführt werden, ist wohl natürlich. Mich erstaunt nichts in höherem Maße, als daß der allmächtige Mensch nicht von selbst auf die Nothwendigkeit sich gewiesen fühlt, zu versuchen, in wieweit dem aus dem Nihilismus stammenden und durch die moderne Entwickelung begünstigten Unheil etwa durch gesetzgeberische Maaßnahmen zu wehren sei. Dem Throne, auf dem das heutige régime sich so selbstgefällig spreizt, sind die Beine halb durchgesägt, aber man scheint zu meinen, sie halten wohl noch und werden schon wieder von selbst zusammenwachsen. — Doch endlich genug von Politik. . . ."

Die nächsten Briefe[1]) konstatierten leider sehr ungünstige kalte Witterung und eine im ganzen wenig behagliche Existenz in Palermo. Die Wohnung war zwar schön und groß, aber auch sehr „luftig", gut schließende Fenster und Thüren sowie brauchbare Öfen gab es nicht, so daß die kleine Kolonie recht tüchtig fror und mitunter — die Pelze brauchte, um sich in den Betten zu erwärmen. Ein Brief vom 18. Februar berichtet von einer ganz kurzen günstigen Witterungsperiode, welcher Süd-Südwest- und Süd-Ost-Stürme folgten. „Sie bringen gelegentlich etwas Regen und auch warme Luft. Das Frieren wird daher nun wohl ein Ende haben, wenn es auch innerhalb der Mauern immer kühler ist als draußen. Jetzt eben tobt und rüttelt der Scirocco an den wackligen Fenstern, auf der andern Seite des Hauses aber ist es still und lieblich; ich trete auf die Terrasse und erfreue mich an den blühenden Bäumen und Sträuchern des schönen Gartens und messe (10 Uhr) in der Sonne 24° R. Wir sind alle wohl, wenn ich auch, seit der Südwind so bläs't, etwas genirt bei'm Athemholen bin. Den gestrigen Fastelabend haben wir mit schönem Marsala-Punsch und Pfannkuchen gefeiert und dabei — Andersen's Improvisator vorgelesen.

. . . Du fragst, bei übrigens ziemlich richtiger Würdigung unserer hiesigen Verhältnisse, wie es denn mit dem Vertrage mit den briganti stehe, da Dir dieser Punkt noch Sorgen mache. Ich hoffe nicht zu irren, wenn ich darauf antworte, daß zwar mein geladener Revolver immer vor meinem Bette liegt, und daß ich ihn einstecke, wenn wir einmal eine entferntere Ausflucht unternehmen, wie neulich nach Bagharia und Solent; daß auch die Landes-Einwohner

[1]) gerichtet an den Verfasser dieser Denkwürdigkeiten.

gewöhnlich mit Gewehren auf den Landstraßen erscheinen und unser kürzlich entlassener Reise-Courier auf nächtlichen Gängen nach der Stadt seinen Revolver stets bei sich führte: daß ich indessen trotz alledem die hiesigen Verhältnisse nicht für gefährlicher halte als z. B. in einigen Theilen der Umgegend von Berlin. Als ich neulich bei'm Heruntersteigen von Solent, einen unrichtigen Ziegensteig einschlagend, von der übrigen Gesellschaft ganz abgekommen war, — was Mutter höchlich beunruhigt hatte, — da stürzten, als ich nach dem Wege fragte, 5 Burschen aus einem einzelnen Hause auf mich los, aber nur — um mir aufs freundlichste ihre Dienste abzubieten und ihrer einförmigen Existenz die kleine Abwechselung zu verschaffen, die darin bestand, den alten Mann zu beschauen, der ihre Sprache zwar leidlich redete, sie aber nicht verstand. Einer holte mir mit Windeseile meinen Wagen, und alle zeigten sich für mein kleines Geschenk der verirrten „Selenza" sichtlich dankbar. Die Aufregung der Meinigen über mein kleines Abenteuer war viel schwieriger zu beschwichtigen als die Habgier meiner Wegweiser . . . .

Deine wohlgemeinten Reisepläne für unsere Heimkehr kann ich nicht gutheißen: 3—4 Wochen in Rom studiren? Bin ich deswegen in die Fremde gezogen? gesund wollte ich werden, aber nicht auf meine alten Tage noch antiquitätstoll und kunstwüthig. Mein gibier war immer die lebendige Gegenwart und von der historischen Vergangenheit nur so viel als nöthig, um jene richtig aufzufassen. In Rom werde ich daher auf der Heimreise nur so lange bleiben, als nöthig, um dem „Re — galantuomo" mein Compliment zu machen, was ich unserm lieben alten Herrn versprochen habe. Die Osterzeit und der Carneval in Rom sind übrigens nichts mehr, seit Pio Nono sich als Gefangenen und die Italieni-

schen Behörden als unter dem Banne betrachtet. Oesterliche Ceremonien, die Beleuchtung der Peterskuppel u. s. w. finden nicht statt."

Ein am 22. Februar aus Palermo geschriebener Brief enthält meistens geschäftliche Aufträge und schließt:

„Wir sind alle gesund, ungeachtet des nun schon seit 4 Wochen andauernden schlechten Wetters. Es stürmt und regnet . . und beeinträchtigt Aufenthalt und Bewegung im Freien. Aber auch E. fand in Genua und Mailand fuß-hohen Schnee . . Das hat M.'s Bedauern, daß wir nicht an der Riviera, sehr gemäßigt. Wir haben eben nur Pech, daß wir hier auf dies Ausnahme-Winter-Wetter getroffen sind. Nun wird's aber bald sehr schön werden „La speranza non muore" . . .

. . Eben Moltke's Rede gelesen, beneide ihn darum; und wenn B. nicht Alles dran setzt, um das (Militär-)Gesetz unverstümmelt durchzubringen —, es wäre unverantwortlich."

Palermo, 2. März 74.

„. . . Der Winter will noch immer nicht weichen, wahrscheinlich weil wir seine blühenden Gärten und milden Lüfte noch nicht genug bewundert haben . . . indessen nach allen Nachrichten von der Riviera ist es dort noch viel rauher; wir haben zwar Pech, daß wir es nicht besser trafen, aber einem Genügsamen scheint selbst dieses herrlich . . . Vorgestern waren wir in dem nahen Monreale zur Besichtigung der dortigen baulichen Herrlichkeiten und zum Genuß eines entzückenden Landschaftsbildes, des schönsten, das meine alten Augen je erblickten; ich werde suchen mir eine Photographie davon zu verschaffen, denn beschreiben läßt sich so etwas gar nicht. Daß ich auf meine alten Tage noch so etwas Schönes sehen kann, ist doch eine ganz besondere Gnade unseres lieben

Gottes. Den Dank dafür so recht warm im Herzen zu fühlen ist aber wohl eine noch weit größere und viel besonderere. Es ist ein Zeichen von wachsender Gesundheit und Kräftigung, und solche Reflexion regt ja von Neuem zum Danken an. Dennoch denke ich recht viel an mein Ende — und ist das nicht auch zum Danken? Fertig zum Scheiden aber fühle ich mich dennoch nicht. Nein — ich möchte wohl noch eine mäßige Verlängerung der Gnadenfrist für den nun bald 71 jährigen Pilger; nicht blos um meine irdischen Erinnerungen und Angelegenheiten besser zu ordnen, sondern auch und noch viel mehr, um mein himmlisches Conto richtiger zu stellen, wiewohl ich zuverlässig das Debet je länger desto größer befinden werde. Indeß — Gott sitzt im Regimente; mag Er also auch nach Seinem Willen den letzten Garnisonwechsel für mich anordnen.

Vielleicht daß die Anwesenheit eines andern hiesigen Kurgastes, des Grafen Sch.-H., der eigentlich schon seit Wochen im Sterben liegt . . ., mir diese Todesgedanken erweckt —, aber ich bin dankbar dafür; sie heilen auch — wie die linde, weiche Luft dieses Himmels mein irdisches Theil. Es regnet bei steigendem Barometer munter und sanft weiter; dennoch will ich hinaus in die Luft, die gar zu herrlich ist. Darum nur noch viele freundliche Grüße — und wisset: im nächsten Monat treten wir mit Gottes Hülfe die Heimreise an!

In herzlicher Liebe Euer alter und getreuer Vater".

In einem andern Briefe äußerte sich Roon über die damaligen parlamentarischen Verhandlungen, betreffend Militärgesetz:

„. . . Die mir mitgetheilten Bemerkungen können mich darüber ebenso wenig genügend orientiren wie die Zeitungs-

Referate. Wenn ich sie lese, sind sie schon nicht mehr richtig. Jedes direkte Eingreifen in den Gang dieser Verhandlungen ist mir deshalb ganz unmöglich, ganz abgesehen davon, daß es meinem Schicklichkeitsgefühl zuwider ist, die Lage der Regierenden durch solche Versuche zu erschweren. Ich konnte nichts thun, als bitten sich zu hüten, daß die große Sache, um die es sich handelt, durch unvorsichtig acceptirte Compromisse nicht compromittirt werde. Nach meiner Ansicht muß B. das Gesetz in irgend einer zweckentsprechenden Form durchtreiben; die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet es ihm; vermag er es nicht, so ist klar bewiesen, daß alles Kokettiren mit den National-Liberalen nur vom Uebel war, — daß er falsch gerechnet hat. Seine jetzige Wiedererkrankung ist mir höchst bedenklich. — Moltke wäre der Einzige, der an seine Stelle treten könnte, aber — er ist alt und wird nicht wollen."

Am 26. März teilte Roon Dispositionen über die Heimreise mit, nach welchen er mit seinen Reisegefährten Palermo schon Anfang April verlassen wollte.

„Ich habe mich dazu entschlossen, weil ich die unruhige Sehnsucht der Meinigen in gewissem Grade zu theilen anfing. Gesellschaftlich ist Palermo wirklich recht öde. Ein erquicklicher Verkehr mit den „wilden Eingeborenen" ist nicht möglich. Die haute volée ist zu eng und einseitig. Die Verschiedenheit der religiösen Ueberzeugungen, der politischen Interessen, der Sprache und der absolute Mangel jeder schönen Humanität sowohl im Aeußeren als im Inneren dieser Menschen läßt es wirklich nicht zu, sich anders als blos conventionell mit ihnen zu behaben. Die landschaftlichen Schönheiten und Sehenswürdigkeiten sind von uns zur Genüge genossen, und das Entzücken über Luft und Farben, Land und Meer, Licht und Glanz erleidet so viele Unter-

brechungen, daß man sich immer wieder kalt gestellt fühlt, wenn man eben warm werden wollte. Nach einigen schönen Tagen lagen gestern und vorgestern die Berge umher wieder voll Schnee. — Außer den Einheimischen könnten die Fremden uns noch fesseln, — aber über einige wenige leidliche Exemplare sind wir nicht hinausgekommen. . . . Ich erhalte mich mit meiner Gesundheit in leidlicher Mittelmäßigkeit, beanspruche aber von den letzten beiden Monaten meines italienischen Aufenthalts noch eine weit fühlbarere Retablirung um „auf meine Kosten“ zu kommen. Der Mensch ist von Natur undankbar und unbescheiden. Als Siebziger müßte ich eigentlich befriedigt sein, allein „je mehr er hat u. s. w.“ — und das jung machende Brünnelein werde ich wohl auch in Wälschland nirgend entdecken.

Am Königs Geburtstage haben wir hier anwesende Deutsche — 24 bis 30 Personen — mitsammen im Gasthofe getafelt. Ich wollte die Gesellschaft eigentlich hier zu mir ins wüste Schloß einladen, allein aus Mangel an allem nöthigen Zubehör mußte ich's aufgeben. Die Gesellschaft — Damen und Herren — war ein wenig bunt, aber, obgleich es meist Kranke, recht anständig heiter, und ließen wir nach dem Toast ein Gratulations-Telegramm nach Berlin abschwirren — u. s. w.“ (Letzteres wurde durch ein Telegramm Sr. Majestät an Roon huldreich beantwortet.)

Noch mehrere solcher gemütlicher Plauderbriefe aus Palermo folgten. Sie zeugten von zunehmender Gesundheit und oft von frischem Humor, so daß insofern der Zweck der Reise wohl erreicht schien. Indessen machte sich doch wegen des andauernd ungünstigen Wetters auch der Unmut zuweilen sehr deutlich Luft. „Uebrigens magst Du wissen,“ schrieb Roon am 14. April, nun schon aus Neapel, „daß ich schwer geschädigt und um mein Geld betrogen worden bin und werde,

durch die schwindelhaften Versicherungen über die Schönheit des hesperischen Klimas. Der Glaube daran hat mich zu der weiten Reise nach Palermo veranlaßt, um dort — einen „ganz exceptionellen Winter" zu verleben. . . . Augenblicklich leiden wir alle noch an den Nachwehen der stürmischen Meerfahrt. Und hier? ja, einen blauen Himmel haben wir hier noch nicht gesehen; immer das schönste Grau, ohne uns Heimathsgefühle einflößen zu können. Der Scirocco, der uns empfindliche Kopfschmerzen und Erschlaffung verursacht, wechselt mit den heftigsten Stürmen aus Westen, die das Meer aufwühlen, an Pompejanische Katastrophen mahnen und uns den Schlaf rauben; tropische Regengüsse dazwischen; und alle diese Herrlichkeiten, — nur ein Erdbeben fehlte noch, drohte aber diese Nacht ernstlich —, mußte ich mit vielem Golde aufwiegen.

Gestern waren die Damen mit dem Doktor nochmals in Pompeji, heute im Museum; ich blieb zu Hause, weil ich mich nicht aufgelegt fühlte. — Vorgestern waren wir, bezwungen durch die unermüdlichen Anläufe des hiesigen commandirenden Generals, Grafen Pettinengho, im San Carlo Theater in seiner Loge, ohne uns sehr zu ergötzen. Morgen Mittag fahren wir nach Rom, die weiteren Ausflüge, zu denen man gut Wetter braucht, aufgebend. In Rom kann man sich, auch bei üblem Wetter, doch zweckmäßiger unterhalten, auch wenn man, wie ich, kein Kunst-Wütherich ist. . . . Wegen des Militär-Gesetzes beruhige ich mich, weil ich jetzt hoffe, es wird eine annehmbare Einigung zu Stande kommen. Der politische Vortheil, den ich aus dem bisherigen décousu ableiten möchte, ist die Spaltung der liberalen Parthei und die dadurch bei Bismarck keimende Ueberzeugung, daß er sich auf einen gebrochenen Stab nicht ferner stützen kann. Aber freilich! Wer hätte gern Unrecht

gehabt? — Nun Gott befohlen! Grüße alle die lieben Unsrigen."

Auch von Rom aus (18. April) ging der Feldmarschall auf nähere Erörterungen über die ihm natürlich sehr am Herzen liegende politische Lage in der Heimat ein.

„. . . Allerdings hätte ich gewünscht, den § 1 des Mil.=Gesetzes pur et simple angenommen zu sehen, und ich glaube, ich hätte, wäre ich noch im Amte, den Rath zu geben gehabt: „Wagen wir es, ob der Reichstag den Muth hat, den § zu verwerfen." Von hier aus kann ich aber nicht beurtheilen, wie groß oder wie klein die Chancen für die Annahme gewesen; ich glaube, ich würde das Amendement Bennigsen immer nur als pis-aller behandelt haben, u. es war m. E. kein hinlänglicher Grund für die Annahme desselben seitens der Regierung so zu sagen ventre-à-terre. Wozu sind denn die verschiedenen Lesungen? Andrerseits: die Annahme der sog. Bethusy'schen Minimalziffer wäre auch nur ein pis-aller gewesen, m. E. aber ein minder annehmbares als das Bennigsen'sche Amendement! Was 7 Jahre gesetzlich bestanden hat, das kann man hinterher nicht abstreifen wie einen Handschuh. . . . Nach 7 Jahren, während welcher man den Budget=Discussionen entrückt war und die Armee=Verwaltung aufs Zweckmäßigste einrichten konnte, haben wir entweder unsichere politische Verhältnisse, wie heute —, und wie könnte dann der Reichstag Reductionen beschließen? Oder wir sind vielleicht gar am Vorabend oder am lendemain eines großen Krieges und dann haben wir noch weniger zu besorgen; oder das alte Europa ist wirklich in eine constante Friedens=Aera eingetreten, — aber wer glaubt daran?

Wie dem auch sei —, soviel ist klar, das gerade bei der sehr unerwünschten Durchsichtigkeit der bezüglichen Vorver-

handlungen jetzt nachträglich gegen das getroffene Abkommen nichts mehr zu machen sein würde, wenn ich es auch wollte und nach meinen Ansichten könnte, — was, wie aus Obigem zu entnehmen, nicht der Fall ist. Dazu kommt, daß man Bismarck doch nur dann unmöglich machen oder ihm auch nur Schwierigkeiten bereiten dürfte, wenn man einen besseren Mann an seine Stelle zu bringen hätte. Aber wo ist ein solcher? Moltke? Schwerlich ginge er darauf ein. Manteuffel? halte ich für ganz unmöglich, bitte mir die Gründe zu erlassen. — Wen sonst? ich weiß es nicht, absolut nicht. Was man daher auch gegen B., oder vielmehr gegen seine politischen Mittel einwenden mag: ich würde es immer für ein großes politisches Unglück halten, würde er jetzt durch Krankheit oder Kabalen zum Rücktritt gezwungen. Ich halte ihn so lange für unentbehrlich, bis ich einen besseren weiß, und ich weiß keinen. Die politischen Heißsporne, die ihn stürzen möchten, wissen nicht, was sie wünschen! Was nachher käme, wäre das Chaos (nach menschlichem Ermessen), und jeder Remplaçant würde gleichfalls Fehler machen und mißfällig werden, und die Fehler aus Unfähigkeit sind schlimmer, als alle anderen! — Und nun genug hiervon.

Heute Morgen um 9 Uhr war ich bei König-Ehrenmann. Mein Vorurtheil war nicht günstig. Er hat mir besser gefallen, als ich dachte, vornehmlich wohl wegen der, ich glaube, ungeheuchelten Verehrung für unsern theuren König. Demnächst habe ich Prinz Humbert besucht; dort traf ich es noch, daß ich seinen Sprößling traf, einen blonden strammen Jungen, der mir zutraulich die Hand gab.

Heute Mittag werden wir alle bei Keudells sein, wo sich auch Patows befinden."

Florenz, 22. April 1874.

„Gestern Abend sind wir hier eingetroffen, ich kann nicht hinzufügen „ganz wohl“. Es zeigt sich in meiner Compagnie eine große Abspannung, an der Rom mit seiner Mannigfaltigkeit von Ansprüchen auf die receptiven Nerven, der Scirocco 2c. schuld sind, auch wohl die Anstrengung der Reise, wiewohl wir wieder in einem bequemen Salon-Wagen fortgeschafft wurden. An meiner Schlaflosigkeit in der letzten Römischen Nacht war wohl vorzugsweise das Militär-Gesetz schuld; ich hatte darüber — das Einzige, was ich thun konnte —, nach Berlin an eine mitbetheiligte Person geschrieben, aber lediglich aus Veranlassung der anderweitigen Concessionen (Anzahl der Offiziere in- und außerhalb der Front), die das Parlament durch seine Beschlüsse der Regierung zumuthen zu wollen scheint.“ . . . (Am 24ten, nach mehrfacher Unterbrechung):

„ . . . Hier im schönen Florenz wehen schon wieder Lüfte, die an die Heimath erinnern; auch die Vegetation ist verwandter, als im Süden und in Rom . . . Wir sind entzückt von unserm hiesigen Aufenthalt. Die saubere Stadt in anmuthigster Lage, zahlreiche Kunstschätze, die Anwesenheit des Felgermann'schen Ehepaares u. s. w. sind die maaßgebenden Momente dafür. Dennoch steht unsere Abreise für den 27ten bevor; für Mailand haben wir zwei Tage bestimmt und am 30ten, zur Feier meines Geburtstages, werden wir über den Lago maggiore fahren und in Pallanza eintreffen. Nach einigen Tagen geht's dann nach Lugano, der letzten Station im Süden der Alpen; der letzten, — merke dies und — unsere Freude darüber!“

In Pallanza erwartete den Reisenden eine große Geburtstagsfreude; ein von dem Kriegsminister von Kameke ihm „im Namen der Offiziere und Beamten“ feierlich adres-

fiertes Gratulationsschreiben, welches zugleich ein prachtvolles Andenken und Abschiedsgeschenk für den Gefeierten ankündigte [1]).

„Ich las", — so antwortete Roon am 6. Mai aus Lugano —, „und ich lese die warmen Worte der Anhänglichkeit und Ergebenheit, der Anerkennung und Theilnahme mit wahrer innerlichster Herzensbewegung . . dieses werthe Dokument wird neben den von unseres gnädigen Königs Huld empfangenen Anerkennungsschreiben für alle Zeiten zu den Schätzen meiner Familie gehören.

Dasselbe ist mir ein neues Sympton der oft erkannten freien Hingebung tüchtiger Männer und der wohlgeordneten Harmonie zwischen Haupt und Gliedern der thatkräftigen Institution, der ich — dank Ihrer selbstlosen Mitwirkung — 14 Jahre lang vorzustehen die Genugthuung hatte: jener bewundernswerthen Institution, welche, ebenso ein Produkt als ein Hebel der großartigen historischen Entwickelung unseres geliebten Vaterlandes, sich fort und fort zu ergänzen, zu verjüngen und zu erneuern hat, um in alter Treue mit ungeschwächten Kräften dem großen Zwecke ihres Daseins dienen zu können. Diesem Zwecke, — das Heer, den starken Arm des Königs, immer fester zu stählen, die vaterländische Waffenschule immer zweckmäßiger und leistungsfähiger zu gestalten und zu entwickeln, um durch eine unübertroffene Organisation der gesammten Volkskraft für den Krieg dem Vaterlande den Frieden zu sichern: — diesem Ziele nah und näher zu kommen, als der eigentlichen Aufgabe jedes preußischen Kriegsministers, war mein Streben während des großartigsten Abschnitts meiner nun beendeten langen Dienst-

[1]) Bei seiner Abreise im Dezember 1873 hatte Roon sich alle ihm noch in Berlin zugedacht gewesenen Ovationen 2c. bestimmt verbeten.

laufbahn. Darin durch das nicht nur unermüdliche und aufopfernde, sondern auch verständnißvolle und erfolgreiche Mitwirken so vieler ausgezeichneter Männer, in Krieg und Frieden, unterstützt, gehoben und gefördert worden zu sein, gehört zu den befriedigendsten Erinnerungen meines nun geschäftslosen Alters . . . . ."

Das Ehrengeschenk[1]) bestand in einer etwa einen Meter hohen blauen Porzellanvase, welche auf der Vorderseite die Ansicht des Kriegsministerialgebäudes (Gartenfront), — der Stätte von Roon's persönlichem Streben und welthistorischem Schaffen —, zeigt und auf der Rückseite eine kurze Widmung trägt.

Feldmarschall Roon erklärte am Schlusse seines Schreibens, daß er „auch dieses Zeichen der werthen Anhänglichkeit mit herzlicher Befriedigung dankend annehme" und bat, allen Gebern „diesen Ausdruck aufrichtigen Dankes und seiner nie erlöschenden Sympathien zum Ausdruck zu bringen."

Noch viele andere herzliche und werte Grüße und Wünsche zu diesem in der Fremde gefeierten Geburtstag brachten zahlreiche Telegramme und Briefe aus der Heimat; zu den letzteren gehörte auch wieder eine ausführliche Zuschrift des Herzensfreundes Blanckenburg. Darin heißt es u. a.:

„Mittlerweile bin ich 3 Tage in Berlin gewesen und zwar gerade, nachdem soeben der Compromiß geschlossen war. Ich sage über die Auffassung der Militairs nichts. Meine Ansicht kennst Du, daß ich nie geglaubt habe, daß die Liberalen den § 1 annehmen würden, d. h. als Gesetz bis zur

---

[1]) Dies ebenso sinnige wie kostbare Andenken ist — als Pendant zu einer ähnlichen Prachtvase mit dem Porträt König Wilhelms des Ersten — gleichfalls in Krobnitz als ein hochgeschätztes Familienerbstück aufbewahrt.

gesetzlichen Abänderung. Wenn man der Meinung war, daß es möglich war, so irrt man. Auflösen, — ja — dann war es möglich. Die politischen Gründe, die B. hatte, dies nicht dem Könige zu rathen, werden Dir klar sein. Er mußte natürlich dann sicher abgehen, da er dann unmöglich eine regierungsfähige Parthei wieder bekommen konnte — nach seiner Meinung. Ich denke darüber anders. Aber die Meinung, daß durch dies Abkommen materiell Armee und Königthum geschädigt wären, theile ich nicht und halte die Kreuzzeitungs-Artikel in dieser Beziehung für sehr unüberlegt .....

Noch will ich Dir schreiben, wie ich B. gefunden habe, an dessen Krankenbett und zuletzt -Stuhl ich die drei Tage viele Stunden allein gesessen habe. Ich hatte keine Antwort von ihm auf mehrere Briefe seit meinem Minister-Refüs gehabt, ich fürchtete, er würde sich erregen auch gegen mich, wenn ich irgend auf die und politische Fragen überhaupt einging; und hatte die Absicht, ihm nur zu beweisen, daß wir auch Freunde sein könnten trotz abweichender Meinungen in policitis. Aber nichts von dem, — ich fand ihn ganz anders als ich dachte. Er war geistig ganz frisch, — körperlich völlig hinfällig, unfähig allein zu stehen vor Schwäche ... Nach einigen Einleitungen erwähnte er ohne jede Erregung seines Briefes an Dich und des mich betreffenden Inhaltes. Er entschuldigte sich bei mir gleichsam dafür und fügte sehr bezeichnend hinzu: „Dein Refüs war mir ja nicht unerwartet und politisch nur zu erklärlich! Nachdem Roon als einzig fühlende Brust fort war, langte ich nach Dir, um doch eine Seele zu haben 2c." Es war nicht angethan tiefer in die Lage einzusteigen, da er zum Widerspruch noch viel zu krank war. Das Ende vom Liede seiner Anschauungen über den Kulturkampf ist natürlich, daß Falk's Stunden gezählt sind,

d. h. das ist meine Auffassung. B. ist ja selbst daran Schuld, daß Falk die Pace geht, die er geht, aber er wird sich überzeugen müssen, daß der Weg, den F. jetzt führt, in die Sackgasse geht. Bismarck hat mich im Dezember gegen Falk fallen lassen und hat jetzt im März das Land (obligatoria) gegen ihn geopfert — und jetzt?? Der juristisch feine Fr. sagt über das Internirungs-Gesetz: „an einem solchen Orte möchte ich wohl ein Wirthshaus haben! Die Wallfahrer werden dort schön kneipen!" Wenn also auch das nichts hilft, — was dann? Gerade die obligatoria helfen den Römlingen bei diesem Kampfe sehr. Sie können zu legitimen Kindern kommen, wenn sie auch keinen vom Staate anerkannten Pfarrer haben! In den 30ger Jahren mußten die armen Lutheraner auswandern, weil das staatliche Wort „Concubinat!" ihnen zu furchtbar war.

Was ich bei dieser letzten Kompromiß-Katastrophe am meisten bedaure, das ist die Art und Weise, wie es in Scene gesetzt ist. Das hat die Conservativen seit 1867 ruinirt und wird jetzt die Nationalliberalen ruiniren, nachdem man Bethusy und Genossen parlamentarisch völlig vernichtet hat. Das schadet dem Ansehen der Regierung: erst alle Organe, auch Commissare, hineinzusetzen und dann plötzlich: linksumkehrt! Das beklage ich, aber nicht den materiellen Inhalt des Gesetzes.

Doch nun genug. Ich lese keine einzige Rede mehr: dagegen habe ich 25000 Eschen gepflanzt.

Dein Moritz.

Roon dankte und antwortete:

Lugano, 21. Mai 74.

„Geliebter Moritz! Heute drängt es mich zunächst, Dir zu Deinem nahen Geburtstage zu gratuliren, indem ich Dir zugleich ebenso danke für Deine Glückwünsche zu meinem

vollendeten 71. Jahre; Du aber trittst am Pfingstmontage in Dein 60.! — Wie oft ich noch dergleichen Wünsche mit Dir austauschen werde, — Gott der Herr allein weiß es —, aber daß wir am Ende meiner Tage durch das nothgedrungene Aufgeben unseres gemeinsamen Mittelpunktes Berlin um den Genuß zu kommen bedroht sind, den mir wenigstens unser öfteres Ersehen und Aussprechen gewährte: das ist mir besonders leid; denn Briefe, — schrieben wir sie auch lieber —, geben keinen vollen Ersatz. Daß ich einsamer Alter die Entbehrung schwerer empfinde, ist leicht erklärt. In meinen Jahren flicht man keine neuen Freundschaftskränze; man trauert nur über die verwelkten und verwelkenden . . .

Die Mittheilungen in Deiner Bußtags-Gratulation über Berliner Verhältnisse waren mir ja sehr interessant. Verzeihe mir aber, wenn ich in diese Materie nicht hineinsteige, sondern mich nur auf das Eine beschränke, daß es mich herzlich erfreut und gestärkt hat, in Deinen Auffassungen und Urtheilen den Widerhall, ja das Spiegelbild der meinigen zu finden, so unbekannt sie Dir auch sein mußten, da ich mich gegen Dich ad hoc noch m. W. nie geäußert hatte; Du wurdest dabei allein durch unsere innerliche Uebereinstimmung in politicis und durch Erinnerungen geleitet, die auf diesem gemeinsamen Boden gewachsen waren. Deine Mittheilungen über die Person unseres berühmten Freundes waren mir natürlich in hohem Grade interessant, aber nicht überraschend. Ob er innerlich wirklich selbst glaubt, daß die Schuld an allen politischen Mißerfolgen immer nur Andere tragen?

Die Erfolge von 66, oder vielmehr die an diese Erfolge geknüpften Illusionen von allgemeiner Versöhnung der politischen Gegensätze, haben uns das erste Bein gestellt, so daß unsere Politik in's bedenklichste Stolpern und Schwanken gerathen, woraus uns zu erretten der Heldensprung von

1870/71 nicht gedient hat; die damit verknüpfte Berauschung verhinderte die Rückkehr zu gesunder Nüchternheit, und so taumeln wir denn, an Abgründen hin, weiter. Die Mai-Gesetze sind m. E. nothwendig geworden, weil in der Sieges-Betäubung von 70 versäumt worden war, nach dem Infallibilitäts-Beschluß sofort diplomatisch zum Kriege mit Rom zu schreiten durch die Erklärung: „die Römische Kirche von ehemals existirt nicht mehr, also auch unsere Verträge mit derselben nicht!“ Da man dies versäumt und den legislativen Feldzug begonnen, kann man nicht ohne Selbstvernichtung letzteren aufgeben. Daran würden nicht bloß Falk, sondern auch größere Vögel die Schwingen brechen. — Aber ich wollte ja nicht kannegießern: politisch Lied — leidig Lied! ich singe lieber mit Scheffel: „Still liegen und einsam sich sonnen, — ist auch eine wackere Kunst.“

In Lugano war Roon mit seinem ganzen Gefolge schon in den ersten Tagen des Mai eingetroffen. Mehrere Briefe an die Seinen in der Heimat bezeugten damals sein relatives Wohlbefinden. Dort erreichte ihn auch wieder ein Brief Seiner Majestät des Königs aus Berlin vom 8. Mai:

„Mit Freuden erfahre ich durch Ihren Sohn, daß Sie bereits in Lugano auf der Rückreise eingetroffen sind und sich im Ganzen wohler befinden; Gott gebe ferner Besserung auch im nordischen Klima!

Ich habe schwere Tage durchlebt! Das Ehegesetz, über das ich denke wie Sie, ist mir nicht möglich zu hemmen, da auch der F. B. sich für dasselbe entschied, obgleich ich trotz meiner Hinfälligkeit noch 2 mal dagegen schrieb und auf die facultative Ehe hinwies, — vergeblich!

Jetzt ist eine 2te Catastrophe bei'm Militair-Gesetz eingetreten. Die Frage hatte sich so zugespitzt, daß die Alter-

native stand: Conflict oder Herabminderung der Kopfzahl von 401000 M. auf 350000. Da zog ich die erste Ziffer vor, die ich überall laut als die Nothwendigkeit hingestellt hatte, und fügte mich in das septennat mit schwerem Herzen! Aber freilich in unseren Tagen sind 7 Jahre fast 1/2 Jahrhundert, wenn man an die 7 Jahre von 1863 bis 1870 denkt! So haben wir für 7 Jahre die Armée-Organisation intact, und nach 7 Jahren stehen wir vielleicht vor oder schon nach einem neuen Krieg; wenn nicht, so wächst die Population doch, und dann muß 1 pro Cent Wehrpflichtiger doch erhöht werden. Hoffentlich werden wir bald mündlich das Alles noch erörtern. Bis dahin sage ich Ihnen Lebe=wohl und auf Wiedersehn,

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

Viel Liebes den Ihrigen!"

Die Mitteilungen aus Lugano, welche Roon und die Seinigen in die Heimat gelangen ließen, besprachen auch ferner nur Geschäfts= und Familienangelegenheiten und bestätigten körperliches Wohlbefinden sowie auch sonst Zufriedenheit mit dem schönen Aufenthalte in dem behaglichen Hotel du Parc. Ende Mai wurde dann die dennoch allerseits ersehnte Rückreise in die liebe deutsche Heimat angetreten. In kleinen Tagereisen, über Bellaggio, Chiavenna, Thusis, Ragatz, Lindau, Nürnberg langten die Reisenden am 4. Juni in dem idyllischen Neuhof am Fuße der Koburger Feste an.

Während der nächsten Wochen und Monate widmete sich Roon, — nachdem er für die Einrichtung der eigenen Häuslichkeit noch vielfach in Anspruch genommen worden war —, ausschließlich seiner Familie, indem er die Besuche der verheirateten Kinderpaare, zum Teil auch der Enkel

empfing. Auch andere liebe Freunde kamen, sich den hübschen, stillen Ruhesitz des Feldmarschalls anzuschauen. Es folgte dann im August eine Reise nach Berlin, von wo aus Roon am 19. Juni der Gemahlin über sein Wiedersehen mit dem geliebten Könige in Babelsberg berichten konnte, nachdem er dort von beiden Majestäten huldreichst empfangen worden war. — Auch seine in Potsdam wohnenden verheirateten Kinder (von Brauchitsch) hatte er dort besuchen können.

Neuhof war zum Winteraufenthalt nicht geeignet, Anfang November finden wir daher Roon mit den Seinen in Krobnitz, wo das umgebaute und erweiterte Herrenhaus im Laufe des Sommers fertig gestellt worden war. Auch hier war noch vieles für die neue Einrichtung zu thun, und leider wurde der Hausherr in jenen Wochen darin vielfach durch heftige Anfälle seines alten Leidens, — entstanden durch Erkältungen auf der Reise —, gestört. Besorgt über diese Nachrichten, schrieb ihm auch Blanckenburg, der dabei von seinem Ergehen einiges mitteilte (22. November):

„Wir leben hier in Zimmerhausen unglaublich still und ganz unpolitisch; ich kann mich nicht mehr entschließen, den Reichstagswegen nachzuspüren, die ich verlassen habe. Für mich existiren die Debatten gar nicht mehr. Dagegen habe ich die neueste Auflage von Ranke's Päpsten verschlungen. Möchten doch alle Lutheraner das nun lesen und lernen, wer ihre Feinde sind, und daß mit den römischen Mächten kein Bund zu flechten! Aber möchten auch die Regierenden lernen, daß die Römer noch nie so stark gewesen sind wie jetzt, und daß sie mit einfacher Gewalt nicht zu zwingen sind . . .“

Erst Mitte Dezember erholte sich Roon von seinem Leiden so weit, daß er den brieflichen Verkehr mit den Seinen wieder aufnehmen konnte; in einem Schreiben an Blanckenburg vom 14. Dezember äußerte er u. a.:

„ich bin zwar, wie es mir scheint, in der Genesung, — schwach aber bin ich noch sehr, denn ich bin alt, und weil ich dies unabänderlich bin, so bleib' ich auch unabänderlich schwach und stümperig, und das hat auch sein Gutes. Solch' ein Zustand weiset nach jenseits, wo wir hingehören und heimisch sein sollen, nicht auf die irdische Pilgerbahn. Aber — der Mensch ist ein Vogel ohne Flügel. So oft er auch nach oben aufflattert, so oft fällt er auch auf den gemeinen Boden dieser armen und doch so schönen Erde zurück; und so fehlt es nicht an Beschämung und Unzufriedenheit: die Flügellähme erzeugt die Scham, und die Unfähigkeit zu allem irdischen Thun die Unzufriedenheit. Daß ich in den sogenannten großen Dingen dieser Welt nicht mehr mitspielen kann, ist erträglich, ja erfreulich; daß ich aber auch für die kleinen nur noch ein Wrack bin, kein Lüftchen zu ertragen, nicht mich nach Lust und Gefallen zu rühren und zu bewegen vermag: das, das ist schwer und schmerzlich — wiewohl auch dafür zu danken ist, da es lehrt und mahnt, wohin ich gehöre, worauf ich zu denken und mich zu bereiten habe . . .

Es ist wundersam still, friedlich und einsam rings um mich her; und Berlin, wo der Reichstag wirbelt, der Partheizank tobt, Harry Arnim vor seinen Richtern sitzt, und alle Teufel des Egoismus mit einander ringen, und die Feuerbrände des Sozialismus schwälen, ist weitab, und ich habe persönlich nichts, gar nichts mit all' den Wirrsalen zu thun und mich meiner Neutralität nicht zu schämen, der ich nach redlichem Mitkampf außer Gefecht gesetzt worden bin. „Gott sitzt im Regimente!" Das ist mein Trost und meine Hoffnung, wenn ich die Schwüle drohender Wetter empfinde und an ihre Entladung, die ich nicht mehr erleben werde, und an das Schicksal der Nachbleibenden gedenke und an die Lösung der kirchlichen und gesellschaftlichen Fragen und

Conflicte: unser Herrgott Selbst, nicht Kaiser und Kanzler und Reichstag. — — Uebrigens scheint mir Bismarck jetzt in besserer und gesunderer Fahrt, als seit lange. Bei meinem letzten Ersehen mit ihm, — am 2t. v. M. während meiner Anwesenheit in Berlin —, fand ich ihn objektiver, zufriedener und bei aller gewohnten Lebhaftigkeit unaufgeregter als je, — vollkommen auf der Höhe seiner Stellung, in völliger Uebereinstimmung mit dem Allerhöchsten; und in den Reichstagsgefechten war er brillanter und siegreicher als in den Vorjahren, und deshalb, — meine ich —, wird er auch nicht wieder erkranken.

Geliebter Moritz! Du siehst den alten Fuhrmann, der, wenn er auch nicht mehr fährt, doch — nach dem Sprichwort — noch gelegentlich mit dem Peitschenknallen sich erlustigt . . ."

Im Winter 1874/75 hatte Roon auch in Krobnitz viel Besuch, besonders von seinen verheirateten Kindern und den Angehörigen der Braut seines jüngsten Sohnes Wilhelm, welcher sich kürzlich mit Fräulein Mally von Zeschau verlobt hatte. — In derselben Zeit wurde er wieder durch einen gütigen Brief des Königs, der ihm, wie alljährlich, ein sinniges Andenken auf den Weihnachtstisch hatte legen lassen, herzlich erfreut:

Berlin 5. 1. 75.

„Sie haben mir eine große Freude durch Ihren Dank- und Wunsch-Brief bei Weihnachten und zu Neujahr gemacht. Ihnen kann ich im neuen Jahr nur befestigtere Gesundheit und weniger Familien-Trauer wünschen [1])! — Sie haben über mich richtige Gesundheits-Mittheilungen erhalten. Ich

---

[1]) Zwei Enkeltöchter Roon's waren im Herbst 1874 einer ansteckenden Krankheit erlegen.

habe die Manöver- und Jagd-Campagne sehr gut überstanden und fühle mich fast kräftiger als in der letzten Zeit vor der schweren Erkrankung.

Was ich von der Armée sah, hat mich überaus befriedigen müssen. Alle Truppen, die ich sah, 107 Bat., 140 Escadr., 72 Geschütze sind von einer Gleichmäßigkeit und fortschreitenden Ausbildung, die von dem nie ruhenden Fleiße aller Glieder zeugt. Der Reichstag ist im Allgemeinen généreux für die Armée gewesen und hat, was ich anerkennen muß, Piétäts-Gefühle, wenn es ihm auch schwer wurde, gezeigt (Gardes du Corps und Lohn-Erhöhung der alten Garde-Regimenter), — so daß wir Manches erreichten, was sehr zum Besten der Armée gereichen wird, so daß wir die nächsten 6 Jahre ruhig verleben können, d. h. wenn Frieden bleibt.

Das Alles sind die Früchte der Saat, die Sie mir säen halfen, und gewiß mit Genugthuung sehen!

Mich den Ihrigen angelegentlichst empfehlend

Ihr dankbarer

Wilhelm.

* * *

Eine Reise nach Berlin, welche Roon im Februar 1875 geplant hatte, mußte wieder aufgegeben werden. Seine Gemahlin ging Anfang März dorthin, wo die Eltern bei ihrem ältesten Sohne damals ein permanentes eigenes Absteigequartier hatten, — aber allein. Mit Bezug darauf schrieb Roon an Blanckenburg, Krobnitz, am 26. Februar 1875, u. a.:

„Insofern Dein l. Brief vom 22. d. Dein Nichterscheinen in Berlin für den Fall meines Dortseins entschuldigen sollte, war er freilich gegenstandslos, denn ich war

nicht dort und werde auch Anfang März schwerlich hingehen. So lange ich noch unter Gottes Sonne umherschleiche, muß ich mich ganz stille verhalten. Berlin aber ist mir zu laut, und die dortige unvermeidliche Verkehrs-Friction zu aufreibend für mich. Vater Thadden und Vater Wrangel freilich, auch der König — können das, ich aber nicht. Vielleicht — komme ich noch einmal wieder zu mehreren Kräften, vielleicht aber — — wie Gott will!

Ueber Bismarck's von den Zeitungen, in Ermangelung anderen Futters, breit ausgeblasenen Rücktritt beunruhige ich mich nicht. Hat Prometheus das Feuer geraubt, so muß er sich nun auch die Fesseln und den Geier gefallen lassen. Alle Stellvertreter, die ihm die Meinung der vulgären klatschenden Menge setzen möchte, sind — — unmöglich! Der Kampf mit den Ultramontanen, der so alt wie das Christenthum in Europa, muß von ihm durchgekämpft werden . . . es kann gar nicht darauf ankommen, was er lieber möchte oder seine Familie! Man nascht nicht ungestraft von dem Baume der Unsterblichkeit. Wollte er jetzt rebus sic stantibus — um jeden Preis in das Behagen des Landlebens, so würde er ganz abgesehen von der übernommenen schwerwiegenden Verantwortlichkeit für das Begonnene, sich selbst den Kranz von der Schläfe reißen, den ihm das Publikum vindizirte. — Doch — was schere ich mich darum? Ein alter Mann thut wohl besser an seiner Seele Seeligkeit zu denken, als an all' die Irrthümer und Verwirrungen dieser Zeitlichkeit."

Blanckenburg antwortete am 12. März:

„. . . Gestern war hier (in Stettin) großes Jubiläum des Chef-Präsidenten, und habe dabei Friedberg (den Justizminister) gründlich gesprochen. Nicht ohne Interesse für Dich wird es sein zu hören, daß man in den Kreisen, die Fr.

vertritt, gar nicht an Bismarck's Rücktritt denkt, und daß der Kronprinz in diesen Tagen gründliche und für ihn befriedigende Aussprache mit B. gehabt hat. Er schmeichelte sich zu wissen, daß Rom anfängt nachzugeben, — fürchte sehr, daß dies auf Täuschung beruht."

Roon's Stillleben in Krobnitz wurde damals „bei herrlichstem Winterwetter" und auch später zuweilen durch Besuche der Nachbarn, empfangene und erwiderte, unterbrochen, soweit seine schwankende Gesundheit dies zuließ. Die Umgegend seiner Besitzung zeichnete sich durch zahlreiche und sehr sympathische Nachbarhäuser aus, unter denen das von der Familie des Prinzen Reuß bewohnte gastliche Jänkendorf einen oft und gern aufgesuchten Mittelpunkt bildete. Mit dem allgemein verehrten greisen Haupte dieser Familie und dessen durch Geburt und Geist gleich erlauchten Gemahlin, sowie auch mit Herrn und Frau von Wuthenau auf Deutsch-Paulsdorf fühlte Roon sich, durch Uebereinstimmung der Anschauungen und Neigungen, in ganz besonders herzlicher Freundschaft und Zuneigung verbunden; er hat es oft ausgesprochen, wie wohlthuend dieser äußerlich einfache, wahrhaft gemütliche Verkehr für ihn sei, und wie sehr er es beklagte, daß seine Kränklichkeit ihn verhinderte, den Genuß so erfreulichen und erfrischenden Umganges sich so häufig zu verschaffen, als er es wohl gewünscht hätte. In feierlicher Weise pflegte er nur selten Gäste bei sich zu sehen; das höchste patriotische Fest: den Geburtstag seines teuren Kaisers und Königs, ließ der alte Feldmarschall indessen niemals ungefeiert vorübergehen. An diesem Tage nahm er es gewissermaßen als sein Recht in Anspruch, die sämtlichen Nachbarn zu frohem Mahle um sich zu versammeln und bei diesem Anlasse der allgemeinen Begeisterung in herzlichen, kernigen Worten Ausdruck zu geben.

Seiner Familie, dem Wohle jedes einzelnen Angehörigen, sowie seiner Dienstleute widmete er fortgesetzt die größte Teilnahme, Sorgfalt und Liebe. Wohl war sein ganzes Wesen ernst, streng und Ehrfurcht gebietend, so daß manche ferner Stehende ihm gegenüber über das Gefühl einer gewissen scheuen Ehrerbietung nicht hinausgekommen sein mögen. Aber wer ihm näher treten und öfter begegnen durfte, der empfand, — und war es auch nur ein geringer Tagelöhner oder eine arme Gartenarbeiterin —, gar bald die warme Güte und wohlwollende Freundlichkeit seines Herzens, welche durch das ernste, stramme Wesen hindurch leuchtete und alle Angehörigen und Untergebenen veranlaßte, ihrerseits mit verehrungsvoller Liebe und Dankbarkeit zu ihm aufzublicken. — War er somit ein musterhafter Haus- und Familienvater, so betrachtete er, für seine Person stets so anspruchslos wie in seiner Jugend, seinen irdischen Besitz jederzeit nur als *dargeliehenes* Gut, zu dessen sorgsamer Verwaltung er als getreuer Haushalter verpflichtet sei. In *diesem* Sinne leitete er seine Geschäftsangelegenheiten, denen er sich in seiner Muße jetzt mehr widmen konnte, mit peinlicher, treuer Gewissenhaftigkeit. Zuweilen, — in seinen letzten Lebensjahren —, machte er sich auch ernste Sorgen, wenn der Erfolg, — wie er behauptete durch eigene Schuld —, seinen treuen Bemühungen manchmal nicht zu entsprechen schien, und er daher nicht ersprießlich genug für die Zukunft der Seinen vorgesorgt zu haben meinte. Auch seine Briefe behandeln vielfach dieses Thema. Allein ebenso sehr bezeugen sie, — zumal diejenigen an Frau und Kinder —, wie ernstlich er innerlich fortgesetzt auf die Bewahrung und Erwerbung *himmlischer* Güter bedacht war. Er beschäftigte sich vielfach mit Todesgedanken und wies, die Seinen in rührendster und liebevollster Weise im voraus für diesen Fall

tröstend, immer wieder auf das Eine, was ihm und uns allen Not sei, hin. Aus allen solchen Aeußerungen ging deutlich hervor, wie er alle irdischen Sorgen, bei aller momentanen Berechtigung, doch für völlig bedeutungslos ansah im Vergleiche zu den idealen Schätzen und himmlischen Zielen.

„Auf irgend eine Weise," schreibt er z. B. März 1875, [1]) „muß ja der Tod irgend eines alten Menschen immer herbeigeführt werden. Es ist ja nur bei Wenigen so wie bei'm Ausläuten einer Glocke, deren letzter Ton verhallt, wenn die letzte Kraft zu ihrer Bewegung aufhört. In dem wunderbar construirten Hause, in dem unsere Seele hienieden wohnt, giebt es ja immer Constructions-Fehler und abgenutzte Pfeiler und Decken, so daß man sich nicht wundern darf, wenn solch' ein altes Haus plötzlich einfällt; das ist vielmehr ganz in der Ordnung, und es kommt nicht darauf an, das Gehäuse zu conserviren, sondern vielmehr dessen unsterbliche Bewohnerin heil und rein aus dem irdischen Heimfall in die ewigen Hütten zu retten. Das ist die Aufgabe, die allein durch Gottes ergänzende Barmherzigkeit zu lösen ist, die allein wichtig ist und unendlich viel bedeutender und wichtiger, als die Erhaltung dieser unserer irdischen Hütte! . . .

Die Abnahme der Kräfte, die ich empfinde, gemahnt mich ernstlich an die Bezahlung meiner Schulden; und wie viel, wie unendlich viel bin ich Euch Allen — an Liebe schuldig geblieben, so daß ich es gar niemals werde voll bezahlen können. Aber ich will ja nun nachträglich Capital und Zinsen hergeben, was ich vermag; ich weiß, daß ich zu Nachzahlungen keine lange Frist mehr habe, um so weniger,

[1]) An seine Gemahlin.

als ja auch die Gegenwart ihre eigenen Zahlungs-Ansprüche hat. Aber es ist mit der Liebe wie mit der Sonne oder wie mit einem unschätzbaren Solitär: man kann sie nicht stückweise genießen wie ein schmackhaftes Gericht, sondern nur voll und ganz — oder gar nicht. Daher wird's auch mit dem Nachzahlen überhaupt nichts sein, sofern dies nicht durch Fernhalten aller Schleier und Wolkenschatten und mit dem immer gleichen Sonnenglanz und vollen Brillantfeuer in der Zukunft mit geschehen kann. . . .

Glaube aber nicht etwa, daß ich mit Bestimmtheit an ein nahes Scheiden oder an ein plötzliches Ende glaube . . . ich hoffe vielmehr von Gottes Gnade, daß Er mir, — da ich innerlich noch keineswegs vollkommen marschbereit —, noch eine Frist gönnen werde, um Versäumtes möglichst nachzuholen. — — Dennoch ist es gut, daß wir an Unvermeidliches oft und gern gedenken und alle Furcht und Angst in seelige Hoffnung verwandeln. Es ist daher keine Sorge in mir, daß Dich das Aussprechen solcher Gedanken traurig mache, so ernsthaft und tief bedeutungsvoll sie auch für uns und alle Betheiligten sein mögen."

Auch ein an den treuen Hartrott gerichteter Brief, Krobnitz am 30/3. 75, enthält ausführlichere Mitteilungen über das äußere und innere Befinden des Schreibers in jener Zeit; nach Erledigung einiger geschäftlicher Wünsche heißt es hier:

„— — nun noch einige über mich und mein Befinden für Sie, meinen lieben und theuren Freund und alle die lieben und geschätzten Kameraden und Genossen langer mühseliger Jahre, welche mir ein freundliches Andenken bewahren. Ich hatte gehofft, im Laufe des unendlichen Winters einige Wochen in Berlin leben zu können und dann Gelegenheit

zu haben, Ihnen und jenen die Hand zu drücken. Die Strenge der Witterung und das Gebot der Aerzte haben solches verhindert, wie Ihnen A. wohl mitgetheilt haben wird. Schon hieraus entnehmen Sie, daß meine sogenannte Genesung von dem schweren Krankheits-Anfall im November v. J. nur eine sehr bedingte und relative geblieben ist: „senecus ipse morbus.“ Die Genesung eines jungen und noch nervenkräftigen ist freilich eine andre, und das Wohlbefinden nach überstandener Krankheit ist sogar zuweilen vollkommener als das vor derselben. Ich aber bin in dieser letzten Attaque vollständig reduzirt worden auf das blos noch negative Dasein des Greises, der blos noch fortlebt, weil er eben noch nicht völlig gestorben ist. — Im Uebrigen soll dies nichts weniger als eine Klage sein. Nein! ich bin zufrieden, indem ich mich der Ordnung der Natur unterwerfe; ich bin zufrieden, weil ich es vorziehe, geistig lebendig geblieben zu sein, statt blos körperlich, wenngleich ich die leibliche Hinfälligkeit oft seufzend bedaure, oder vielmehr, weil ich die körperliche Rüstigkeit oft schmerzlich entbehre; ich bin zufrieden und preise Gottes Barmherzigkeit, der mich durch die Beschränkung meiner leiblichen Leistungsfähigkeit zugleich abschränkt gegen die mancherlei Zerstreuungen und Versuchungen dieses Lebens und hinweist auf die Vorbereitung für das andre, in welches wir eingehen werden nach dem Schluß unserer irdischen Pilgerschaft. Wie dankbar habe ich zu sein, daß mir am Abend noch ein ruhiger, von dem „neunfarbigen Dunst“ des hinter mir liegenden Lebens nicht mehr belästigter Augenblick zum Besinnen und mit der Kraft dazu übrig geblieben ist. Sie sollen daher wissen, Sie und alle die mich lieben, daß ich mich, trotz aller Greisenhaftigkeit meines Daseins, wohl fühle in der Dämmerung eines nach heißen Tagesmühen herabgesunkenen Abends,

mag gleich die Nacht auch nahe sein. Gott segne auch Sie einst in erhöhtem Maße mit Seinem Frieden! Ich sähe Sie gern wieder, Sie alter lieber treuer Gefährte auf so vielen gemeinschaftlich zurückgelegten Dornen- und Freuden-Pfaden! Vielleicht komme ich zum Mai nach Berlin, aber nur — vielleicht! Und da Ihre liebe Frau Gemahlin, die wir herzlich grüßen, so ungern reiset und Sie nicht blos von ihr, sondern auch von vielen Geschäften gefesselt sind, so wage ich kaum, meine Einladung nach Krobnitz oder Neuhof zu wiederholen. Eine solche ist übrigens unter allen Umständen überflüssig, denn Sie müssen wissen, daß Sie immer willkommen sind. — Feste Sommerpläne haben wir noch nicht, weil H.'s Hochzeitstag noch nicht definitiv erfunden zu sein scheint, ...

Leben Sie wohl! Dies wünsche ich Ihnen heut zum Schluß dieser Zeilen und immer, immer und zwar in der allseitigsten Bedeutung des Ausdrucks als Ihr alter und ergebener Freund Roon.

Von ernsten Gedanken bewegt, hatte Roon auch seine Glückwünsche zum Geburtstage an den gnädigen Monarchen gerichtet, sich zugleich entschuldigend, daß er wegen mangelnder Gesundheit auch diesmal nicht im Stande gewesen sei, persönlich zur Gratulation zu erscheinen. Der König dankte wieder eigenhändig für „die lieben Zeilen“ und schloß: „l'homme propose et Dieu dispose, und so muß man hinnehmen, was Dieser sendet! Daher ist der Blick in die Vergangenheit immer sicherer, und dann kann ich freilich nur mit tiefem Danke die unbegrenzten Gnadenbezeugungen des Himmels erkennen, die Er mir in der letzten Zeit zuwendete und die Sie in nie ermüdender Arbeit und Thätigkeit vorbereiten und herbeiführen halfen! Freilich muß ich mit

Schmerz sehen, daß Sie dem Vaterlande und mir Ihre Kräfte und Ihre Gesundheit opferten! Möge den Lohn für Ihre Handlungen Ihr Gewissen Ihnen selbst gewähren, während Sie meines Dankes mehr als gewiß sind!

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Im Frühjahr 1875 mußte Frau von Roon eine längere Kur in Karlsbad brauchen. Dieselbe gab wiederum Veranlassung zu einem ausführlichen und gemütvollen Briefwechsel (im April und Mai). Der Feldmarschall gab darin u. a. seiner Freude über den Besuch sehr geliebter Verwandten, Adolf von Blanckenburg und dessen Tochter, Ausdruck, beschrieb sein Zusammenleben mit ihnen und machte wiederholte Mitteilungen über die damals erfolgte Vollendung der von ihm geschaffenen neuen Anlagen im Krobnitzer Parke sowie einiger Bauten zur Verbesserung des dortigen Herrenhauses.

Ende Juni weilte er einige Tage, — begleitet von den meisten Mitgliedern seiner Familie —, in Sorau gelegentlich der Hochzeit seines jüngsten Sohnes Wilhelm, und siedelte dann wieder nach Neuhof über. Dort wurden gleichfalls gute Beziehungen zu den wenigen Nachbarn auf dem Lande, — zu denen sich auch der Herzog von Koburg-Gotha und seine erlauchte Gemahlin rechneten —, unterhalten. Ebenso empfing Roon wieder zahlreichen Hausbesuch, meistens von Verwandten. Besonders erfrischend war ihm die mehrwöchentliche Anwesenheit Blanckenburg's (Moritz) und seiner Frau. „Unsere Erinnerung an diesen

Besuch strahlt im hellsten Sonnenglanze, heute und immerdar", schrieb er Anfang September. Mitte Oktober ging er dann wieder „ins Winterquartier" nach Krobnitz zurück.

In denselben Tagen empfing er eine angenehme Erinnerung an seine frühere Thätigkeit als Marineminister durch ein Schreiben des Chefs der Admiralität von Stosch. Dasselbe teilte mit, daß das Kommando Sr. Majestät Kriegsschiff „Gazelle" gelegentlich einer wissenschaftlichen Reise, Beobachtung des Venusdurchganges, verbunden mit Landesaufnahmen 2c., einem größeren Teile der Kerguelen-insel den Namen „Roon-Halbinsel" beigelegt hätte. Der Feldmarschall erteilte gern die hierzu erbetene Genehmigung und sprach in seinem Dankschreiben vom 24. Oktober seine Freude aus, daß „sein Name im Kreise des Personals der vaterländischen Marine, deren Interessen und deren Entwickelung seinen schwachen Kräften eine Reihe von Jahren amtlich anvertraut war, noch nicht ganz in Vergessenheit gekommen sei."

Einige Tage später erhielt Roon einen längeren Bericht Blanckenburg's, nachdem dieser mehrere Tage in Varzin gewesen war. Blanckenburg glaubte nach den erhaltenen Eindrücken einen „Zusammensturz der liberalen Minister- und Parlamentsherrschaft", sowie der damals noch herrschenden Wirtschaftspolitik prophezeien zu können; freilich fügte er hinzu: „mit welchen Mitteln dies Ziel aber erreicht werden soll, ist mir, und ich fürchte auch B., ein völliges Räthsel." Im ganzen, schreibt er, könne er doch nicht rosiger in die Zukunft sehen. — Roon antwortete, 30. 10. 75, u. a.: „Daß Bismarck mit den Liberal-Büreaukraten . . . nicht auf die Länge wirthschaften könnte, war mir lange klar. . . . Er hat ganz zweckmäßig disponirt, wenn er, in Varzin verbleibend, ihnen Zeit läßt, sich abzunützen und sich

mit ihrer Partei zu brouilliren. Mögen also die Manchester-Leute verschwinden. . . Freilich — ohne eine andere wirksame Stütze ist aber überhaupt nicht zu regieren.“ Nach ausführlichen Betrachtungen über die etwaige Umgestaltung der konservativen Partei und deren Presse, die Roon hieran knüpfte, fügte er noch hinzu: „B.'s Unzufriedenheit mit den Maigesetzen halte ich für ungerecht. Denn F. führt nur mit Geschick und Muth Alles aus, was sein Meister — eben B. — will; und wenn die Maigesetze nichts taugen oder wenigstens nicht soviel als zu wünschen wäre, so ist B. mindestens ebenso verantwortlich dafür als F. Nach Canossa, denke ich übrigens, schielt kein ehrlicher Kerl; denn das wäre der Abgrund, nicht aber das Festhalten an rite gegebenen Gesetzen resp. die Handhabung derselben. . . . B. rechnet auch in dieser Beziehung auf sein altes Glück, resp. auf irgend einen günstigen, zufällig eintretenden Umstand. Und der wird auch wohl kommen. Daß er aber länger ausbleibt, als erwünscht: das macht unsern Freund ungeduldig.“

In einem späteren Briefe, vom 27. November, kam Roon nochmals auf dies Thema und die politische Lage jener Tage zurück. „. . . was Du über Bismarck's Umkehr sagst, ist vollkommen zutreffend. Bei seiner . . . Eigenart wird, fürchte ich, auch keine Versöhnung mit den Conservativen möglich sein. . . . Dennoch kann und werde ich ihm meine Sympathien niemals entziehen. Ich wüßte nicht, an wen sonst sich meine patriotischen Wünsche und Gefühle anlehnen sollten; seiner mächtigen Persönlichkeit die gebührende Anerkennung zu versagen, könnte wohl nur einem Narren einfallen, der sich auf seinem Piedestal sehen möchte. Aber zu der blinden Menge, die ihn heute vergöttert und ihn morgen vielleicht kreuzigen würde, gehören wir beide

wohl nicht —, gerade weil wir ihm herzlich zugeneigt sind. . . . Doch genug des Plauderns über dieses nicht leicht zu erschöpfende Thema."

„Kann gerade nicht behaupten," so heißt es in Blanckenburg's Antwort vom 24. Dezember, „daß die Lage des Vaterlandes sehr weihnachtlich glänzt und leuchtet. Aber je tiefere Erdenschatten, um so helleres Weihnachtslicht und Stern! — Also — — lasset uns fröhlich sein, auf daß die alten vertrockneten Herzen jubeln mit den Weihnachtskindern. . . .

Politisch liegen die Dinge (ich war einige Tage in Berlin) sehr verwirrt. B. will ehrlich los von den Geistern, die er rief —, indeß ich sehe immer noch nicht das Loch, aus dem die Geister entweichen werden. Ja, wenn es sich nur um das alte Preußen handelte —, dann wäre es nicht allzu schwer, an eine gesunde Reaktion zu glauben . . . aber Deutschland —, da stoßen sich die Partheien so gewaltig und so mannigfaltig, daß ich nicht weiß, wie B. von der jetzigen Majorität loskommen will. . . ."

Roon antwortete am 30. Dezember zustimmend in betreff der Sorgen um die politische Zukunft, fügte dann aber hinzu: „„Gott sitzt im Regimente!" — und nicht die Doktrinäre, die, wie Lasker und Genossen, dem Rufe ihrer Unfehlbarkeit zu nahe zu treten meinen, wenn sie begangene Irrthümer wieder abzustellen die Hand bieten. . . ."

Auch in seinem Glückwunsche zum neuen Jahre, welchen Roon an des Königs Majestät richtete, gab er diesmal den sein Herz bewegenden Sorgen über die Zustände der inneren Politik Ausdruck: . . .

„Mein inniger Wunsch, daß es Gott gefallen möge, Ew. Majestät Lebens-Abend ferner mit dem Glanze großartiger Erfolge zu umstrahlen, scheint, soweit es sich um die

äußere Lage des Vaterlandes handelt, der Erfüllung gewiß zu sein; und die Armee, diese mächtige von Ew. Majestät Weisheit gepflegte Institution, wohl geeignet, die Größe und Unabhängigkeit des Vaterlandes gegen äußere Feinde zu schützen, wird, Gott gebe es, auch wohl eine sichere Bürgschaft gewähren gegen die von einer doctrinären Gesetzgebung großgezogene Hydra der unsere ganze Civilisation bedrohenden Partei der Verwilderung. . . . Dieselbe gewinnt, — Dank der Schwäche der Gesetze —, täglich an Macht und Einfluß und wird, wenn nicht noch rechtzeitig vorgebaut wird, eines Tages bis zur Unwiderstehlichkeit einer Lawine heranwachsen. . . ."

In einem späteren Briefe an Blanckenburg vom 5. Februar 1876 erörterte Roon seine Gedanken und die Möglichkeiten der Abhilfe abermals ausführlich und fügte, gewissermaßen entschuldigend, hinzu: „Wenn man wie ich an der Ausgangspforte des Lebens steht, so können solche Fragen wohl gleichgültig erscheinen — aber doch nur dem Egoisten. Wer sich aber für diese Welt, in der er zu wirken berufen war, im richtigen Sinne interessirt, kann nicht gleichgültig dagegen sein."

Bemerkenswert ist aus jener Zeit auch ein Schreiben an Bismarck vom 15. Februar, in dem Roon zwar auf die politischen Sorgen nicht näher eingeht, welches aber gleichfalls die ihn innerlich beherrschende tiefernste Seelenstimmung erkennen läßt, wenn er nach Erledigung eines persönlichen Wunsches schreibt: „. . . . Mögen Sie schließlich wissen, daß Ihr alter ausrangirter Gefährte wie ein absterbender Cactus in seinem windsicheren Glashaus-Winkel wohl noch eine Weile fortvegetiren dürfte, bis der an der Wurzel nagende Todeswurm auch die letzten Fasern zerschnitten haben wird. Aber zu produziren und zu brauchen ist er

nicht mehr, denn mit den mageren Blüthen sind auch die Stacheln abgefallen. In dieser rein vegetirenden Gegenwart freue ich mich doch meiner Vergangenheit; und so viele beschmutzte, leere oder zerrissene Blätter es auch darin geben mag: so hoffe ich doch auf eine, Gottes gnädigen Verheißungen entsprechende Zukunft, in welcher Glück und Glanz dieser Erde nur noch wie Schlamm erscheinen werden, wie Ueberbleibsel, die von belebender Wärme oder auch von verzehrender Gluth Zeugniß ablegen. Aber — verzeihen Sie diesen Nachmittags-Prediger-Ton, den Sie, der Sie noch mitten im Getriebe der Welt stehen, wie die treibende Feder in der Zeituhr, natürlich abgeschmackt finden werden.

Aber innigst hoffe und wünsche ich, daß Sie, neben oder nach den Mühen und Leiden Ihrer großen Rolle, das Bewußtsein sich erhalten, resp. wieder beleben: daß die Triumphe und Erfolge menschlicher Größe, daß alle Freude, aller Glanz und Schimmer dieses unseres dunstigen, fröhnerischen Erden-Daseins — Nichts sind im Vergleich mit der uns in Jesu Christo verheißenen ewigen Herrlichkeit. Das wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen und mit dem Ihnen seit einem Dezennium in unverbrüchlicher Treue gewidmeten Interesse, mit dem ich bin und bleibe Ihr treu ergebener alter Freund v. Roon.

Erwähnt sei auch ein Schreiben Roon's Mitte März 1876, welches an die schwedische Akademie der Kriegswissenschaften gerichtet war, nachdem diese „hochachtbare Gesellschaft sachkundiger Fachgenossen" ihn am 18. Januar genannten Jahres zum Ehrenmitgliede erwählt und ihm diese Ernennung in feierlicher Adresse und durch Uebersendung des Diploms angezeigt hatte.

„Sie haben," hieß es u. a. in diesem Dokumente, „das Schwert, welches Ihr Monarch im Streite führte, ge-

schmiedet und geschliffen, und die Waffe bog sich nicht und brach nicht, selbst bei der härtesten Probe."

Noch im Monat März begab der Feldmarschall sich nach Berlin. „Ich wollte," schreibt er am 27. März an Blanckenburg, „meinen alten Herrn und Kriegsfürsten vor seinem, resp. meinem Ende gern noch einmal sehen und war daher am 20. hergekommen, um ihn zu seinem 80. Geburtstage zu begrüßen, da mein Befinden eben leidlich war. Ich fand den Herrn, bei dreimaligem Ersehen, in der That in einer für sein Alter bewundernswerthen Verfassung, und zwar nicht blos körperlich. Daß er seine alte huldreiche Liebenswürdigkeit gegen mich bewahrt hat, ist kaum erwähnenswerth, weil es seiner Natur zuwider sein würde, wenn es anders wäre. . . .

Bismarck begegnete ich am 22. an des Königs Thür. Er schickte dann und ließ mich auf den folgenden Tag zu einem kleinen Diner einladen, das ich annahm. . . . Nach Tische setzte er sich zu mir und wir plauderten Verschiedenes. Indessen verhinderte die Mitanwesenheit der andern Gäste bald die Fortsetzung unseres tête-à-tête, und ich zog mich früh zurück; ob ich ihn wohl noch einmal wiedersehen werde, den verwegenen Steuermann? —?

Dieselbe Frage lag mir im Herzen, wenn auch nicht auf den Lippen, als ich mich gestern vom Könige verabschiedete —, Gott weiß die Antwort . . ."

In demselben Briefe teilte Roon dem Freunde die eben erfolgte Vergrößerung seines Landbesitzes in der Lausitz mit: „ich habe Döbschütz gekauft und übernehme es am 1. April. . . . Der Haupt-Vorzug besteht in der großen Nähe von Krobnitz und der durch die Lage der in einander greifenden Grenzen gegebenen Möglichkeit der Zusammenbewirthschaftung beider Güter . . . u. s. w."

Des Feldmarschalls Befinden erlaubte in diesem Jahre noch mehrere andere Reisen. Zunächst ging er Anfang Juni mit den Seinen wieder nach Neuhof. Einige Wochen später siedelten seine Kinder Wißmann nach dem neuerworbenen Döbschütz über, dessen Verwaltung gleichfalls der Schwiegersohn übernahm. In Neuhof fanden sich die verschiedenen Kinderpaare mit ihren Familien wieder der Reihe nach zum Besuch ein.

Von dort schrieb er auch wieder einmal, am 8. August 1876, ausführlicher an Oberst von Hartrott und teilte dabei mit: „Mit m. Gesundheit, nach welcher Ihre Freundschaft, aus Veranlassung einiger Zeitungs-Notizen, fragen dürfte, geht es wieder leidlich, wiewohl selbige mich täglich an den großen Abmarsch erinnert. Ich kann wieder Briefe schreiben, wie figura zeigt, so sauer mir dies auch, — besonders in Fällen wie der vorliegende —, zuweilen werden mag. — Ich kann mich nur wenig und nur sehr langsam bewegen, lebe daher wie eine Auster, ohne so appetitlich und so begehrt zu sein. — Meine Söhne werden Ihnen von dem Rest meiner Kräfte anschaulich berichten können. Immerhin aber ist es möglich, daß ich noch einige Zeit vegetire. Die Erinnerung an m. Vergangenheit, namentlich der letzten 14 Jahre meines amtlichen Wirkens gewährt mir zwar nicht volle, aber doch einige Befriedigung, namentlich die Erinnerung an so viel zum Theil unverdiente Anerkennung von Oben wie von Unten, so wie an so viel erfahrene Liebe und Anhänglichkeit als mir zu Theil geworden ist und zwar nicht ganz unverdient, insofern Gegenliebe Liebe rechtfertigt. —

Sie wissen, lieber und erprobter Freund, daß ich namentlich Ihrer Hingebung und Anhänglichkeit die wohlverdiente Anerkennung nimmer versagen kann, und daß ich

mich jeder Gelegenheit freue, die mich veranlaßt, dies immer zu wiederholen. . .

Von Herzen aufrichtig Ihr alter Freund

v. Roon.

Noch im Monat September wurde ein längst gehegter Lieblingswunsch ausgeführt, indem Roon nach Pommern reiste und das alte geliebte Zimmerhausen mit seinen ihm so nahe stehenden Bewohnern wieder aufsuchte; und im Oktober erfolgte die Rückkehr nach Krobnitz, wo die nächsten Monate in der früher geschilderten Weise meist ganz still verlebt wurden. Im Dezember reiste Roon mit seiner Gemahlin wieder nach Berlin, um das Weihnachtsfest zu feiern und sich an den Enkeln zu erfreuen. Er erlebte dort das 70jährige militärische Jubiläum seines großen Königs und konnte hierzu sowie zum Neujahrsfeste seine Glückwünsche persönlich darbringen. Der wieder verschlechterte Zustand seiner Gesundheit zwang ihn indessen bald, das „unruhige Berlin" wieder zu verlassen und schon im Januar nach Krobnitz zurückzukehren, — so daß er die vorher gehegte Absicht, sich an den Arbeiten des Herrenhauses zu beteiligen, auch diesmal nicht auszuführen vermochte.

Immerhin gestattete ihm sein Befinden in den nächsten Monaten, wenigstens schriftlich mit den von ihm geliebten und wertgehaltenen Personen die Verbindung aufrecht zu erhalten. Zu diesen gehörte u. a. auch der Prinz Friedrich Karl, sein ehemaliger Zögling, der mit seinem Kriegsruhm inzwischen die Welt erfüllt hatte. Roon hatte auch im letzten Dezennium noch zuweilen mit ihm korrespondiert und ihn kürzlich in Berlin wiedergesehen. Der nunmehr bevorstehende Geburtstag des Prinzen, 20. März, veranlaßte einen neuen Briefwechsel, dessen Inhalt für die Sinnesart beider Männer

so bezeichnend ist, daß ihre Verehrer davon gern Kenntnis nehmen werden.

Roon's Brief lautet:

Krobnitz, 12. März 1877.

„Gnädigster Prinz und Herr! Ew. Königlichen Hoheit Geburtstag ist nahe, und ich gedenke längst vergangener Zeiten und der schon vor einem Menschenalter angeknüpften Verbindung mit einem jungen Herrn, der nun in Kurzem seinen 50ten Geburtstag erlebt. Weit hinter Ihnen und mir liegen alle Mißverständnisse und Mißgriffe jener Jahre, die dennoch nicht ohne Segen geblieben sind. Am Schlusse derselben die März-Gräuel und die März-Thränen von 48; Ihr damaliger 21ter Geburtstag war der schmerzensreichste, den Sie, den alle Getreuen im Lande mit tiefer Wehmuth erlebten. Aber — Gott sei gepriesen! — welch' ein reiches Leben hat sich nach allem Weh Ihrer Jugend für Sie entfaltet! Und wenn der Allmächtige auch in jüngster Zeit einen schwarzen Schatten auf Ihr Leben fallen ließ, so haben Ew. K. H. doch für all' den Sonnenglanz, der Ihre Wege beschienen und Sie von Düppel über Sadowa bis Le Mans begleitete, Gottes Güte zu preisen und für den Segen zu danken, den er auf all' Ihr Thun und Wirken legte. — „Noblesse oblige!" Nicht blos die im Glanze Ihrer hohen Geburt liegende Gunst hat Ihr Leben verklärt, sondern auch die glückliche und gelungene Erfüllung der daran sich knüpfenden Pflichten. Das wird von Mit- und Nachwelt dankbar anerkannt werden. Denn wenn freilich einerseits Niemand mehr leisten kann, als er vermag, so wird doch derjenige, der Alles, wozu ihn Gott ausgestattet, wirklich vollbringt, immerhin von der Welt bewundert werden; es ist dann seine Sache Gott die Ehre zu geben, der ihm sein reichliches Pfund zugetheilt hat.

Nach diesem warmen Blick auf Ihre Vergangenheit einen herzlichen Wunsch für Ihre Zukunft, wie er sich für eine wohlgemeinte Geburtstags-Gratulation eignet. Neue kriegerische Lorbeeren kann ich Ihnen im Hinblick auf die damit verknüpften Opfer und Gefahren kaum wünschen; sie werden Ihnen im eintretenden Falle ohnehin mit Gottes Hülfe nicht fehlen. Aber was ich Ew. K. H., und zwar mit der ganzen Wärme der Aufrichtigkeit und Anhänglichkeit wünsche, das ist der reiche Segen Gottes für ihr innerliches Herzensleben, für die Gewinnung des inneren Friedens, ohne welchen aller Ruhm und aller Glanz des Daseins nur ein Schimmer ist, der uns weder zeitlich zu befriedigen noch ewiglich zu beseeligen vermag. Dieser ernste Wunsch, so sehr abweichend von dem herkömmlichen Inhalt einer Geburtstags-Gratulation, nicht hervorgegangen aus einer östlichen Stimmung oder pietistischen Anwandlung, ist der beste, ja der einzige, den ich für einen Herrn in glänzender Stellung, in kräftiger Gesundheit, im Besitze aller Wünschenswürdigkeiten dieser Welt überhaupt habe. Auch meine ich nicht, daß Ew. K. H. verletzt sein werden, wenn dieser Wunsch, wenn der ganze Inhalt dieses Schreibens ein klein wenig an den einstigen, oft unbequemen, hie und da mißgreifenden Mentor erinnert, dessen Sie nicht bedürfen. Erwägen Sie gnädigst, daß ein alter Mann, der sich für einen jüngeren so innig interessirt, wie ich für Sie, seine Feder in Folge seiner mangelhaften Hof-Routine entweder ganz ruhen läßt, oder aus ihr das Beste fließen läßt, was er hat —, weil er nicht anders kann.

Gott weiß, ob diese Zeilen nicht vielleicht die letzten sind, die ich an Ew. K. H. zu richten vermag. Meine Gesundheit hat sich zwar seit dem Tage, an welchem Sie mich mit Ihrem Besuche beehrten und erfreuten, erheblich

gebessert, aber doch nicht in dem Grade, daß ich binnen Kurzem die Reise nach Berlin wagen könnte; und wenn man nächstens das 74. Jahr vollendet, so muß man wohl an jedem Tage der Ordre zum letzten Abmarsch gewärtig sein. Bis dahin, mein gnädiger Herr, bleiben Sie meiner vollen, warmen Sympathie versichert, sowie der tiefen Verehrung, die ich Ihnen nicht blos äußerlich bezeuge, indem ich in Devotion verharre

Ew. K. Hoheit unterthäniger Diener

v. Roon.

Umgehend antwortete der Prinz-Feldmarschall:

Berlin, 18. März 1877.

Mein lieber Feldmarschall von Roon!

Hocherfreut war ich heute früh, als ich Ihre mir so wohlbekannte, liebe Handschrift erkannte, und darüber, daß Sie Sich meines alten Geburtstages erinnerten. Wohl selten hat mir ein Gratulationsbrief eine größere Freude gemacht, als der Ihrige. Ich sage Ihnen auch recht herzlichen Dank dafür. Die Rückblicke, welche Sie in wohlwollender, offener und treuer Weise auf einen Zeitraum von mehr als 30 Jahren werfen, die wir in engerer oder weiterer Gemeinschaft durchlebten, sind zutreffend, wahr und mir aus der Seele gesprochen. Wenn Sie hieran Complimente anknüpfen, so würde ich sie bei Andern als leere Schmeicheleien von mir weisen. Aus Ihrem Munde dagegen haben sie Werth und erfüllen mich mit gewissem Stolz. Aber das ist es nicht, wonach ich strebe oder was länger als auf ganz vorübergehende Augenblicke zu befriedigen vermag. Tief bewegt bin ich von Ihrem ernsten Wunsch, den Sie mit großer Wärme aussprechen, daß Gott mir Seinen reichen Segen geben wolle zu meinem innerlichen Seelenleben, für

die Erlangung des inneren Friedens. Das ist es, in dessen Besitz ich noch nicht völlig bin, wonach ich aber strebe. Die äußeren Verhältnisse, unter denen ich zu existiren habe, denen ich mich, sehr gegen meinen Wunsch, nicht entziehen darf, erschweren diese Arbeit außerordentlich. Auch diese Dinge können sich ja in absehbarer Zeit für mich besser gestalten. Ich schließe, theure Excellenz, mit dem aufrichtigen Ausdrucke der Hoffnung, daß Ihr körperlicher Zustand sich derartig bessern möge, daß es mir noch vergönnt ist, Ihnen den Dank für Ihre stets so treue Gesinnung für mich noch recht oft mündlich auszusprechen. Mit der Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin angelegentlichst zu empfehlen, bin ich Ew. rc.

sehr ergebener Freund und Diener

Friedrich Karl.

Die im Frühjahr 1877 für die Armee befohlenen Beförderungen veranlaßten den Feldmarschall auch wieder einmal zu einem Briefe an den alten Kameraden Hartrott.

Er schreibt ihm:

Krobnitz, 6. April 77.

„Mein lieber Herr General! Ich möchte unsern telegraphischen Glückwunsch zu Ihrer Beförderung schriftlich und herzlicher wiederholen als dies durch ein Telegramm auszudrücken schicklich war. Am 22. März noch im Bett durch die Beförderungsliste überrascht, hat mich aus dem Inhalt nichts so erfreut, als die Namen des jüngsten Generals und des jüngsten Obersten (letzterer war Roon's ältester Sohn). — Ich dachte alter Zeiten, wie ich Sie mir von Königsberg geholt und wie Sie dann, in Ihrer Tüchtigkeit, Gesinnungstreue und Anhänglichkeit für mich erkannt, von Stufe zu Stufe aufsteigend, Ihre tüchtige Kraft, Ihre unermüdliche Wirksamkeit in immer höheren und wichtigeren

Kreisen geltend zu machen wußten. Ich sagte mir, daß ich ohne Ihre treue, immer unverdrossene Unterstützung nimmer zu Leistungen gelangt wäre, die man befriedigend nennen konnte und nennen mußte; daß ich mehr als dies, auch Ihre herzlichen Sympathieen und einen Freund an Ihnen gewonnen hatte. Ihnen dies auszudrücken, — was ein Telegramm nicht vermochte —, habe ich bisher unterlassen, weil ich, der müßige, Ihnen, dem vielbeschäftigten, nicht die Unbequemlichkeit einer Antwort auferlegen wollte. — — — Schließlich bitte ich Sie, mich und die meinigen der liebenswürdigen und verehrten Frau Generalin auf's wärmste zu empfehlen und Ihre alten Sympathien zu bewahren Ihrem alten Freunde

v. Roon.

Ein Brief Roon's an Blanckenburg vom 17. April behandelt wieder ausführlich die politischen Fragen der Gegenwart und die damit zusammenhängenden patriotischen Sorgen: Abermalige Kanzlerkrisis, die Wiederannäherung der Konservativen an Bismarck, dem er aufs neue „andere Helfer" sowie die Kraft wünscht, „andere Bahnen zu suchen. Ob ich dies noch erleben werde, Gott weiß es, aber ruhiger sterben würde ich, — auch er —, wenn es geschähe." Auch die orientalische Krisis besprach Roon mit Bezug auf den eben entbrannten russisch-türkischen Krieg in demselben Schreiben, unterbrach sich aber bald mit dem Ausrufe: „Dorf-Politiker halten das Maul! Wisse also, ich pflanze meine Bäume und Bäumchen im Park und Walde und hoffe neue politische Katastrophen nicht mehr zu erleben. Unsern Kindern kann das Schwere und Scheußliche, was die Zukunft bringt, leider nicht erspart werden. Sie müssen es aber mit durch und niederkämpfen helfen."

Dieselben Tage brachten dem Feldmarschall auch wieder einen eigenhändigen Brief seines Monarchen:

Berlin, 17. 4. 77.

„Wenngleich mir Ihr lieber Brief zum 22ten März schon am 20ten zuging, und ich deßhalb hoffte, ihn auch sogleich noch beantworten zu können, weil ich wohl wußte, daß wenn erst der 22te da war, an eine Antwort nicht so leicht zu denken sei, — und —, wie figura zeigt, ist es auch so gekommen. Denn der 20te und 21te waren in diesem Jahre durch die Masse der Fürstlichkeiten, die zu unzähligen Eisenbahn-Empfangsfahrten und Visiten nöthigte, so in Anspruch genommen, daß ich bis heute so en retard mit meinen brieflichen und Télégramm-Pflichten gekommen bin, daß mir noch die Hälfte unbeantwortet vorliegt!

Nun also zum herzlichsten Dank für Ihren so lieben Brief, der mir grade, weil er nicht blos Rosenfarbenes enthält, doppelt werth war!

Alle Ihre Betrachtungen sind auch die meinigen, und an meinem Bestreben, den Uebeln der Zeit nach allen Richtungen zu begegnen, soll es wahrhaftig nicht fehlen. Aber Helfer muß ich haben, und in solcher Zeit wollte mich der Haupthelfer verlassen!! Sie werden mit mir gefühlt haben, was ich in jenen Tagen gelitten habe, der Sie schon zweimal von solchen Anfällen Zeuge waren und Einmal sich opferten! Nun, der Berg hat eine Maus gebohren, und .... es bleibt bei'm Alten, wie ich es im ersten Augenblick an Bismarck sagte.

Heute sah ich wieder eine Wirkung unserer vortrefflichen Armee-Organisation, von der ich mit Ihnen wünsche, daß sie immer bleiben möge!! Ich besah nämlich 3 Garde-Landwehr-Bataillone zu 3 Compagnie'n am 8ten Tage ihrer

Uebung, die eigentlich Schießübung ist, in einer ganz herrlichen Verfassung Parade-mäßig. Kein einziger Straffall ist vorgekommen! Das ist unser gemeinschaftliches Werk, dem Sie leider Ihre Gesundheit opferten, was nur Gott lohnen kann!

Ihr dankbarer

Wilhelm.

Zu seinem eigenen Geburtstage, 30. April, empfing Roon wieder zahlreiche Glückwünsche von nah und fern. Fürst Bismarck telegraphierte aus Friedrichsruh: „Herzlichen Glückwunsch zum heutigen Tage im Andenken an gemeinsame Freuden und Leiden, Kämpfe und Erinnerungen".

Für Blanckenburg's Glückwünsche dankte Roon am 4. Mai. Seine Mitteilungen schlossen mit dem Seufzer:

„Mit diesem Reichstage ist nichts anzufangen. Die Freihändler binden der Regierung Hände und Füße. Manchester ist falscher Sammet! Bismarck wird eine Einladung zur baldigen Wiederkehr . . . in diesem verkehrten Gebahren nicht erblicken. Ich schäme mich desselben, obgleich ich in mein 75tes Jahr getreten bin und ruhiger oder stumpfer sein könnte. Gott bessere es!"

Am 23. Mai schrieb er sodann, tief erschüttert von der Nachricht über den Tod eines gemeinsamen Freundes und Verwandten, Adolf von Blanckenburg:

„Man wird nicht bloß jährlich, sondern täglich, stündlich älter . . ., bis das letzte Lebensfünklein verzehrt ist. Wohl Dir und mir, Geliebter, wenn wir dann diese unsere irdischen Augen zum letztenmal mit der seligen Ueberzeugung schließen, daß Gottes Barmherzigkeit sie uns in himmlischer Verklärung wieder aufthun wird! — Der liebe Adolph, dessen letzte mühsam geschriebenen Zeilen an mich neben mir

liegen, der edle liebe Kreuzträger .., schaut nun auch schon aus verklärten Augen Gottes ganze Herrlichkeit ... Dieser liebe alte lahme Mitpilger[1]) war mir alten müden Wanderer immer eine Freude und Stärkung, so oft ich ihm begegnete ..."

Zahlreiche andere Briefe aus dem Sommer 1877, fast alle an seine während mehrerer Wochen bei der verheirateten Tochter in Kassel weilende Gemahlin gerichtet, betrafen meistens Familienangelegenheiten.

Von allgemeinerem Interesse sind mehrere ausführliche Zuschriften an des Königs Majestät, deren Inhalt sich aus der nachstehenden eigenhändigen Antwort des Monarchen ergiebt.

Schloß Babelsberg, den 17. August 1877.

„Auf drei Ihrer Schreiben habe ich Ihnen zu danken vom 13. u. 16. d. M. Mit Freuden habe ich Ihrem Sohn ein Regiments-Commando übertragen[2]) und durch den Tag seiner Ernennung, derselben eine noch schönere Auszeichnung verleihen wollen, — vor Allem aber um in ihm, Ihnen eine neue Anerkennung Ihrer hohen Verdienste um die Armée auszusprechen! Ich freue mich, daß Sie dies verstanden haben! —

Sie berühren in Ihrem 1ten Brief die mir auferlegte neue Thätigkeit in neuen Ländern, und bin ich mit Ihnen froh, daß ich noch im Stande war, diesen, allerdings über alle Erwartung geglückten Besuch in Elsaß-Lothringen, trotz

---

[1]) Adolf von Blanckenburg hatte 38 Jahre lang an schwerer Rückenmarkkrankheit gelitten.

[2]) Roon's ältester Sohn war Kommandeur des Königs-Grenadierregiments in Stettin geworden. Die Ernennung datierte vom 29. Juni, demselben Tage, an welchem dies alte berühmte Regiment sein 200jähriges Jubiläum feierte.

Fatiguen glücklich zu überstehen. Das Interesse überhaupt diese Lande kennen zu lernen, dann die magnifique durchgeführten Festungsbauten und vor Allem das bekannte Schlachtfeld von der anderen Seite kennen zu lernen, sowie Weißenburg und Wörth zu sehen, — war ungemein groß und belehrend. Wenn ich auch nicht in die Tiefe der Herzen und Gemüther eindringen mochte, so war doch die äußere Erscheinung der Population von dem Gefühl durchdrungen, den neuen Herrscher würdig zu empfangen und alle politischen Nuancen momentan zu beseitigen. Und dies (ist) viel mehr gelungen als je zu erwarten stand, und schlug sogar in überraschende Freundlichkeit allmählich um. Die Truppen habe ich überall in geradezu brillanter Verfassung gefunden. — Meine Gesundheits-Reisen sind mir vollkommen angeschlagen. Die Entrevue mit dem Kaiser von Oestreich war sehr interessant in diesem Moment, und wir sind in Allem einverstanden auch über die Möglichkeit, daß er militärisch genöthigt sein kann, acte de présence zu machen, aber nie gegen Rußland, und stets auf die Erhaltung der drei Kaiser-Entente hinweisend.

den 18.

Aus der Correctur des Datums dieses Briefes sehen Sie, daß ich Ihren letzten Brief erst erhielt, da ich diese Zeilen schon begonnen hatte.

Ich kehre zurück zur Beantwortung in chronologischer Ordnung. — Ja, in den Kirchlichen Ereignissen die sich in Berlin zutrugen, blieb mir nichts übrig als Farbe zu zeigen. Ich habe, wie von Ihnen, sehr viele erfreuliche Zurufe erhalten, namentlich von allen zusammen gewesenen Kreis-Synoden. Dennoch wird der Sieg nicht leicht zu erringen sein, da die Geister leider schon zu lange ungestört verdorben worden sind, und da war es sehr glücklich,

daß nun sogar die Kanzel mißbraucht wurde, um aller Ernstes vorzugehen; nachdem Sydow sich noch scheute seinen verdrehten Glauben an heiliger Stätte auszusprechen, da er sehr wohl wußte, daß ihm das Landrecht entgegenstand, und daher mit Umgehung der dort verheißenen Strafen sich begnügte, seine Lehren in privat-Versammlungen — Rathhaus — zu lehren!! so hat doch seine damalige Freisprechung durch den Ober-Kirchen-Rath im Widerspruch mit der Verurtheilung durch das Consistorium seine Früchte getragen, wie ich dies in der Conferenz, die ich dieserhalb abhielt, bestimmt vorausgesagt, und wie es nunmehr Hoßbach genau ausführte! und in der Berlin-Cöln-Stadt-Synode weiter gesponnen wurde! Die Verweisung des Apostolicums vor die Landes-Synode kann sehr gefährlich werden, da das Laien-Element in derselben viel zu zahlreich vertreten ist, trotz meiner Kämpfe dagegen, und in diesen Laien steckt leider der Unglaube!

Sie beurtheilen mich nur zu richtig, wenn Sie annehmen, daß ich tief ergriffen bin von dem Revers der russischen Armée und in der Seele des Kaisers traure! Aber die Opérationen seit dem Donau-Uebergange sind mir ein Räthsel. So vorzüglich wie dieser vorbereitet und ausgeführt wurde, so unerklärlich ist es, daß nach demselben die Hauptregel der Strategie ganz aus den Augen gesetzt wurde: mit allen Kräften der Hauptarmée des Feindes entgegen zu gehen und zu schlagen, ehe man weitere Opérationen unternimmt; wogegen man jetzt seine Kräfte theilt und überall schwächer als der Gegner erscheint! Die Episode über den Balcan ist unerklärlich und verdiente die Ausführung derselben einen vernünftigeren Zweck! Ich hoffe mit Ihnen, daß der Sieg endlich der russischen Armée verbleiben wird, aber die Türken müßten mit Blindheit geschlagen sein, wenn

sie die Ankunft der énormen Verstärkungen des Gegners ruhig geschehen ließen. Mögten sie doch so blind sein!

Ich freue mich zu lesen, daß es Ihnen im Allgemeinen gut gehet. Ich bin vor einigen Tagen bei meiner Durchfahrt, auf der Rückreise hierher von Großbeeren, einen Moment bei Bl. gewesen, und habe Ihre Schöpfung geradezu bewundert! und begreife, daß Sie dieselbe nicht leichten Herzens aufgaben! Haus und Garten in Gütergotz sind wirklich ganz reizend und noch immer vortrefflich gehalten, obgleich der Besitzer leider wenig davon siehet.

Ihr 2ter Brief wegen der B.-Familie ist sofort in Curs gesetzt, aber wie Sie selbst sagen, wird wenig Aussicht für Stifts-Stellen sein, da ich einen Strich für Verheißungen habe machen müssen; dagegen wird die allgemeine Vertröstung wohl eintreten.

Ihr 3. Brief verheißt mir die Sendung der Geschichte Ihres Regiments, die aber noch unterwegs sein muß. Sehr gern werde ich Ihrer Empfehlung des Schriftstellers für seine Zukunft eingedenk sein, wenn ich auch nicht verheißen will, daß ich das Werk ganz lesen werde!

Sie sehen, ich konnte die Tinte nicht halten; aber wo so interessante Themata zu beantworten waren, hat man keine Zeit — kurz zu sein!

Mit meinen herzlichsten Empfehlungen für die Ihrigen, verbleibe ich

Ihr

dankbarer Wilhelm.

Die Freude, welche der Feldmarschall über solche, von der beispiellosen geistigen Frische seines geliebten 81jährigen Herrschers zeugende Briefe empfand, bedarf keiner besonderen Versicherung. Fast unaufhörlich beschäftigten sich seine Gedanken mit dessen Allerhöchster Person, und Äußerungen

wie die: „ich freue mich des von Dir berichteten gnädigen Andenkens Seiner Majestät, den Gott erhalte und segne!“ — wiederholen sich mehrfach in den Briefen an die Söhne.

Gelegentlich des Glückwunsches zum neuen Jahre gab er seinem freudigen Danke auch wieder direkten Ausdruck, nachdem er zunächst sein persönliches Fernbleiben entschuldigt:

„Vermöge meiner Hinfälligkeit freute ich mich um so inniger an der in dem ablaufenden Jahre bewiesenen, scheinbar unverwüstlichen Gesundheit und Lebenskraft meines theuern Königs und Kaisers, welcher seine Regierungsgeschäfte und Truppenbesichtigungen, seine Reisen und Besuche, seine Jagdausflüge und Hoffeste, ungeachtet aller seinen hohen Jahren zu entnehmenden Bedenken, zur staunenden Bewunderung aller Welt, ganz wie gewöhnlich, ganz wie ich es schon vor mehr als 15 Jahren unmittelbar zu beobachten die günstige Gelegenheit hatte, mit dem gedeihlichsten Erfolge vollbrachte und vollbringt. Gott erhalte Euer Majestät diese Frische bis ans Ende Ihres segensreichen Lebens! Möchten Sie nie die Beschwerden und die demüthige Resignation persönlich kennen lernen, die mit einem siechen Alter unvermeidlich verbunden sind. . . .

Die lebendigen Interessen der Gegenwart können einem alternden Zuschauer wohl schwere Gedanken machen. Zwar erscheint der Kriegserfolg Seiner Russischen Majestät jetzt wohl gesichert — zu meiner großen Freude, die mich nach dem Falle von Plewna fast zu einem Gratulations-Schreiben an des Kaisers Alexander Majestät getrieben, wenn es sich für mich nur geschickt hätte; allein mehr als die Orientalische Frage, auf deren angemessene Lösung ich nun hoffe, bewegt mich der Zustand unserer eigenen Deutschen resp. Preußischen inneren Verhältnisse, namentlich die soziale Frage, die Kirchenverfassungsfrage und der Ausgang des ganz berechtigten

Kampfes gegen den Vatikan. Alle diese Angelegenheiten können m. E. nur zu einer glücklichen Lösung gelangen durch die Befriedigung aller Wohlgesinnten im Lande, mittelst der baldigen und gründlichen Correctur der inneren Gesetzgebung, mit welcher uns der Liberalismus überstürzt und erstickt hat. — Aber ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung, wenn meine Feder sich in so schwierige Gebiete verirrt, in denen man vollständig orientirt sein muß, um sich auf practicablen Wegen hindurch zu finden, und solche Orientirung ist in meiner Ofenecke nicht wohl möglich. — Es geziemt mir daher mehr, unter Wiederholung meiner getreuen Glückwünsche und meines tiefgefühlten Dankes [1]) um die Fortdauer Ew. Majestät Huld und Gnade zu bitten, indem ich bis an's Ende verharre als Ew. Majestät allerunterthänigster Diener

Roon.

Antwort Seiner Majestät des Königs.

Berlin, 12. 3. 78.

„Nach längerer als meiner gewöhnlichen Schuld stehe ich dieses Mal vor Ihnen mit dieser verspäteten Danksagung für Ihren Brief bei'm Jahreswechsel. Er enthält so liebe Worte und Gedanken für mich, wie ich sie von einem Manne kenne, der mir Jahre lang mit treuem Rath und kräftiger That zur Seite stand und somit eine große Zeit mit schaffen half! Glauben Sie nicht, daß Ihre Zeit erblaßt vor der Gegenwart mit ihrer aufreibenden Natur, wie Sie mir schrieben. Die jetzige Armee, die Sie mit bildeten, stehet noch unwandelbar fest als Ihr Werk; denn nur Beharrlichkeit und Conséquenz ließ uns alle schmählige Anfechtungen bekriegen und zuletzt mit den Waffen in der Hand besiegen!

---

[1]) Für die Weihnachtsgabe: — eine Reiterstatuette des Kaisers.

Als Sie mir schrieben, war eben erst Plewna gefallen; die Russen gingen von Sieg zu Sieg, stehen am Thor von Constantinopel und schließen einen Frieden, der ihnen selbst wenig einbringt für die unerhörten Kosten von Menschen-Leben, Blut und Kosten aller Art, und wer weiß, was ihnen im Congreß noch abgezwackt werden wird in Armenien und an der Donau. Daß dieser Congreß in Berlin tagen soll, um Bismarck's Gegenwart zu ermöglichen, ist sehr ehrenvoll für Deutschland und speziell für Preußen; aber mir persönlich wird dadurch manche unangenehme Stunde bereitet werden! Denn meine Rolle ist die eines Schiedsrichters, und der macht es Niemandem recht! —

Sie berühren unsere innere Politik. Der Fürst und Eulenburg bereuen ihren Anflug von Liberalität und sehen, wie schwer es ist, den kleinen Finger wieder zurückzuziehen! — ich selbst habe es ja seiner Zeit empfunden! — Die Vertretungsfrage des Fürsten ist denn glücklich gestern entschieden; sie war so einfach an sich, indem, auf Verlangen, das immer Bestandene gesetzlich gemacht wurde! man sah bald, was man bei der Einfachheit des Vorgeschlagenen benutzen wollte, um Anderes zu berühren — auf liberaler abschüssiger Bahn. Die sogenannte Cultur-Frage könnte durch den neuen Papst vielleicht mit der Zeit eine Besserung erfahren, wenn Cardinal Franchi den Einfluß erhält, den wir ihm wünschen, da er die Lage richtig erkennt und sehr wohl weiß, wo die Abhülfe liegt, d. h. daß die Bischöfe und durch sie die Geistlichen sich dem Gesetze unterwerfen.

Die Lage unserer Kirche wird immer brennender!! Die laue Behandlung des Sydow-Falles hat genau die bösen Folgen getragen, die ich vorhersagte, aber im Conseil auch nicht eine Stimme für mich erhielt, exemplarisch streng gegen den Mann zu verfahren. Er erhielt eine Warnung und

blieb im Amte; sein Schüler Hoßbach verkündet von der Kanzel, was Jener nur in Privat-Versammlungen vor Tausenden lehrte, und erhielt eine Warnung; nun tritt ein 3[ter] bei Züllichau auf und leugnet noch frecher die Grundpfeiler unseres Glaubens; er wird zur Révocirung aufgefordert und mit Disciplinar-Untersuchung bedrohet; dies schwebt erst seit einigen Tagen. Sie wissen wie entschieden ich für unsern Glauben eingetreten bin, und daß ich deshalb Alles anwende, um die Gleichgläubigen in ihrem Glauben zu erhalten, sie vor Irrlehren zu warnen und durch Strenge gegen Irrlehrer aufzutreten, damit nicht noch mehr verführt werden. Seit 5 Monaten correspondire ich mit dem Oberkirchenrath, aber komme nicht von der Stelle, weil ich nirgend den Muth erzeugen kann, diese Strenge eintreten zu lassen und so gehet Alles Berg — ab!!

Wenn man die Auftritte kennt, die der gewisse Most herbeiführte contra Stöcker, so schaudert man, wenn man sehen muß, daß unsere Gesetzgebung dergleichen nicht strafen kann. Diese Gottesleugnung gehet Hand in Hand mit der Social-Democratie, und so sind wir mitten im Frieden dahin gekommen, wohin die französische Revolution in der Schreckenszeit gerieth, d. h. Gott abzuschaffen und dann wieder einzusetzen, obgleich Letzteres unsere Gottesleugner noch nicht thun!

Das sind gewiß Alles recht schwer zu verfolgende und womöglich zu ordnende Dinge, aus denen man oft keinen Ausweg siehet, und doch immer wieder ansetzen muß! Auf den Himmel muß man trauen, nur er fügt das Ende!

Mich den Ihrigen herzlich empfehlend

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

Prinz Friedrich Karl an Roon, 19. März 1878:

Mein lieber Herr Generalfeldmarschall.

Von allen Briefen, die ich zu meinem morgenden Geburtstage empfing, hat keiner mir solchen tiefen Eindruck gemacht, als der Ihrige. Er erweckt Gedanken mannigfacher Art, fördert die Selbstprüfung und die Selbsterkenntniß. Die hohen Dinge, welche ich mit eifrigem Fleiße und durch Arbeit erreicht habe, ich habe sie nie anders, vor- oder nachher, hingestellt, als „irdische Ziele". Damit ist ausgesprochen, daß ich stets höhere Ziele vor Augen hatte, als diese, deren Erreichung ja an sich nur ganz vorübergehende Befriedigung für tiefer angelegte, auf christlichem Boden stehende Naturen gewähren kann. Mehr Werth mögen sie für solche haben, welche sie nicht erreicht haben. Vor Gott sind sie oft nur eitel Schein. Für den Menschen ist entscheidend, ob er durch diese Dinge an Dankbarkeit und Bewußtsein seiner eigenen Schwäche zugenommen, oder ob er in Selbstüberhebung und Selbstberäucherung schwelgt. Aber auch zwischen diesen Extremen bewegen sich manche. Zu welchen ich mich zähle, weiß ich, zu welchen man mich rechnet, weiß ich nicht, ist mir aber, wenn auch nicht gleichgültig, so doch nicht entscheidend.

Es ist ein herrlich Ding, wenn man procul negotiis, wie Ew. Excellenz, in einem hohen Alter, bei regem Geiste, in objektiverer Weise als es sonst gelingt, auf Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges blicken kann. Ich sehne mich danach, als dem schönsten Vorrecht des Alters. Man stirbt, freiwillig halb, halb gezwungen der Welt ab und lebt Gott. Wohl Ihnen!

Tief ergreift es mich, wenn Sie mir schreiben, daß Sie, als mit einem Fuße im Grabe stehend, jene Zeilen und jene

lieben und aufrichtigen Wünsche an mich richten. Es könnte also das letztemal gewesen sein [1]). Was Sie mir sagen, prägt sich tief in mich ein, und ich danke Ihnen. Sollte dies mein letzter Dank sein? Gott allein weiß es, und was Sie wünschen, das lassen Sie auch meinen Wunsch für Sie sein.

Ihr treu ergebener, dankbarer Freund

Friedrich Karl.

An Se. Majestät den Kaiser und König schrieb Roon am 20. März 1878 abermals gelegentlich der Geburtstags-wünsche:

„Diese Entsagung (die Wünsche nicht persönlich darbringen zu können) kostet mir mehr, als ich ausdrücken kann. Zu meinem Troste sage ich mir, daß es mir in der freundlicheren Jahreszeit . . . vergönnt sein wird, meines theueren Herrn Antlitz noch einmal vor meinem Ende zu schauen; ich bitte Gott herzlich mir dies zu gewähren.

. . . Gott sei gepriesen, der Ew. Majestät für alle . . . zu lösenden großen Aufgaben bisher die nöthigen Kräfte verlieh — und der auch für die Zukunft Ihnen die bisher bewiesene bewundernswerthe Frische und Rüstigkeit erhalten wolle, zur Freude des Landes und zu Ihrer eigenen Befriedigung

Leider läßt sich das Ende aller jener Kämpfe mit dem römischen Stuhl, mit der ultraliberalen und sozialistischen Partei, mit der Ruchlosigkeit innerhalb der gottesleugnerischen Volkshefe noch nicht absehen, weil es Ew. Majestät an den muthvollen Instrumenten gebricht, um sie in wünschenswerther Kürze glücklich hinauszuführen: dennoch, — man hofft immer, was man wünscht —, hoffe ich, daß es Ew. Majestät

---

[1]) Es war thatsächlich das letzte Mal.

beschieden sein möge dieses Ende zu sehen. Ohne Ihr festes Bekennen, Ihre consequente und weise Zügelführung in Staat und Kirche würde, — fürchte ich —, dieses Ende ein tief betrübendes sein, und Staat und Kirche würden von dem Abgrunde verschlungen werden, an dessen Rand sie durch eine von idealistischen Thoren ausgegangene Gesetzgebung, durch den kirchlichen Zwiespalt und den Abfall von Gott und Seinem Worte gedrängt worden sind. — Ein solches Ende werden, glaube ich, Ew. Majestät nicht erleben. Gottes Gnade und Ihr fester Wille werden Sie davor schützen, aber ein solches Ende auch für alle Zeit vorbauend abzuwenden: dazu möge der Herr aller Herrscher Ew. Majestät mit Seiner Kraft und Weisheit begnadigen, um dem drohenden Verfall aller menschlichen und göttlichen Ordnung, um der Verwilderung Ihres Volkes und der Einsargung seiner edelsten Erinnerungen, Tugenden und Hoffnungen kräftig und erfolgreich zu wehren. Genehmigen Ew. Majestät den Ausdruck dieser meiner Wünsche und der tiefen Verehrung, in welcher ich verharre als Ew. Majestät allerunterthänigster Diener Roon.

Antwort Sr. Majestät. (Telegramm vom 21. März.)

„Herzlichen Dank für Ihr liebes Schreiben von gestern. Kein Wort desselben werde ich vergessen und mir die Erfüllung Ihrer Wünsche und Hoffnung mit Ihnen wünschen und hoffen! Dann wäre alles gut, aber bei uns Menschen steht nicht die Erfüllung, und so muß man auf Gott vertrauen, der doch allein weiß, was uns frommt.

(gez.) Wilhelm.

Aus einem Briefe Roon's an Blanckenburg.

Neuhof, 14. 5. 78.

„. . Dein lieber Geburtstagsbrief erreichte mich rechtzeitig und zwar in Cassel im Hause meiner Tochter, wohin ich am

29. glücklich gelangt war. Sie hatte, um mich zu erfreuen, unsern alten Freund E. aus Bonn citirt, sowie Anna unsere Straßburger Kinder. Beide Ueberraschungen gelangen vollkommen und rührten den Alten in dem Maße, daß er seiner Antipathie gegen alle Ueberraschungen gänzlich vergaß. Es waren einige sehr gemüthliche Tage, wohl getrübt durch E.'s gelegentliche schmerzvolle Stunden, aber zugleich erhellt durch Sonnenglanz und Frühlingspracht in reizvollster Umgebung und mehr noch durch die angenehme Temperatur im Familien- und Freundes-Kreise. Aber Alles verrauschet! A.'s reis'ten schon am 2., E. am 3. ab, und wir brachen am 6. hierher auf, d. h. Anna, Opperlein und ich mit einiger Dienerschaft. Zur Feier unserer Ankunft ein großartiges Donnerwetter mit Wolkenbruch. Seitdem Prachtwetter und eine Frühlingsherrlichkeit, die alle Sinne in Anspruch nimmt, zugleich aber eine absolute Stille, die zur gemüthlichen Einkehr einläd't, zu welcher mich ohnehin täglich wiederkehrende, wiewohl bisher immer schnell vorübergehende Beklemmungs-Anfälle stimmen, die mir von der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, auch „der schönsten Scene" predigen, welche Gottes Güte mich noch am späten Lebensabend genießen läßt. Ende dieser Woche wollen wir, wenn auch mit manchem Seufzer, wieder heimwärts ziehen, um der nach Wildbad gesandten E. die Kinder in Krobnitz aufzuheben, da wir auf deren Aufnahme in N. nicht ganz eingerichtet sind.

Vorgestern wurden wir in unserer Abgeschiedenheit durch ein Telegramm über das verruchte Attentat auf unsern theuern alten Herrn aufs schmerzlichste aufgeregt. Freilich schrieb ich ihm sogleich, wie m. E., — falls es sich nicht etwa um das Beginnen eines wirklich Wahnsinnigen handele —, der Angriff auf sein Leben eine giftige Frucht unserer zügellosen Preßfreiheit und Vereinsgesetzgebung sei; allein werden

unsere stimmführenden Ideologen deshalb zur Correctur schreiten? Schwerlich! Vielmehr wird es wieder, wie bei Oskar Becker, Blind und dem Kissinger Mörder heißen, daß das Verbrechen einzelner verkommener Menschen „die ewigen Wahrheiten der freiheitlichen Prinzipien" nicht umzustoßen vermöchten; das Walten der Gesetze werde den Verbrecher strafen, aber es sei kein Grund wegen solcher einzelnen Exzesse wohl begründete Gesetze anzutasten. Daß aber diese selben Gesetze fortfahren, die Entsittlichung und Verwilderung unseres armen verführten Volkes zu begünstigen — ist den thörichten Prinzipienreitern verborgen! — —"

Se. Majestät der Kaiser an Roon.

Berlin, 20. 5. 78.

„Herzlichsten Dank für Ihre theilnehmenden Zeilen vom 12. d. M. Ja! es war wieder eines der Ereignisse, wo man sichtlich in Gottes Hand stehet, wie wir Alle! Die theilnehmenden Beweise, die mir wie die Ihrigen, von allen Seiten zugehen, sind ein Balsam für mein und meiner Tochter Herz, aber eine Wunde ist ihm doch geschlagen, die nur die Zuversicht zu Gottes Gnade und Seinem Willen heilen kann!

Die Worte die Sie schrieben, daß mit dem Preßgesetz und mit dem Vereins-Recht so etwas nur möglich ist, fasse ich dahin zusammen, daß mit denselben die Welt aus den Angeln gehoben werden muß!

Ich habe bei Gelegenheit des Glückwunsches aus Errettung der Gefahr Seitens der Staats-Minister an dieselben sehr ernst eine Mahnung gerichtet, die Augen fester aufzumachen als bisher, wohin die Zügellosigkeit der Presse und die fortgesetzten, ungestraften Meetings der Umsturz-Parthei sowohl als die der Glaubens-Verfälscher führen.

Diese Mahnung hat zur Folge gehabt, daß ein Gesetz zur Verschärfung in dieser Richtung dem Bundesrath und dem Reichstag vorgelegt werden soll, aber leider siehet man vorher, daß damit nicht, bei letzterem wenigstens, durchzudringen sein wird! —

Allen Ihrigen, die sich Ihrer Theilnahme anschlossen, herzlichen Dank.

Ihr dankbarer König

Wilhelm.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Feldmarschall war von Neuhof im Mai 1878 bereits nach Krobnitz zurückgekehrt, als ihn dort am 2. Juni die Nachricht von dem zweiten furchtbaren Attentat gegen die geheiligte Person des heißgeliebten Monarchen ereilte. Zwar erhielt er auf seine Anfrage schon am 3. von zuverlässiger Seite die telegraphische Nachricht, daß die erste Nacht ziemlich ruhig und ohne Wundfieber verlaufen, — so daß nicht das Schlimmste zu befürchten sei —, verbrachte aber dennoch die nächsten Wochen nach dem entsetzlichen Ereignis in unbeschreiblicher Sorge und Aufregung.

Was sein Herz erfüllte, welche Wünsche er bei diesem Anlasse für dringend erachtete, das sprach er einige Tage nachher in nachstehendem Briefe an Fürst Bismarck aus:

Crobnitz (bei Reichenbach, Oberlausitz),
den 7. Juni 1878.

Hochverehrter Freund!

Gestatten Sie Ihrem einstigen alten Kampf- und Leidensgefährten diese vertrauliche Anrede heute wie sonst. Ich habe Sie, seitdem mein Beruf im Zuschauen besteht,

niemals mit politischen Rathschlägen belästigt, warum sollte ich heute Wasser ins Meer tragen? — Dennoch mögen Sie mir heute einen kurzen Zuruf gestatten: Handeln Sie! ohne Verzug mit der Ihnen natürlichen Energie und Klugheit! Es muß nothwendig und zwar baldigst etwas Ernsthaftes, Energisches geschehen, um dem verletzten, nach Hülfe rufenden Rechtsbewußtsein der Nation Trost und sichere Stütze zu gewähren. — Denn verläuft diese jüngste Teufelei und der Kampf dagegen wiederum im Flugsande constitutioneller Bedenken und Doctrinen, ohne Spuren und practicable Geleise zu hinterlassen: so geht das Vertrauen zu der Thatkraft der Regierenden den besseren Schichten des Volkes gänzlich verloren, und die schlechteren werden hohnlachen und triumphiren, da ihre Frechheit keine Schranke findet: das Chaos ist fertig!

Kann und darf dies das End-Resultat Ihres Lebens und großartigen Wirkens sein? — Mögen widerwärtige Strömungen und Winde das Staatsschiff, trotz sorgfältiger Curs-Berechnungen, in ein Fahrwasser voller Strudel und Klippen geführt haben: die feste, starke Hand am Steuer, sie und keine andere wird den Schiffbruch verhindern; sie muß es, um des Schiffes wie um des Piloten willen. — Der Moment ist da! Also hinaus mit dem schiefgestauten doctrinären Ballast, der bei der nächsten Sturzwelle das Schiff nach links hin zum Kentern zu bringen droht, „l'excès du mal ramènera le remède“.

Ich bin mir bewußt, damit keiner Contre-Revolution das Wort zu reden; keinen Staatsstreichen, wenn sie zu vermeiden sind. Aber das in äußerster Gefahr schwebende Vaterland, unser Vaterland, das Vaterland unserer Kinder muß gerettet werden, das Centrum aller christlichen Gesittung. Nicht wegen des wiederholt versuchten Meuchelmordes an

dem Edelsten und Huldreichsten aller Monarchen ist diese Gefahr eminent, sondern wegen unserer hyperliberalen Gesetzgebung, welche die Abrichtung zum Meuchelmord, zum Umsturz aller göttlichen und menschlichen Autorität und Sitte nicht nur gestattet, sondern begünstigt und die Nation zur völligen Entsittlichung und Verwilderung zu verführen droht. — Was nützt aber alle sittliche Entrüstung gegen solches Treiben, wenn sie müßig bleibt, statt demselben einen festen Damm entgegen zu bauen? Noch ist dies möglich! Noch hat die Nation die alte Pietät und die alten Traditionen christlicher Gesittung nicht ganz verloren; noch wird, so hoffe ich, die Armee ihre Pflicht thun, wenn es zum Aeußersten kommt —, eine neue Schmach für den deutschen Namen, wenn es dazu käme! — Der Zauberbann des doctrinären Idealismus muß gebrochen werden, weil seine Impotenz notorisch ist, und alle von ihm verordneten Rezepte werden sich gegen diese internationalen Assassinen als wirkungslos erweisen. Jedermann, der ihren Plänen hinderlich, wird Scheibe für ihre Kugeln sein, wenn die Gesellschaft nicht von diesen durch unsere doctrinäre Gesetzgebung entmenschten Ungeheuern befreit wird.

Doch gegen meine ursprüngliche Absicht — schon zu viel für Ihre Geduld! —

Verzeihen Sie meinem Eifer für die Sache, wie für Ihre Person und Ihren Ruhm, jedes überflüssige Wort, und erblicken Sie in der Zuschrift überhaupt nur ein Zeichen meiner Theilnahme für die bedenklichen Zustände der Gegenwart, meiner Wünsche für die Zukunft, sowie für Sie selbst, dem die Lösung der schwierigsten Aufgabe, die Heilung der gefährlichsten chronischen Krankheit gelingen muß und gelingen wird mit Gottes Hülfe. Dadurch wird Ihr Name zwar kaum neuen Glanz gewinnen; das Gegentheil aber

würde ihm eine Einbuße bereiten, die Niemand tiefer beklagen dürfte, als

Euer Durchlaucht
altbewährter treu ergebenster Freund
Gr. v. Roon,
G.=F.=M.

Eine Antwort erwarte und begehre ich nicht."

Über das furchtbare Ereignis selbst empfing Roon nachstehende ausführliche Berichte:

Geheimer Rat von Langenbeck an Roon.

Berlin, 8. Juni 1878.

Verehrter Herr!

Seit dem Schreckenstage, der über uns gekommen, und der für alle Zeiten ein Schandfleck in der deutschen Geschichte bleiben wird, trage ich den Wunsch mit mir umher, Ihnen zu schreiben. Das Entsetzen und die Verwirrung in unsern Gemüthern war aber während der ersten Tage nach dem Attentat so gewaltig, daß es kaum möglich gewesen wäre, zum ruhigen Schreiben die nöthige Sammlung zu finden. Zudem war für mich ein großer Theil des Tages und abwechselnd auch die Nächte durch die Krankenpflege in Anspruch genommen und ich glaubte meine Vorlesungen, 4 Stunden täglich, nicht aussetzen zu dürfen, weil alles sofort durch die Zeitungen gemeldet und zur Beunruhigung des Publikums benutzt wurde, sobald es dazu geeignet erschien. Endlich hätte ich Ihnen während der ersten Tage der vergangenen Woche Beruhigendes kaum berichten können.

Seit vorgestern geht es Gottlob besser, der Kaiser leidet nicht mehr an so heftigen Schmerzen, und der ganze Zustand ist der Art, daß wir, wenn nichts Unvorhergesehenes eintritt, einen glücklichen Verlauf hoffen dürfen.

Gestern hat der Kaiser, dem, ich weiß nicht von wem, die Mittheilung gemacht wurde, daß Sie durch die Nachricht so tief erschüttert sind, mir den Befehl ertheilt, Ihnen Seine Grüße zu senden und zu sagen, „Er hoffe diesmal noch durchzukommen." —

Ich habe vier Kriege mitgemacht und viel Schreckliches gesehen, niemals habe ich aber einen so schaudervollen, sinnverwirrenden Eindruck gehabt, als beim Anblick des Kaisers, der mit zahllosen Wunden am Kopf, Gesicht, Hals, beiden Armen und Rücken bedeckt und vor Blut fast unkenntlich gemacht, sterbend, wie ich zuerst glaubte, vor mir lag. Noch heute kann ich dieses Bild nicht los werden, und es begegnet mir noch täglich, daß ich mit der Hand an die Stirn fahre und mich frage, ob das grausige Erlebniß nicht vielmehr ein Trugbild meiner kranken Phantasie ist.

Gleich nach halb drei Uhr am Sonntag stürzte ein mir Unbekannter in meine Wohnung mit dem Ruf: „Sie sollen sogleich in's Palais kommen, der Kaiser ist verwundet, vielleicht schon todt!" Wie ich hingekommen bin, weiß ich nicht. Ich hätte nicht geglaubt, daß eine Straße jemals das Gepräge der Verwirrung, der concentrirten Wuth und der Verzweiflung in dem Grade annehmen könne, wie es unter den Linden der Fall war. Die Menge versuchte gerade das Haus Nr. 18 zu stürmen, aus dem die Schüsse gefallen waren. Als ich im Palais ankam, war der Kaiser soeben auf Sein Feldbett gelegt, ohne Puls, aus der Armwunde stark blutend und ohne Bewußtsein. Nachdem die Blutung gestillt, erholte er sich bald, wimmerte aber laut vor heftigen Schmerzen. Die ersten Worte, die Er sprach, waren: „Sagen Sie, daß meinem Sohne telegraphirt wird; er soll sogleich kommen und die Geschäfte übernehmen." Dann fragte Er mich, ob der Hofmarschall im Vorzimmer sei, und

als ich erwiederte, daß Perponcher im Vorzimmer sei, sagte Er: „Fragen Sie, was aus dem Scholz und aus dem Diener geworden ist?“ Wir brachten Ihn dann, nicht ohne Widerstreben, aus dem schrecklichen Schlafzimmer in das blaue Vorzimmer vor dem Arbeitszimmer, wo der Kaiser noch jetzt liegt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kaiser auf der Stelle todt gewesen wäre, wenn er nicht den Helm getragen hätte. Meiner Ansicht nach ist der erste Schuß mit Schroten und Rehposten geschehen. Von den Rehposten ist einer in die linke Wange, der andere in den rechten, gerade zum Gruß erhoben gewesenen Vorderarm gegangen, andere 4 Rehposten sind auf den Messingbeschlag des Helms aufgeschlagen, stecken theils in demselben, theils haben sie tiefe Gruben in den Messingbeschlag geschlagen und die Schuppenkette durchgerissen. Der Ledertheil des Helms ist nur von Schroten getroffen und diese in den Kopf eingedrungen, der Kopfhaut etwa 15 Wunden hinterlassend. Der linke Oberarm ist vollständig mit Hagelkörnern gespickt, die größtentheils unter der Haut stecken. Vom linken Daumen ist die Spitze abgeschossen. Die Wunde des rechten Vorderarmes hat uns die meiste Sorge gemacht: hier ist das Geschoß tief eingedrungen und jedenfalls eine größere Arterie verletzt. Der Verlauf ist bisher ein wunderbar guter gewesen, die Wunden auf dem Kopf und Rücken sind fast sämmtlich geheilt. Das Uebrige kennen Sie aus den Bülletins, die ganz exact sind, mit denen das Publikum aber nicht zufrieden ist, weil man wissen möchte, ob der Kaiser durchkommen wird, oder nicht, und was etwa sonst noch eintreten könnte, — Dinge von denen wir nichts sagen können, weil wir nicht allwissend sind. Es ist unglaublich, wie viel jetzt gelogen wird, und ich bitte, von Allem, was in den Zeitungen steht, nichts zu glauben, als was von den Aerzten unterzeichnet ist.

am 9. Juni Mittags. Die Besorgniß, daß der Kaiser Sich durchliegen könnte, veranlaßte uns heute, Ihn in einen bequemen Lehnstuhl zu bringen, in welchem der Kaiser 3 Stunden mit Behagen gesessen hat. Im Uebrigen machen die 82 Jahre sich geltend. Der Kaiser ist sehr schwach, klagt über große Mattigkeit und hat wenig Appetit. Zum Glück ist kein Fieber da, und die Schmerzen in den Wunden haben ganz nachgelassen.

Die Uebertragung der Geschäfte an den Kronprinzen ist, auf Initiative des Kaisers allein, erfolgt, nur im Beisein von Fürst Bismarck und von Albedyll und Wilmowski, welche beide letztere als Zeugen fungirten. Der Kaiser fühlte sich darnach offenbar erleichtert und erzählte uns, als wir zur Abend-Visite erschienen, sofort den ganzen Vorgang. — —

Die Stimmung ist hier eine unendlich gedrückte. Täglich kommen Verhaftungen von Individuen vor, welche Beleidigungen gegen den Kaiser ausgestoßen haben, oder an der Verschwörung betheiligt zu sein scheinen. So weit ist es mit uns gekommen! Nach meinem Gefühl wäre Erklärung des Belagerungszustandes und Aenderung des Wahlrechts das einzige Mittel der Rettung. Für den Augenblick sind Vorsichtsmaßregeln getroffen, die Wachen mit scharfen Patronen versehen und Nachts ein Piket Soldaten im Palais commandirt. Alles dieses halte ich nicht für ausreichend für die nächste Zukunft. Am Tage nach dem Attentat fragte der Kaiser mich, wie es komme, daß es vor dem Palais so stille sei, und als ich erwiederte, die Straße vor dem Palais sei abgesperrt, sagte er: „ja freilich man ist ja seines Lebens nicht mehr sicher, und es wäre leicht Orsini-Bomben hier ins Parterre zu werfen, das Einzige, was man an mir noch nicht probirt hat."

Mit der Bitte, den verehrten Ihrigen mich zu Füßen zu legen in alter Verehrung Ihr

B. v. Langenbeck.

Berlin, 13. Juni 1878, Morgens 7 Uhr.

Verehrter Herr!

Ich komme soeben vom Palais, wo ich die Nacht zugebracht habe. Der Kaiser hat die ganze Nacht, von $10^1/_2$ bis 5 Uhr ohne Unterbrechung ruhig geschlafen und war wieder eingeschlafen, als ich um $6^1/_2$ Uhr das Palais verließ. Ich finde, daß in den letzten Tagen der alte Gesichtsausdruck zurückgekehrt ist. Hoffentlich werden wir morgen die ersten Gehversuche machen können.

Der rechte Arm macht uns immer noch Sorgen, und wird hier noch immer die Eisblase angewendet. Auch kann möglicher Weise die Nothwendigkeit eintreten, eine Reihe von Schroten aus dem linken Oberarm zu entfernen. Das wäre sehr unangenehm und würde den Kaiser sehr deprimiren, seine endliche Reconvalescenz verzögern.

Gestern habe ich Seiner Majestät den Inhalt Ihres Briefes mitgetheilt. Er sagte ganz traurig: „ja der Mann hat seine Schuldigkeit gethan, wie wenige, und ich beklage es noch immer, daß seine Gesundheit ihn zwang mich zu verlassen.“ — In diese Klage stimmt Mancher aus vollem Herzen ein, denn ohne Zweifel wären jetzt andere Masregeln genommen, wenn Sie noch Minister wären. Bismarck hat die sofortige Erklärung des Belagerungszustandes gewollt, der Kronprinz aber nicht eingewilligt.

Das Schreiben ihres Litthauer Landwehrmannes habe ich dem Kaiser noch nicht mitgetheilt. Die Stimmung des armen Herrn ist trübe, und wir vermeiden alles, was ihn an das Attentat und an die bestehenden Zustände erinnern

könnte. Bis jetzt hat der Kaiser, außer die Mitglieder der Familie, Niemanden gesehen. Der Kronprinz hält Ihm täglich einen kurzen Vortrag, der natürlich nur das berührt, was der Kaiser wissen darf. Die Kaiserin ist sehr leidend; sehr wohlthuend die Pflege der Großherzogin von Baden. Gestern hat der Kaiser mit dem Kronprinzen eine halbe Stunde über die Aufgaben des Congresses und besonders über die Abgrenzung von Bulgarien gesprochen und dabei alle die unaussprechlichen Ortschaften genannt, die bei der Abgrenzung in Frage kommen.

Meine Frau bittet, sie zu entschuldigen u. s. w.

In alter Verehrung Ihr

B. v. Langenbeck.

Roon selbst schrieb darüber[1]) damals, 16. 6. 78, u. A.:

„Meine Aeußerungen können nur kurz sein, denn mein Gesundheitszustand verlangt Schonung meiner Kräfte, die merklich zur Neige gehen. Und die Vorgänge der letzten Wochen waren nicht geeignet, sie zu heben. Die wiederholten höllischen Anschläge auf unsern ehrwürdigen alten Herrn, die dadurch erzeugte politische Krisis, die daran sich knüpfenden patriotischen Sorgen: Das Alles bekümmert mich aufs tiefste. Dazu kam ein neuer Katarrh, der meine Tage — bei fortwährenden Erstickungsanfällen — in Schwachheit, meine Nächte oft in größter Angst und Noth, verleben läßt. — —

Erst nach Abgang meines Schreibens an Bismarck vom 7. d. M. erreichte mich die Nachricht von B.'s Antrage vom 6./6. zur Auflösung des Reichstages. Mit weiteren Vorschlägen soll er bei des Königs Lieutenant nicht durchge-

[1]) Seinem ältesten Sohne.

drungen sein! — — Noch aber lasse ich nicht alle Hoffnung von mir. Der unwillige Tadel, den die Auflösung von den liberalen Preß-Organen erfährt, beweiset, daß die Maßregel gut, wenngleich nicht ausreichend war. Alles kömmt auf den Ausfall der Wahlen an. Bringen sie die Liberalen und Ultramontanen in die Minorität, so wird man nicht blos Gesetze gegen die Sozialisten zu Stande bringen, das würde selbst mit einer liberalen Majorität gelingen, sondern auch sonst zur Correctur unserer Gesetzgebung Freizügigkeit, Presse, Vereine, Gewerbesteuer-Gesetze schreiten können; und Personen, welche, in abergläubischem Respekt vor der Majorität, ihre eigene Autorität zu verspielen geneigt sind, werden dann auch einer anders gestimmten Majoritäts-Geige zu Liebe wieder anders tanzen und nicht blos à l'anglaise.

Wenn nun aber die Conservativen die jetzige Gelegenheit, zumal bei den Wahlen, wiederum nicht zu nützen verstehen —, so werde ich mein Haupt verhüllen und dies irdische Narrenhaus mit der Ueberzeugung verlassen, daß es, von Incurabeln bewohnt, der Sorgen und des Schweißes der Edlen nicht werth sei. Dann werden diese ein Recht haben, zu verzweifeln an dem Siege des Rechts, des Lichtes und der Wahrheit, an der Erfüllung ihrer schönsten irdischen Hoffnungen. Wohl dem, der alsdann das Chaos dieser Welt zu verlassen vermag noch im festen Glauben an die Verheißungen des himmlischen Jenseits! — —

Mich mit meinem altbackenen Rath hervorzudrängen an Personen, die kein Ohr dafür haben: dazu fühle ich keinen Beruf; es wäre nicht allein zwecklos sondern selbst zweckwidrig. Falls aber die Wahlen günstig ausfallen, und sobald der Hauptmann wieder an des Lieutenants Stelle getreten sein wird, also, — wie ich zu Gott hoffe —, in einigen Wochen: so darf ich wohl eher, auf altes Vertrauen bauend,

meine, wiewohl unberufene doch wohlmeinende alte Stimme noch einmal erheben.

Und nur noch dies Eine: Ich habe schon ebenso böse, ja in manchen Beziehungen bösere Zeiten durchlebt, als die heutigen. Wären wir auf der Marschroute von 48 geblieben, wo wären wir hingekommen? Aber „Gott sitzt im Regimente!“ Hätten wir die Lection von 48 ganz richtig aufgefaßt und beherzigt, so hätten wir der Lection von 78 vielleicht gar nicht bedurft. Da Jenes leider nicht geschehen, so müssen wir — 30 Jahre später — die Prüfung noch einmal durchmachen, und da wir sie sehr wahrscheinlich auch nicht cum laude absolviren werden, so werden unausgetilgt bleibende Keime neues Unkraut empor wuchern lassen, und unsere Kindeskinder werden dann neue Prüfungen zu bestehen und den Versuch zu erneuern haben, ob sie vielleicht alles Unheil, d. h. alle Sünde aus der Welt tilgen können, — was ihnen wohl auch nicht radical gelingen wird. ——'

An Blanckenburg schrieb Roon einige Tage später, 8. Juli:

„Leider bin ich alt und krank, ein Messer ohne Schneide, ein Schwert ohne Spitze; so bleibt mir freilich in dem bevorstehenden Kampfe kaum etwas Anderes übrig, als zu beten und die Rüstigen anzuspornen. Dies Bewußtsein der eigenen Ohnmacht ist ein sehr niederbeugendes Gefühl, aber noch lange nicht Verzweiflung. Gott züchtiget und demüthiget uns, wie wir es wohl verdient haben, aber Er wird uns nicht verderben und untergehen lassen. — Er tröstet und beruhigt auch in solchen Nöthen, wenn auch die Sorge bleibt. — — — Reaction? Unsinn —, sobald man einen Strudel-Prudelwitzischen Begriff mit diesem viel mißbrauchten Worte verbindet; eine Geschichte von 30 Jahren läßt sich nicht spurlos verwischen. Versteht man aber darunter

eine Reform der falschen, weil blos doctrinären, legislativen Action der letzten 30 Jahre, so muß jeder einsichtige Patriot ein Reactionair sein. — — Daß Bismarck, welcher aus 38 Stückchen Bitzelband das Reichsbanner gewoben, es wieder zu Charpie zerzausen lasse, um Prudelwitz & Co. zufrieden zu stellen; daß er den Kampf gegen Rom, um der kirchlichen Zeloten aller Confessionen willen, mit einer freiwilligen Chamade beschließe: das Eine wie das Andere ist doch gleich undenkbar. Daß er aber, befreit von den Fesseln falscher Alliancen und doctrinärer Rathgeber, die geilen Auswüchse unseres politischen Daseins nöthigenfalls mit dem Messer herausschneide und das Leben des Reiches und des Volkes zur Gesundheit zurückführe und dadurch auch die Vorbedingung zu einer befriedigenden Beendigung aller kirchlichen Zerwürfnisse erfülle: das ist möglich, wenn man ihn im gegenwärtigen kritischen Moment nach Kräften unterstützt und dadurch befähigt, alle ungesunden Verbildungen und liberalen Ungeheuerlichkeiten nach und nach abzuthun und die allmählige Heilung herbeizuführen, wenigstens die unserer schlimmsten und gefährlichsten Schäden. Es geht nicht auf einmal — mit Keulenschlägen à la Napoleon I., denn wir sind nicht in Blut getränkte Franzosen und B. ist kein N. Was sich machen läßt, durch B. machen läßt, kann und wird nur durch diplomatische Klugheit wieder gewonnen werden. So wie es verloren wurde, so muß es wieder erobert werden; das richtige Calcül muß dem falschen folgen; aber möglich ist es nur, wenn Bismarck richtig verstanden und nicht — verketzert wird. — —

Jetzt nur noch ein herzliches Liebeswort für Dich und die Deinen von mir und meinem ganzen Hause. Sei und bleibe wohlauf und unverzagt, — wie ich es auch mir wünsche. In alter Freundschaft Dein alter

A. R.

Aus einem Schreiben an Se. Majestät den Kaiser und König.

Krobnitz, 16. Juli 1878.

„— — — — Meiner gerechten Erbitterung über den fluchwürdigen Angriff auf das geheiligte und geliebte Leben Euer Majestät, meinem tiefempfundenen Mitgefühl für die Leiden meines theuern Königlichen Herrn durfte ich bisher keine Worte geben, und nun erst, nachdem Ew. M. das Schmerzenslager verlassen konnten, darf ich es wagen meine Empfindungen zu äußern.

Indem ich Gottes gnädige Bewahrung wenigstens vor den allerschlimmsten Folgen der Teufelei preise, kann ich den Gedanken nicht unterdrücken, daß der Allmächtige die Vergießung Ihres edlen Königs-Blutes zum Heile Ihres Volkes und zur Rettung des Vaterlandes zugelassen hat. Ew. M. waren ja seit Ihren Jünglings-Jahren immer bereit für diesen Zweck Ihr Leben einzusetzen. Gottes Wege sind wunderbar! — — Werden nun, unter dem Eindrucke der dämonischen Vorgänge, die gesetzlichen Schranken für die Sicherung von Thron und Altar, staatlicher Ordnung und christlicher Sitte wieder fester und sichtbarer gesteckt: so wird jeder Tropfen des vergossenen Königs-Blutes eine Quelle des Segens und Gedeihens für das gesammte Volks- und Staatsleben, und unser theurer König und Kaiser wird vielleicht Selbst die Leiden preisen, die verruchte Hände Ihm, dem geliebtesten und verehrungswürdigsten aller Monarchen, bereiteten — und sprechen: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber hat Gutes daraus werden lassen."

Wenn es dagegen nicht gelingen sollte, auf geordnetem Wege die, unter der Einwirkung thörichter Doktrinen, so lange gefährdeten und so gründlich erschütterten Schutzwehren politischer und kirchlicher Autorität wieder aufzurichten und

fester zu gründen: so würde es freilich mit dem ganzen Segen Ihres bisherigen großartigen Regiments, mit der jungen Herrlichkeit des von Ew. M. gegründeten Reiches, wie mit dem alten Preußenthum ein schnelles Ende nehmen, das Chaos bräche herein, und Ew. M. würden vergeblich geblutet und geduldet haben. — Das möge Gottes Gnade und Ew. M. Weisheit und Entschlossenheit verhindern!

Mit den Meinigen bitte ich herzlich für die weitere Genesung und Kräftigung Ew. M., damit Allerhöchst-Dieselben binnen Kurzem die Zügel der Regierung mit von Neuem kräftiger Hand wieder zu ergreifen und damit dem gesammten Vaterlande zu bezeugen vermögen, daß der getreue landesväterliche Pflichteifer seines Kaisers auch durch die größten Ungeheuerlichkeiten nicht gemindert werden kann.

In tiefster Devotion bis an mein Ende.

Ew. Majestät allerunterthänigster

v. Roon.

Geheimer Rat von Langenbeck an Feldmarschall Roon:

Berlin, 22. 7. 78.

Verehrter Herr und Gönner!

Ihren herrlichen Brief habe ich vorgestern bei der Morgen-Visite dem Kaiser überreicht. Ich mußte den Brief auf den neben seinem Lehnstuhl stehenden Tisch legen, sodaß der Kaiser ihn sofort gelesen haben wird.

Das Befinden des hohen Herrn hat sich in den letzten 8 Tagen in sehr erfreulicher Weise gebessert. Während die geistige Frische schon seit etwa 3 Wochen vollständig wieder hergestellt war, wollten die Körperkräfte nicht zunehmen. Der Kaiser ging sehr wenig und nur in unserm Beisein und mußte in und aus dem Lehnsessel gehoben werden. Jetzt

steht er schon allein auf, geht viel im Zimmer und auf der Veranda umher und zeigt in Seinen Bewegungen weit größere Sicherheit und Elastizität. Als ich Ihm gestern Morgen bei der Promenade gleich nach dem Aufstehen sagte, der Paradeschritt sei doch nahezu wieder da, machte Er 3 bis 4 Schritte, welche der Potsdamer Wachtparade Ehre gemacht haben würden.

Vorgestern und gestern ist der Kaiser ausgefahren, was Ihm sehr gut bekommen ist, und ich fange nun wirklich zu hoffen an, daß der alte Kräftezustand wiederkehren wird. Den linken Arm gebraucht der Kaiser schon ganz gut, der rechte ist jedoch noch vollkommen unbrauchbar.

Ob die alte ruhige Gemüthsverfassung jemals wiederkehren wird, weiß ich nicht; der Kaiser ist noch immer sehr leicht bewegt. Als ich Ihn vorgestern bei der Abendvisite wegen der gelungenen Ausfahrt beglückwünschte, sagte Er mit sehr bewegter Stimme: „das verdanke ich Ihrer großen Sorgfalt", — und als Er uns gestern Abend mit dem Bemerken entließ, daß dieses wohl unser letzter Abendbesuch sei, wurde er wieder sehr weich. . . .

Das wird nicht eher besser werden, als bis der Kaiser wieder Truppen sieht, und ich hoffe, daß er den Manövern des 11. Armee-Korps, wenn auch nur zu Wagen, wird beiwohnen können.

Die übliche Badekur in Gastein haben wir, der weiten Reise wegen, aufgegeben. Der Kaiser wird hoffentlich in 8 Tagen nach Teplitz gehen, von dort nach der Mainau, sodann nach Wilhelmshöhe und schließlich nach Baden.

Hoffentlich findet der Kaiser in Teplitz gute Gesellschaft, und es wäre gar schön, wenn Sie auf einige Zeit hingehen könnten. Die Bäder in Teplitz würden Ihnen gewiß nicht schaden.

Ich muß mich ankleiden, um den letzten Morgenbesuch beim Kaiser zu machen, da die Uebersiedelung nach dem Babelsberg um 12 Uhr stattfindet. Dieser letzte Gang wird mir recht schwer. Die mühevolle, ja aufreibende Krankenpflege wurde uns in hohem Maße erleichtert durch die liebenswürdige Nachsicht und Hingebung des hohen Kranken.

In steter Verehrung der Ihrige

B. v. Langenbeck.

Roon an Moritz von Blanckenburg:

Krobnitz, 25. 8. 78.

„. . . Nach dem trauten Zimmerhausen möchte ich wohl sehr gern noch einmal vor meinem Ende kommen, und Dir dort, im dankbaren Andenken an die dort von Deinen Eltern und Dir erfahrene Liebe, die Hand drücken; aber wird's glücken? Du weißt, daß ich leider in der Ausführung auch meiner liebsten Pläne von so vielen kleinen Erbärmlichkeiten behindert und abhängig bin . . . Geschieht's, so könnte es nur in der ersten oder der letzten Septemberwoche sein. Auf alle Fälle halten wir an der Hoffnung Eures Kommens nach Krobnitz fest. . . . Von Politik mag ich gar nicht anfangen. Auch mich bekümmert das Gewordene, und vielleicht mit größerem Rechte, denn ich habe, noch im Amte, vielleicht aus Kurzsichtigkeit, Manches gebilligt oder doch geschehen lassen, dessen Folgen wir nun zu tragen haben . . . .

Meine Hoffnung belebte sich von Neuem, als die letzte, die Auflösungs-Katastrophe, hereinbrach. Es hätte ja noch Alles wieder, wenn auch mit Ach und Krach, ins rechte Geleise gebracht werden können, wenn man nicht planlos die Dinge sich hätte entwickeln lassen, wie es der Zufall gab . . . .

Ich denke mit schwerer Sorge an die Zukunft, die unsern Kindern droht, und begreife, daß man schwermüthig darüber werden kann, da nicht abzusehen ist, wie das Lose wieder fest zu machen, und die Ungesundheit des Volkes zu heilen sein wird. Es giebt nur Einen Trost: „Gott sitzt im Regimente!" Man kann darüber viel eher sprechen als schreiben. Mir wenigstens fehlt die Kraft zum letzteren. Wie würde es mich freuen, wenn ich mit Dir, — sei es hier oder in Z. —, wieder in lebendigen Gedanken-Austausch von Mund zu Mund treten könnte."

In der That machte Roon's Befinden im September nochmals eine Reise nach Pommern möglich, so daß das Wiedersehen der Freunde in Zimmerhausen erfolgen konnte.... Aus einem späteren Schreiben an Blanckenburg, — es war das letzte, das er an diesen gerichtet hat, vom 10. Dezember 1878, sind noch nachstehende Mitteilungen erwähnenswert:

„.... Wenn Du wieder nach St. kommst, kann Dir W. von hier und von uns das Neueste erzählen. Er hat uns gestern verlassen, nachdem er Freitags früh hier angelangt war, um der Feierlichkeit beizuwohnen, mit welcher am Sonntage die etwa vor Jahresfrist im Bau vollendete Familiengruft eingeweiht und von ihren ersten Bewohnern bezogen worden ist. Es war mir eigentlich ganz gegen den Strich, Bernhards [1]) Staub, der in der Kirche von Gütergotz ruhte, noch einmal reisen zu lassen; allein als Helms jüngeres Knäblein durch Gottes Gnade endlich erlöset worden und die gebeugten Eltern einen Trost darin zu finden schienen, daß die kleine Leiche hier zur Ruhe bestattet würde, so habe ich auch in die gleichzeitige Uebersiedelung der großen gewilligt,

[1]) Der bei Sedan gefallene Sohn.

welche mein Schwager, der Hofprediger, hierher geleitete. Letzterer hielt dann Sonntags den Dank-Gottes-Dienst in unserer Kirche, reichte uns das heilige Abendmahl, und segnete Nachmittags, unter Gesang und Gebet, des Sohnes und des Enkels sterbliche Reste, sowie die hübsch ausgeschmückte Familiengruft ein. Jene ruhen nun in ihren Kammern und haben Frieden. Vivat sequens! — d. h. möge er leben, auch wenn er gestorben ist! . . . Nun ist mir doch ein anständiges Unterkommen gesichert, d. h. meiner irdischen Hülle. Möge sich Gott der armen Seele erbarmen!

Der zweite Brief, den ich hier morgen schreiben will, soll an den geliebten Landesvater gerichtet sein, um Ihm zu gratuliren zur Restauration Seiner Gesundheit und Seiner Herrschaft. Es war mir ein niederschlagender widriger Gedanke, daß dieser Herr, nach Allem was Er erlitten, erlebt und erstritten hatte, seine glorreiche Laufbahn mit jenem fluchwürdigen Attentat schließen sollte, — daß ein solches Ende die letzte von der Geschichte über ihn zu registrirende Thatsache sein könnte. Und das wäre geschehen, wenn Er die Zügel, die Ihm gebühren, nach seiner Heilung nicht wieder ergriffen hätte. Ganz abgesehen von allen daran zu knüpfenden Mißdeutungen und Verdächtigungen würde eine solche Berufs-Entziehung eine Undankbarkeit, ja eine Auflehnung gegen Gottes Gnade gewesen sein, durch welche Er geheilt und wiederhergestellt worden ist. . . . Und die Berliner? — Die Ostentation, mit der sie Seine Heimkehr gefeiert, war mir a priori recht sehr zuwider, besonders im Hinblick auf ihre abscheulichen Wahlresultate, und ich wünschte lebhaft, daß der Herr sich den Spektakel ernstlich verbitten möchte. Seine Gutherzigkeit und Großmuth hat Ihn daran verhindert; und nun mag es, nachdem die Demonstration ohne Mißklang verlaufen, vielleicht auch

so das Richtige gewesen sein, wäre es auch nur des Auslandes wegen.

Uns geht es leidlich. Wir haben nach Eurer betrübten, viel zu frühen Abreise noch manchen Besuch gehabt. Aber jetzt ist es ganz einsam hier — und still. — Anna ist wieder ganz Weihnachten. Zum Frühjahr plant sie eine Badekur in Kissingen, da mir der Rakoczy so gut gethan habe, — und ich bin nicht ganz dawider, besonders wenn auch Du den Brunnen an der Quelle mit uns trinken wolltest. Aber ich denke: das ist noch lange hin ..., wer weiß, wer dann noch lebt."

Aus dem Briefe an Se. Majestät, vom 10. Dezember 1878:

„... Euer Majestät haben dem berechtigten Abscheu vor den erlebten volksverderblichen Verirrungen bei jeder sich darbietenden Gelegenheit den würdigsten Ausdruck und damit Ihren Getreuen wiederholte Veranlassung zu tief empfundenem Danke gegeben.

Alles, was wir seit den letzten 30 Jahren — Bedauerliches und Segensreiches, Großes und Gewaltiges und zugleich Entsetzliches und Verabscheuungswürdiges — erlebten, bewegt freilich zu sehr ernsten Betrachtungen, aber solche dürfen uns die Freude an dem sichtbaren Himmelssegen nicht stören, der auf dem Regimente und der Person unseres theuren Landesvaters ruht, der Gott den Herrn freudig bekennt, Herz und Haus Ihm offen hält und das Volk zu Ihm zu sammeln trachtet, — und für den das Wort des Psalmisten geschrieben ist:

„Der ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das geräth wohl."

In tiefster Ehrfurcht 2c.

Se. Majestät der Kaiser und König an Feldmarschall Roon:

Berlin, 26. 12. 78.

„Durch Ihr Schreiben vom 10. d. M. bei Gelegenheit meiner Rückkehr nach Berlin und der Wieder-Uebernahme meines schweren Amtes, und Alles was Sie aus Veranlassung dieses Abschnittes in meinem Leben sagen, haben Sie mir eine sehr große Freude gemacht, und danke ich Ihnen von Herzen für dieselbe.

Es ist ein schweres Jahr, was wir zu Grabe tragen! Die mir zugefügten körperlichen Leiden verschmerzte ich leichter als die, welche dem Herzen und Gemüthe geschlagen sind! Doch auch beglückende Eindrücke sind mir zu Theil geworden, durch Theilnahme und Mitgefühl, so mir von allen Seiten zu Theil wurden, und dazu gehört auch Ihr Andenken an diese schweren Tage! Wohin wir gekommen wären ohne den 2. Juni, ist nicht zu berechnen, und wie ich es öffentlich ausgesprochen, will ich gern geblutet haben, wenn Manchem die Augen geöffnet sind, und wir zum Besseren steuern! Der Anfang ist gemacht durch das neue Gesetz, aber nun muß noch der gelockerte Boden der Kirche befestigt werden!

Anliegend sende ich Ihnen meinen Weihnachten, klein an Dimension, aber vielsagend und bedeutungsvoll. Ein Andenken für die, die mir nahestehen!

Mit meinen Grüßen für die Ihrigen schließe ich als

Ihr stets dankbar ergebener

Wilhelm.

Das „kleine", aber unvergleichlich kostbare Geschenk —, das letzte, welches der Feldmarschall von seinem heißgeliebten Könige empfing, — ist eine einfache silberne Medaille, in einem unscheinbaren, kornblau gefütterten Etui, kaum so

groß wie ein Zweimarck-Stück; sie zeigt auf der Vorderseite ein gothisches W. und auf der Rückseite nur die vielsagenden Worte: „Zur Erinnerung 1878". Sie wird von Roon's Nachkommen als denkwürdigstes Erbstück allezeit bei den Familienschätzen bewahrt werden.

Merkwürdig war es, daß in den letzten Monaten des Jahres 1878 die Todesgedanken und -Ahnungen den Feldmarschall, — obwohl er sich körperlich relativ wohl befand —, fortgesetzt mit ihren Schatten umgaben und ihn auch in das neue Jahr hinüber geleiteten. Alle seine Briefe und Mitteilungen zeugten davon — aber auch seine Handlungen. Nicht nur, daß er für den müden, so oft geplagten Leib die stille Ruhekammer bereitet hatte, auch sonst waren Gedanken und Arbeiten nur damit beschäftigt, „sein Haus zu bestellen", seinen Nachlaß zu ordnen und sich in jeder Hinsicht „zum Abmarsch bereit" zu machen, wie er oft zu äußern pflegte. Erst damals hat er die Niederschrift seines letzten Willens vollendet und diese gleichzeitig mit dem von ihm hinterlassenen Familien-Statut, im Januar 1879, gerichtlich deponiert. — Und nicht minder eifrig war er auf innerliche Vorbereitung bedacht. Wohl hatte er, — auch in den letzten Lebensjahren noch —, zuweilen mit Zweifeln zu kämpfen gehabt oder doch um die Gewißheit des Glaubens ringen müssen mit den Einwürfen und Spekulationen des Verstandes, wenn dieser immer wieder danach trachtete, aus eigener Kraft den ewigen Gott, den Unbegreiflichen — begreifen und den unerforschlichen Ratschluß zu unserer Erlösung durch den einigen Sohn, den wahrhaftigen Menschen und wahrhaftigen Gott in Einer Person, ergründen und erklären zu wollen. Auch mit diesen Kämpfen war er zum Abschluß gekommen, — es war stille, friedliche Glaubenszuversicht an ihre Stelle getreten.

* * *

Noch einige Strophen aus den Losen Blättern des Nachlasses, von Roon in den letzten Lebensjahren eigenhändig niedergeschrieben, zum Teil Aussprüche von Lieblingsdichtern, mögen hier Platz finden, weil sie uns sagen, was ihm in einsamen Stunden das Herz besonders bewegte, und weil sie oft sehr bezeichnend für seinen Charakter und seine Anschauungen sind:

Alter Spruch in neuer Zeit:

Ein gut Gewehr, ein scharfes Schwert — sind viele Millionen wert!
Dein Gut und Geld, Dein Haus und Ehr' —, entbehrst Du einer schneid'gen Wehr:
Des Feindes sind sie, der Dich schlägt, der Deine Hab' von hinnen trägt,
Und Deiner Väter Ehr' und Ruhm — und Deiner Freiheit Heiligtum
Mit Schmach und Knechtschaft Dir vertauscht —
Dann reich und stolz von dannen rauscht.
Drum hör' mein Volk und merk es fein:
Soll hell und blank die Ehre bleiben, — des Friedens Palme Segen treiben,
So muß auch immer stark und rein Dein Arm und Dein Gewaffen sein:
Denn Deiner Fluren reicher Kranz, und Deines Geldes heitrer Schimmer
Lockt wohl den Feind, doch schützt Dich nimmer, fehlt Deiner Faust des Stahles Glanz!

Versailles, 28. Oktober 1870.

Sinnsprüche.

Frieden, nicht Genuß ist Glück;
Krieg um Frieden: Pflicht; um Genuß: Frevel!

Dem Gegner zu mißtrauen ist klug, ihm Mißtrauen zu zeigen, dumm, ihm zu vertrauen groß — aber gefährlich.

Suche den Frieden, so findest Du Genuß;
Suchst Du Genuß, so verlierst Du den Frieden.

Thu was Du kannst, — das Andere laß dem, der's kann,
Zu jedem ganzen Werk gehört ein ganzer Mann.
(Rückert.)

Wer Gott vertraut, frisch um sich haut,
Der kann auf dieser Erden nicht schwer geschädigt werden.

Wenn es brennt, — spute Dich,
Wenn es gießet, — ducke Dich,
Wenn man drohet, — zucke nicht,
Wenn man schlägt, — so wehre Dich,
Wenn man frevelt, — sich're Dich,
Wenn man schmeichelt, — hüte Dich,
Wie es kommt, — verzweifle nicht!
Vertrau' auf Gott, Er läßt Dich nicht! —
Immer gerade durch, Gott hilft!
(Toujours tout droit, Dieu t'aidera).
(Alter Wappenspruch.)

Genuß ist nicht Glück sondern Friede;
Friede ist Glück, nicht Genuß.

Dummheit und Bosheit sind Naturrechte des Menschen; Weisheit und Güte Gottes Gnadengaben.

Es ziemt sich nicht, sich auszuziehen, bevor man zu Bette geht.

Die Geschichte der Menschen — im Hause wie im Staate — ist die Geschichte einer Reihe von Mißverständnissen, die sich in Wechselwirkung bedingen, und Hader und Krieg erzeugen, wo nicht eine stärkere Macht — die Liebe

— vermittelnd und verständigend einschreitet. — Aber diese Macht hat nur Gewalt über Herzen, die sie in sich tragen.

Ein kaltes Herz bei warmem Kopf
Hielt kaum noch je das Glück beim Schopf;
Ein kalter Kopf bei warmem Herzen
Vernünftig wägt er Freud' und Schmerzen.

Nur der Vollkommene kann die Unvollkommenen tragen.

Wissen ist Silber, Können ist Gold.
(oder) Wissen ist Papier, Können klingende Münze.

oder: Wissen ohne Können ist Papier, Können ohne Wissen klingende Münze, vielleicht in Gold, vielleicht nur in Kupfer; — Wissen und Können innig gepaart bilden einen Talisman, dem sich alle Schatzkammern und Ruhmeshallen öffnen.

Bruchstück einer Grabschrift.

„Schlecht und recht, das behüte mich,
„Denn ich harre Deiner.“ (Ps. 25.)

Hier ruht das Gebein eines müden Pilgers, der nicht alles Böse, so er gedacht und gemocht, aber noch viel weniger alles Gute ausgeführt, daß er gewollt und — gesollt hätte.

Nicht unempfindlich gegen Unterschätzung seines Könnens und Wollens, empörte ihn im Tadel die Gehässigkeit, erfreute ihn im Lobe die Liebe des Spenders. — Die Eitelkeit, welche selbst gegen gerechten Tadel die Faust ballt und im unberechtigten Lobe nur ein schuldiges Opfer erblickt, verabscheuend, gab er, — nicht Meister seiner natürlichen Reizbarkeit —, widrigen Eindrücken dennoch oft herben Ausdruck, und erregte Ärgernis, wo er Verständigung suchte, zerstreuete, wo er sammeln sollte.

Überzeugt, daß alle sogenannten „menschlichen Verdienste“ nichts sind, als die bloße Verwertung derjenigen Geistes-, Körper- und Charakter-Eigenschaften und Fähigkeiten, die nicht von Menschen, sondern allein von Dem verliehen werden, der „Beides giebt, das Wollen und Vollbringen“, galt ihm der Menschen Rühmen wenig oder nichts.

Wissend, daß er das vollbrachte Nützliche also nur Gottes Beistand verdanke, strebte er nach immer lebendigerem Bewußtsein dankbarer Abhängigkeit von Dem, der zum Gelingen des Rechten, wie zur Bekämpfung der natürlichen Ungerechtigkeit die Kraft giebt. — Aber dennoch that er oft, statt des Guten, das er wollte, das Böse, das er nicht wollte. — —

O fürchte nimmer Gefahr und Tod,
Da beides täglich uns Allen droht;
Nichts fürchte, als, wenn sie einst Dich begraben,
Nicht Gott gefällig gelebt zu haben.

Aus dem sicheren Alten-Winkel wie im Parlamente die weisesten und tapfersten Ratschläge geben, — ist leicht; schwerer, wenn es gelang, rüstig und nützlich zu leben und zu wirken; aber am schwierigsten: selig und freudig, weil gläubig, zu sterben!

Dreißigstes Kapitel.

Roon's Befinden im Januar 1879 erlaubte ihm, die Ausführung eines schon seit Monaten gehegten großen Wunsches nun ernstlich ins Auge zu fassen. Er wollte so gern seinen nach dem Attentate noch nicht wiedergesehenen König besuchen, auch an den Herrenhaus-Sitzungen sich beteiligen.

Anfang Februar begab er sich daher, begleitet von seiner Gemahlin und von Fräulein Oppermann, nach Berlin, wo er sich für einige Wochen im Hotel de Rome Quartier bestellt hatte.

Über diese Reise, die letzten Lebenswochen und den Tod des Feldmarschalls in Berlin hat seine treue Lebensgefährtin eigenhändige Aufzeichnungen hinterlassen, die hier teils wörtlich wiederholt werden sollen, teils den nachstehenden Mitteilungen zu Grunde gelegt sind.

„Am 8. Februar 1879," schreibt Frau von Roon, „verließen wir um 11 Uhr vormittags etwa Krobnitz, um uns nach Berlin zu begeben, da es seit den Attentaten auf den geliebten Kaiser der größte Wunsch meines Mannes war, ihn noch einmal wiederzusehen. An Neujahr scheute er die große Gratulations-Menschenmasse und sagte, da habe er

doch nichts von „seinem Könige". Dann hatte er wieder einen von seinen Asthma-Anfällen zu überstehen, so daß die Abreise noch zwei Mal verschoben wurde. Endlich war alles bereit, wir hatten den Tag vorher, Freitags, von Hedwig [1]) Abschied genommen, wobei er noch besonders weich und zärtlich zu der krank im Bette liegenden Tochter gewesen war. — Die Reise ging ganz gut. Wir kamen wohlbehalten, im schönsten, fast Frühlings-Wetter an. Im Hôtel de Rome waren gute Zimmer bereit, — allerdings 3 Treppen hoch, weil ein größeres, zusammenhängendes und stilles Quartier sonst nicht zu haben war; indessen ersparte ja der Aufzug das Treppensteigen. Wir hatten den Ecksalon und zwei schöne Schlafzimmer (Nr. 89—91) sowie 2 Leutestuben und fanden uns bald ganz wohl eingerichtet und zufrieden; und groß war am andern Morgen Roon's Freude, als er entdeckte, „daß er aus seinem Bette gerade seines Königs Fenster sehen könne." Von da an mußte jeden Morgen der erste Blick nach dem Palais gerichtet sein, und manch' inniges Gebet hat er noch von diesem seinem letzten Lager für seinen König zum Himmel gesandt. — Er hatte schon früh herübergeschickt mit der Anfrage, wann Se. Majestät seine Meldung annehmen wolle. Als ich etwa um 12 Uhr aus dem Dom zurückkehrte, war er „schon lange" drüben und kam bald, beglückt über den nicht nur gnädigen, sondern herzlichen Empfang zurück. Der Kaiser hatte ihn umarmt und geküßt und wie einen treuen Freund begrüßt, zum Sitzen genöthigt und sich aufs eingehendste nicht nur nach seinem Befinden, nach seinem Leben auf dem Lande, sondern auch nach allen Kindern u. s. w. erkundigt; Er hatte ihm auch vieles erzählt, aber mehr privater Natur, des Attentats nur obenhin

---

[1]) Roon's zweite Tochter.

erwähnt, indem Er auf den Arm, der noch in der schwarzen Schlinge hing, gedeutet hatte.

Montag den 10ten fuhr mein lieber Mann seine übrigen Meldungen und zwar in Begleitung des Hauptmanns Perthes, der ihm liebenswürdig Adjutantendienste that und schon beim Anlegen der Uniform, Orden u. s. w. behülflich war. Er begleitete ihn auch ins Herrenhaus, zu dessen Sitzungen Roon schon vor einigen Wochen besondere Einladung des Präsidenten erhalten hatte. Dort war mein Mann mit der größten Freudigkeit begrüßt und umdrängt worden. Es folgten nachmittags und auch Dienstag den 11. noch einige Freundesbesuche und deren Erwiderung. Fürst Bismarck hatte er verfehlt, auch nicht im Herrenhause getroffen, als er dessen Sitzung am Dienstag wieder beiwohnte. Nach dieser war Roon zu einem kleinen Diner bei Sr. Majestät, von dem er erst spät zurückkehrte, voll Dankbarkeit für alle neu erwiesene Gnade und Freundschaft seines Königs. Als besonders geehrter Gast hatte er an Dessen rechter Seite Platz nehmen müssen. Es waren nur noch einige seiner „genaueren Freunde" geladen, darunter auch Feldmarschall Manteuffel. Der König hatte ihm zugetrunken und auch meiner gedacht.

Mittwoch den 12ten wollten wir zusammen noch einige Besuche machen. Der Diener hatte einen offenen Wagen gebracht, auf sein Verlangen: „er wolle Luft haben". Obwohl das Wetter kälter geworden war, und ein scharfer Wind wehte bei trügerischem Sonnenschein, blieb er trotz meiner Bitten dabei. Er war nicht warm genug angezogen, — offenbar hat er sich auf dieser Fahrt so schwer erkältet[1]).

[1]) Roon hatte nur einen leichten, ungefütterten Generals-Paletot übergeworfen, während er sonst, wenn er in Civilkleidung, wie stets in den letzten Jahren, bei kaltem Wetter ausfuhr, immer einen Pelz trug.

Wir speisten an diesem Tage bei Langenbecks, ich wurde von dort abgerufen, da Ihre Majestät die Kaiserin mich empfangen wollte. Abends waren wir allein, nur wenige ab und zugehende Besuche. Donnerstag den 13. schrieb er einige Briefe, darunter (den letzten!) an unsern ältesten Sohn in Stettin. Zu Tische hatte er einige Gäste ins Hotel eingeladen, mit denen er noch sehr heiter scherzte. Dann kamen einige alte Freunde, die er — trotz seines starken Katarrhs — zu einer Partie aufforderte — und in der darauf folgenden Nacht die schwere Erkrankung. Er verlangte dringend nach dem Arzte, der erst morgens, als die schwersten Anfälle vorüber, zu erlangen war. Es hatten sich Stiche in der Seite eingestellt, daher am 14. geschröpft wurde. Doch war er wieder aufgestanden, ich las ihm vor, er plauderte auch mit Langenbeck und andern, die kamen und gingen. Gegen Abend stellte sich etwas Fieber ein, die Nacht war zwar unruhig, schien aber doch nicht besorglich, obwohl der Arzt schon sehr bestimmt viel Sprechen verboten hatte. Sonnabend klagte Roon über große Mattigkeit, war verstimmt über die „verlorenen Tage in Berlin", machte aber doch noch Pläne für den folgenden Tag, — Büchsels Jubiläum, um in die Kirche zu fahren und B. zu gratulieren. Gegen Abend kam Käthe Bl., fand ihn noch außer Bett („er hatte sich für sie schön gemacht" in seiner Krankentoilette) — und sie plauderte mit ihm. Schon vorher war Waldemar, nichts ahnend, von Stettin herübergekommen, uns zu besuchen, und kam so recht fröhlich herein, darüber freute sich der Vater herzlich und plauderte abends mit ihm, der, — wie auch ich immer noch —, hoffte, es werde nur ein vorübergehender Katarrh sein. Doch machte der Kranke an diesem Abend selbst eine Andeutung, es könne dies seine letzte Krankheit sein. Ich konnte ja den Gedanken nicht

fassen und doch war mir so unendlich bange, ich sah mit Zagen der Abreise meines W. entgegen. Die Nacht war sehr unruhig, Dr. Preuße hatte eine Einspritzung gemacht und blieb lange. W. vertrat den Vater am 16. bei der Feier für Büchsel, abends kam dieser liebe ehrwürdige Jubilar zu einem kurzen Besuche, der meinen Mann sehr erfreute und ihm auch nicht schadete, denn die Nacht war besser. — Jeden Morgen war seine erste Frage: ist mein König schon auf? ich mußte nach der Fahne nach dem Palais sehen ...

Am Tage schlummerte er öfter in Folge der Morphium-Einspritzungen, — die wohl die Husten-Anfälle verhindern sollten. Montag stellten sich wieder Stiche ein, und er wurde so sehr geduldig und still. Dienstag den 18. früh mußte Waldemar wieder fort, ich begleitete ihn nach dem Bahnhofe und war sehr niedergeschlagen, da ich beim Abschied wohl fühlte, daß der Vater sehr bewegt war, — ob er dachte, daß er sterben würde? er sagte es nicht. — Doch wenn ich in diesen Tagen, in welchen er das Bett nur noch auf Viertelstunden verließ, so still bei ihm saß, bat er öfters: „lies mir etwas" und bewegte immer seine Lippen, wenn ich ihm Lieder-Verse, die Losung oder einen kurzen Psalm las.

Dienstag sagte er auch: „Heute sollten wir abreisen, nun wird's doch nichts." — Telegramme an die Kinder flogen hin und her. Die Tage vergingen sehr unruhig und sorgenvoll für mich, doch immer wieder voll Hoffnung, wenn er sich etwas wohler fühlte, — auch hin und wieder einen Scherz machte oder mich so zärtlich ansah, meine Hand streichelte und küßte. . . . Dazwischen verlangte er immer wieder nach dem Arzt, oft wenn dieser eben gegangen war. Er war sehr ungern allein, mochte aber dennoch nicht leiden, daß man seinetwegen wache.

Donnerstag den 20. Nachmittag verlangte er plötzlich, ich solle zu Frau von Manteuffel fahren, ich solle ihn bitten zu kommen. (Damals hatte der Arzt schon alle Besuche verboten.) . . . Er wollte durch Manteuffel der Armee Lebewohl sagen, er wolle ihm danken. „Auch Du mußt ihm sehr danken, er verdient es um mich“, fügte er hinzu.

Diesen Abend mußte ich oftmals sein Lieblingslied lesen: „Ach Gott verlaß mich nicht“, dann flüsterte er wohl auch „bete, bete“.

Morgens, als Langenbeck da war (die Ärzte hatten jetzt schwere Lungen-Entzündung konstatieren müssen), kam ein furchtbarer Erstickungs-Anfall, sodaß L. selbst ganz erschöpft davon ging.

Als Langenbeck dem Kranken den zur Stärkung verordneten Portwein reichte, hatte letzterer beiläufig geäußert: „Mein König hat einen Portwein, so einen giebts nicht weiter, der kann Tote erwecken.“ Langenbeck, der nach jedem Besuch dem Kaiser berichten mußte, ging in's Palais hinüber und schon nach etwa $^{1}/_{2}$ Stunde erschien der Leibjäger Sr. Majestät mit einer Flasche Portwein direkt aus dem Königlichen Keller. So matt er war, machte dem Kranken diese Gnade doch viel Freude. Als ich ihm ein Gläschen reichte, ergriff er es mit zitternder Hand und sagte: „Mein König!“ Dann hat er ab und zu einen Löffel in eine Apfelsine gegossen, davon theelöffelweise genommen — bis zur letzten Nacht, bis er nicht mehr schlucken konnte, — und so auch diese letzte Lebensnahrung von seinem lieben Könige erhalten.

In den Nächten fand er selten oder erst sehr spät Schlaf. In diesen bangen, wachen, von heftigen Hustenanfällen gestörten Stunden kamen auch oft schwere Anfechtungen über die arme Seele, der Glaube an Gottes Gnade

und Barmherzigkeit schien zu wanken. Aber der Herr half wieder auf, und Stille und getroster Frieden kehrten zurück.

In einer dieser Nächte war großer Ball im Palais, Wagen auf Wagen rollten vorüber, — zum Glück hat Roon aber nie etwas davon noch sonst vom Straßenlärm gehört, auch mehrfach ausdrücklich die große und rücksichtsvolle Stille im Hause mit vielem Danke bemerkt. — Viele liebe Theilnahme, die ihn umgab, machte ihm Freude, Blumen, die man ihm brachte oder schickte, sah er mit glänzenden Augen immer wieder an. Bis Freitag den 21. hat er sich noch aus dem Bogen, der unten auslag, die Namen der eingeschriebenen Theilnehmenden vorlesen lassen; u. a. freute es ihn, daß Prinz Friedrich Karl sehr häufig anfragen ließ.

Büchsel hatte ihn im Laufe der Woche zweimal besucht und ihm am 20. auch Andeutungen über seinen Heimgang gemacht, wobei mein lieber Mann mit klarem Bewußtsein einige nannte, die er „da droben“ finden würde.

Am Freitag den 21. trat, nach einer sehr beklommenen und schweren Nacht, die Gefahr immer näher. Die Ärzte verhehlten mir dieselbe nicht, — ich rief alle Kinder telegraphisch herbei. Waldemar kam schon nachmittags, Helm, der schon einmal dagewesen, kam Sonnabend Nachmittag wieder. Der Vater kannte ihn auch gleich, nahm seine Hand und sagte gar nicht verwundert: „Bist Du da, mein Junge, das ist gut!“ — Arnolds konnten erst später eintreffen, er hat sie wohl kaum noch erkannt. — Auch Büchsel kam Freitag wieder, auf meinen Ruf. Er hatte die heiligen Geräte nicht mitgebracht, und während dieselben geholt wurden, ward der geliebte Kranke ganz munter und klar und begehrte selbst „die letzte Wegzehrung“, nahm mehrmals des alten Freundes Hand und drückte sie verständnisvoll, während er die meinige gar nicht los ließ. Er folgte auf-

merksam der mehr gesprächsweise gehaltenen Vorbereitung, sprach ganz klar auch über andere Gegenstände und hörte zu. . . . Nach einer kurzen Ansprache Büchsel's schloß der Kranke einige Minuten die Augen, sagte dann aber ganz hell und klaren Geistes, „ich bin bereit! — Du auch liebe Anna? und auch unsere alte liebe Freundin?“ fragte er, mit der Hand zurückdeutend, wo das als „Dienstmann“ zu meiner Hilfe anwesende liebe alte Frl. von Bismarck mit thränenden Augen stand. — — Er richtete sich ganz kräftig auf. Wir knieten am Bett und seine Seele war ganz bei der heiligen Handlung. — — Die ganze Feier dauerte keine Viertelstunde. Dann schloß er die Augen und schlief fest, so sanft, daß ich, — ach ich wagte zu hoffen —, es könnte das Mahl ihm eine Stärkung fürs Leben sein. Ja, das war es ihm auch, — aber — nicht für dieses Leben, — sondern auf den Weg zur seligen Heimath.

Als er erwachte, fühlte er sich entschieden besser und begrüßte Waldemar, als der am Nachmittag kam, und nach welchem er sehr verlangt hatte, mit fast kräftiger Stimme.

Es war fast 6 Uhr, als ich herausgerufen wurde; der Jäger Sr. Majestät, der nun den Weg herüber schon so oft gemacht, wollte mir selbst, ohne eigentlichen Auftrag, sagen, daß Se. Majestät ihm fast auf dem Fuße folge, um den teuren Kranken zu sehen. Waldemar konnte dem Könige entgegeneilen. Dieser benutzte den Fahrstuhl, und ich konnte, während W. die Treppe wieder hinaufeilte, dem gnädigen Herrn entgegengehen. Er sagte noch vor der Thür zu mir: „Steht es wirklich so schlimm? es wird ihm doch nicht schaden?“ Ich weiß nicht mehr, was ich antwortete. Er trat ein und bat mich, mit bewegter Stimme: „Sagen Sie dem Feldmarschall, die Ärzte haben es mir erlaubt.“ Ich ging auf diesen Befehl voraus und

sagte es ihm schnell. Da richtete sich der teure Kranke auf, streckte beide Hände ihm entgegen und sagte laut: „Majestät, welche Freude! wie dankbar bin ich!" — — Der König reichte ihm beide Hände und sagte bewegt: „Muß ich Sie so finden, mein alter Freund" (oder mein lieber Roon); ich weiß die Worte und wie sie folgten, nicht so genau, war auch zu bewegt im Herzen; aber ich weiß, ich sah und fühlte, wie beglückt mein herzenslieber Mann war. Der Kaiser ließ sich auf einen tiefen Lehnstuhl am Bett nieder, die beiden Köpfe der alten Herren waren dicht zusammen, der König hielt die Rechte des Kranken in Seiner Linken, die Rechte hing noch in der schmalen schwarzen Binde. Mein lieber Mann beugte sich auf die Hand, ich glaube der Kaiser hat es diesmal auch gelitten, daß er sie ihm küßte. — Sie sprachen leise, mein lieber Kranker sprach schon schwer, so daß der König mich zweimal fragte: wie sagt er?

Es war immer wieder: „Dank, Dank, mein König!" und dann sagte er Ihm auch, daß er morgens immer nach seinem Fenster schaue und nach der Fahne, ob er schon auf sei und schon wieder arbeite.

Wichtiges oder gar Politisches wurde nicht gesprochen. Als der König aufstehen wollte, durfte ich ihn etwas unterstützen, da er nur eine Hand brauchen konnte.

„Ach, der tiefe Stuhl," — sagte der Kranke. „Geht schon, geht schon." Dann stand der geliebte Herr noch am Bett, hielt die eine Hand, und die andere aus der Binde nehmend, streckte er die Finger nach oben: „Dort sehen wir uns wieder." Drehte sich langsam um, sah noch einmal zurück und rief: „Grüßen Sie die alten Kriegskameraden! Sie finden Viele!" Das war erschütternd.

Im andern Zimmer hielt Er sich das Tuch vor die nassen Augen und schluchzte. Seine Thränen fielen auf

meine und meines Sohnes Hände, als er uns die seine reichte und wir sie küssen durften. „Gott stärke Sie!" — damit ging er langsam und leise, wie er gekommen, den Korridor wieder hinunter, von meinem Sohne geleitet.

Das war der Abschied eines großen Königs und Kaisers von seinem treuen Diener.

Als ich wieder an des Kranken Bett trat, strahlte sein liebes Antlitz, und er sagte: „Mein König, mein König, ach, daß ich diese Freude noch erleben durfte!" — — Auch den Ärzten sprach er noch seine Freude aus, klagte dann aber über Schmerzen und Schwere in den Gliedern. Er wollte auch noch einige Male etwas sagen von irdischen Dingen, aber es wollte nicht gehen. Mit W. hat er wohl noch gesprochen. Dieser und der Doktor wachten in der Nacht, die sehr unruhig war, gegen Morgen auch Frl. Oppermann.

Am Sonnabend, 22., waren Wißmanns angekommen. Meine arme H. war ganz entzwei, aber doch glücklich, den geliebten Vater noch lebend zu finden. — Der Tag war unruhig, aber nicht mehr schmerzvoll. Zuweilen ganz kräftige Momente, — in denen ich wieder das Hoffen nicht lassen konnte —, aber doch große Schwäche und meist Bewußtlosigkeit. Wenn ich ihm Lieder und Sprüche vorsagte, sprach er meist leise mit, besonders den, auf dem sein ganzes Glaubensbekenntnis ruht, hat er oftmals wiederholt: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darin sie sollen selig werden, denn allein der Name Jesu Christi."

Nachmittags kam Brauchitsch, aber allein. Es ging ein Schatten über des Vaters liebes Antlitz, als ich ihm sagen mußte: „E. ist zu krank und elend, sie konnte nicht reisen!" „Die Ärmste", sagte er noch. Der Abend des 22. war sehr unruhig, um ihn zu erfrischen, wuschen wir ihm den ganzen

Körper. Kein Fremder hat ihn, — auch nach dem Tode nicht —, berührt, denn die Söhne haben ihn in sein letztes Bett gelegt. — Als ich ihm die Hände waschen wollte, streckte er mir noch eine nach der andern hin und streichelte die meinige.

Als die Sonntags-Sonne am 23. strahlend hinter des Königs Standarte emporstieg, da war der Augenblick gekommen, wo wir wußten: Jetzt wird bald der Geist aus dieser teuren Hülle flieh'n. Er lag da, so ruhig, so friedlich, wie vom himmlischen Glanze übergossen. — Wir knieten alle um sein Bett, — er hat uns alle gesegnet. Er wußte noch, daß er uns segnete. Dann hat er, als H. ihn fragte, ob er mich sehe, die Augen noch einmal aufgethan und mit seiner lieben, herzlichen Stimme laut und deutlich gesagt: „Mutterchen, mein Mutterchen!"

So standen wir alle noch einige Stunden um sein Sterbebett, um 10 Uhr etwa waren die letzten Kinder angekommen. Niemand wagte zu sprechen . . ., mit welchen Gedanken. Ich hatte meinen linken Arm unter sein geliebtes Haupt gelegt, — da fühlte ich eine große Erschütterung des ganzen mächtigen Körpers; es ging ein dunkler Schatten über sein Gesicht —, und dann flüsterte mir eins der Kinder zu: „Mutterchen, drücke ihm die Augen zu!" Da erst wußte ich, daß alles vorüber, — daß die geliebte Seele ihre Hülle verlassen hatte. — — Es war in der Mittagstunde." — — —

Tief erschüttert empfing der greise Monarch, welcher auch den letzten Stadien der Krankheit teilnehmend gefolgt war und fortgesetzt Erkundigungen darüber eingezogen hatte, bald nach dem Ende seines treuen Paladins, die Meldung des ältesten Sohnes, welchem von beiden Majestäten, sowie auch von Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen Audienz erteilt wurde. Letzterer war auch der Erste, der die gebeugte

Witwe persönlich besuchte und ihr aus dem so reichen Schatze seines gütigen und milden Herzens Trost spendete.

Die entseelte Hülle des Feldmarschalls war schon am Sterbetage in aller Stille, von den Angehörigen geleitet, zunächst in der Sakristei der Garnisonkirche aufgebahrt worden, dort bewacht von Gardeunteroffizieren.

In derselben Kirche fand am 26. Februar, Aschermittwoch, vormittags die großartige Trauerfeier statt, die der Kaiser und König für einen seiner ersten Diener, für des Reiches Generalfeldmarschall angeordnet hatte. Mit ernster Pracht war das große, 3000 Personen fassende Gotteshaus und besonders der Altarraum auf Allerhöchsten Befehl durch das Oberhofmarschallamt geschmückt worden. Inmitten eines den Altar umgebenden Palmen- und Cedernhaines stand auf schwarzem Podium der silbergraue, mit goldenen Engeln und allen militärischen Abzeichen verzierte Sarg, der abends zuvor im Beisein der Söhne des Verewigten geschlossen worden war, beleuchtet durch große, silberne, mit Krepp umhüllte Kandelaber. Am Fußende des Katafalks lagen auf mehreren Tabouretts die Insignien der hohen irdischen Würden des Verewigten: Der Feldmarschallstab und die Kriegs- und Friedensorden. Diese Tabouretts waren kaum sichtbar in dem Blütenmeer kostbarer Kränze und Palmen, welche von den Majestäten, den Königlichen Herrschaften, den Vertretern vieler Korporationen und von zahlreichen Freunden und Verehrern gespendet und am Sarge niedergelegt worden waren, — unter ihnen die Zeichen der Verehrung, welche Roon's Regiment, das Ostpreußische Füsilierregiment Nr. 33, und die alten Untergebenen des Kriegsministeriums dargebracht hatten.

Nachdem sich die weiten Räume zwischen 10 und 11 Uhr schon dicht gefüllt hatten, — wohl das gesamte

Offiziercorps von Berlin und vielen auswärtigen Garnisonen war anwesend oder doch vertreten —, betrat gegen 11 Uhr Ihre Majestät die Kaiserin und Königin das Gotteshaus. Sie erschien zugleich als Vertreterin des erhabenen Gemahls, da der Kaiser wegen starker Erkältung und in Rücksicht auf die sehr schlechte Witterung der Feier fern bleiben mußte. In der Nähe der Kaiserin bei dem Katafalk nahmen die Prinzen und Prinzessinnen, an ihrer Spitze der Kronprinz, Platz; gegenüber, auf der andern Seite des Katafalks, die sämtlichen Mitglieder und Angehörigen der Familie Roon. In den vordersten Reihen der vollständig versammelten Generalität, der Staatsminister und höchsten Hofchargen wurden vor allem die alten und langjährigen Kameraden, Mitarbeiter und Waffengenossen Roon's: die Generalfeldmarschälle Prinz Friedrich Karl, Moltke und Manteuffel, die Generale von Kameke, von Podbielski, von Stosch, die Minister Graf Stolberg, Graf Eulenburg, Maybach, von Bülow u. a. bemerkt. Die Offiziere des Kriegsministeriums und der Deputation des Ostpreußischen Füsilierregiments, an deren Spitze Oberst v. Wülcknitz, hatten in der Nähe der trauernden Familie Platz genommen. Unter den leidtragenden Damen war auch Fürstin Johanna von Bismarck mit ihren Söhnen und ihrer Tochter erschienen; von der Familie fehlte nur der Fürst selbst, von Unpäßlichkeit fern gehalten. Das diplomatische Corps war, hauptsächlich durch die Militärbevollmächtigten, ebenfalls vertreten; desgleichen der Reichstag, der Landtag, die Vertreter der städtischen Behörden, der geographischen Gesellschaft, deren Mitglied Roon gewesen war, u. v. a.

Der Trauergottesdienst begann um 11 Uhr mit dem Gesange des Domchors: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", dem sich die Gemeinde mit dem Choral „Christus der ist

mein Leben" anschloß. Die Liturgie hielt Garnison- und Hofprediger D. Frommel. Dann folgte die Gedächtnisrede des Generalsuperintendenten D. Büchsel, der zugleich der langjährige Freund und Seelsorger des Verewigten war; denn über zwölf Jahre lang hatte Roon in Berlin fast allsonntäglich den Büchsel'schen Gottesdiensten in der St. Matthäikirche beigewohnt. Büchsel schloß seine Ansprache mit den herzbewegenden Worten:

„Und wie heute Ehre und Liebe diesen Sarg reich geschmückt haben und Kampfes- und Kriegsgenossen diesem Treuen das Geleite gaben, so gebe Gott dem Könige und dem Vaterlande allezeit Männer, die treu zu Gott stehen, Männer, die allezeit wie der Kriegsminister von Roon nicht nur Gottes Wort lieben, sondern deren Streben und Trachten ist, wie es das seine war: die Reinigung als Christ, — um allezeit treu und bereit zu stehen, wie Roon es stand, mit Gott für König und Vaterland!"

Nach dem Gesange von Roon's Lieblingschoral: „Ach Gott verlaß' mich nicht" und dem ergreifenden Schlußgebet und Segen, gesprochen von dem Garnisonpfarrer und Hofprediger D. Frommel, wurde die sterbliche Hülle des Feldmarschalls, von 16 Unteroffizieren getragen, auf den Königlichen Leichenwagen gehoben.

Als die letzten Töne des Gesanges verhallten, trat der Kronprinz zu der tiefgebeugten Witwe, sprach derselben nochmals sein Beileid aus und bezeugte seine herzliche Teilnahme, indem er, ihre Hand ergreifend, dieselbe bewegt an die Lippen führte; es war ein ergreifender Anblick, die hohe Heldengestalt des Kaisersohnes diesen Zoll der Dankbarkeit in so sichtlich dem Herzen entstammender Weise vor Tausenden von Vertretern des Kriegsheeres hier abtragen zu sehen, und

Vieler Herzen sind von diesem Anblick tief ergriffen und erschüttert worden. —

Vor den Thoren des Gotteshauses aber salutierten nun die zur Leichenparade aufgestellten Truppen. Sie wurden befehligt von dem General von Leszczynski, damals Kommandeur der 4. Garde-Infanteriebrigade, die Infanterie, je 1 Bataillon des 2. Garde-, Kaiser-Alexander- und Kaiser-Franz-Regiments unter Oberst von Wussow, die Kavallerie und Artillerie, 4 Eskadrons Garde-Kürassiere, Dragoner und Ulanen und 12 Geschütze unter Oberst von Locquenghien. Unter dumpfem Trommelwirbel und dem Voranmarsch dieser Leichenparade setzte sich der Trauerzug in Bewegung, auf dem ganzen Wege bis zum Görlitzer Bahnhofe von einer wandelnden Chaine von Gardefüsilieren begleitet. Der Kronprinz, den Feldmarschallstab in der Rechten, folgte unmittelbar hinter dem Sarge, in seiner Nähe die Söhne und der älteste Enkel des Verstorbenen. Die übrigen Prinzen, die Generalität und alle Leidtragenden schlossen sich an. Trotz des sehr schlechten Wetters und Schneetreibens blieben die Königlichen Prinzen zu Fuße in dem Trauerzuge, der sich über den Lustgarten, durch das Königliche Schloß u. s. w. nach dem Görlitzer Bahnhofe bewegte, bis der Schloßplatz passiert war; die Mehrzahl des übrigen Trauergefolges mit der leidtragenden Familie rc. gab bis zum Bahnhofe das Geleite. — An dem Fenster aber des ersten Stockwerks seines Königlichen Palais, über dem historischen Eckfenster seines Arbeitszimmers, stand in jener Stunde lange die liebe, edle Gestalt „seines Königs“, der, das Fernglas in der linken Hand, dasselbe bewegt und sinnend auf den Trauerzug richtete, in welchem die irdische Hülle seines alten, treuen Roon ihre letzte Straße zog.

Dieser wurde auf dem weiten Wege zum Bahnhof auch von einer vieltausendköpfigen Menge durch würdig stille

Haltung und ernstes Grüßen eine wohlthuende Teilnahme bewiesen. Am Görlitzer Bahnhofe schwenkte die Leichenparade abermals ab, und unter ihren erneuten Ehrenbezeugungen und den Trauerklängen der Musikcorps wurde der Sarg vom königlichen Leichenwagen in den bereitstehenden Extrazug getragen. Dieser nahm auch sämtliche Angehörige auf, welche die sterbliche Hülle des geliebten Familienhauptes begleiteten. In Görlitz erfolgte feierliche Begrüßung und Beileidsbezeugung seitens der auf dem Bahnhofe versammelten Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten; alsdann Weiterfahrt nach Reichenbach O./L., von wo der Leiche durch ungeheure Schneemassen hindurch der Weg bis zur Dorfkirche in Meuselwitz, dem Pfarrdorfe von Krobnitz, hatte gebahnt werden müssen. Hier fand am folgenden Tage, dem 27. Februar, feierlicher Trauergottesdienst statt, dem die tiefgebeugte Witwe, umgeben von all' ihren Kindern, zahlreichen Verwandten und Freunden, namentlich aus der Nachbarschaft, und unter großer Teilnahme der ländlichen Bevölkerung, beiwohnte. Der Schwager des Verewigten, Hofprediger D. Rogge, hielt die tief ergreifende Leichenrede, der er als Textwort die als Inschrift über der Familiengruft stehende Stelle aus Jesaias 57, v. 2 zu Grunde legte:

„Die richtig vor sich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern."

Dann aber wurde das, was sterblich war an dem Feldmarschall Roon, hinaufgetragen nach der nahe Meuselwitz in Waldesruhe im stillen „Friedensthale", einem Teile des Parkes von Krobnitz, befindlichen Familiengruft. Dort letzte Einsegnung, krachende Salven der zum Ehrengeleite erschienenen Kriegervereine, — und bald breitete der Himmel, der in diesen Tagen fortfuhr, große Schneemassen herabzusenden, ein neues dichtes Leichentuch über die stille Gruft. —

Überwältigend und trostreich war die allgemeine Teilnahme, die aus allen Kreisen Deutschlands, von den Thronen und aus den Fürstenhäusern bis zu den Hütten hinab, in zahllosen Zuschriften und Telegrammen an die trauernde Witwe gelangten. — Sehr groß war natürlich auch die Mittrauer in der Armee. An diese hatte der Monarch übrigens schon am 24. Februar eine Allerhöchste Ordre erlassen, in welcher Er, „um mit Seiner Armee eine Pflicht des schuldigen Dankes zu erfüllen und um das Andenken des hochverdienten Generalfeldmarschalls Grafen von Roon zu ehren", allgemeine Armeetrauer anordnete, und zwar für die sämtlichen Offiziere auf acht Tage, für die des ostpreußischen Füsilierregiments Nr. 33 auf zehn und für die Offiziere des Kriegsministeriums, „dem der gefeierte Name des Verewigten aus hochbewegter Zeit ganz besonders angehört", auf die Dauer von 14 Tagen. —

An die trauernde Witwe aber hatte Se. Majestät der Kaiser und König eigenhändig geschrieben:

½12 Uhr M. Berlin, 26. Februar 1879.

Es ist mir ein schmerzliches Opfer, welches ich meinem Herzen und meinen Gefühlen bringe, in dieser Stunde nicht unter Denen sein zu können, die dem Verewigten die letzte Ehre erweisen. Mein zunehmendes Unwohlsein verbiethet mir das Zimmer zu verlassen, und so konnte ich auch meinem Herzenswunsch nicht nachkommen, Ihnen selbst mein Mitgefühl auszusprechen, nachdem bei'm letzten Besuch das eintrat, was wir damals voraussehen mußten. Ich kann es also heute nur wiederholen, was ich Ihnen an jenem unvergeßlichen Abend sagte: nicht nur den, in jeder dem Verstorbenen übertragenen Stellung, ausgezeichneten Staatsmann beweine ich, sondern den Freund und den Menschen, der

mir so lange mit Rath und That zur Seite stand, und immer aus dem Born schöpfte, der allein unser Gewissen leitet, aber auch segnet!

Das Andenken eines solchen Mannes erlöscht niemals und daneben so wenig die Dankbarkeit derer, für die er lebte und schuf. Mein Andenken und meine Dankbarkeit stehen oben an!

Aber auch in der Armee stehen diese Gefühle lichtvoll da und durch die Thaten derselben im Volke, das durch diese groß und mächtig wurde!

Gott schütze und stärke Sie, denn Sie wissen, wo dazu Kraft gesucht und gefunden wird!

Ihr tief theilnehmender König

Wilhelm.

* * *

Herrschergnade und das dankbare Wohlwollen seiner Landesgenossen haben später Sorge getragen, das Andenken des tapferen Waffenmeisters Wilhelms des Großen für Mit- und Nachwelt auch nach seinem Tode lebendig zu erhalten.

In diesem Sinne wurde auf Allerhöchsten Befehl sein lebensgroßes Bildnis[1]) der Nationalgallerie einverleibt und seine Kolossalbüste[2]) an hervorragendster Stelle der Ruhmeshalle: in der Herrscher-Rotunde aufgestellt.

In Görlitz, der Hauptstadt der preußischen Oberlausitz, deren Landsmann Roon in den letzten Jahren geworden war, und in deren Boden seine Gebeine ruhen, haben ihm die Landstände und zahlreiche Verehrer in Stadt und Land ein herrliches lebensgroßes erzenes Standbild errichtet, welches

---

[1]) Gemalt vom Professor Gräf.

[2]) Ein Werk des Professors Calandrelli.

auf dem Wilhelmsplatze in schöner Umgebung seine Stätte gefunden hat[1]).

Aber auch diejenigen, welche den Krobnitzer Park und die nach des Feldmarschalls eigenen Angaben in den Jahren 1877/78 aus großen Granitquadern erbaute, zum Teil in die Felsen des „Friedensthales" hineingesprengte Roon'sche Familiengruft besuchen, finden jetzt dort ein würdiges Denkmal, welches verehrende und dankbare Liebe zu Seiner Erinnerung errichtet hat. Auf den Umfassungsmauern dieser Familiengruft, welche im Innern nach Art der alten Katakomben eingerichtet ist, und in deren Kammern neben dem alten Helden und großen Patrioten seine 1885 heimgegangene Gemahlin sowie zwei seiner Söhne und ein Enkel beigesetzt sind, — ließ nämlich Roon's ältester Sohn[2]) eine Familien- und Grabkapelle erbauen, welche im Jahre 1893 vollendet und geweiht worden ist. — Das zierlich aus Kunststeinen gefügte Kirchlein ist gebaut im streng durchgeführten altgothischen Stile und dementsprechend auch im Innern schlicht, aber in schöner Harmonie geschmückt. Dem aus Krobnitzer Eichenholz geschnitzten Altare gegenüber, von außen gesehen über dem Thore des Grabgewölbes, erhebt sich der schlanke Thurm, dessen Spitze noch über das Dunkel der ihn umgebenden Tannen, Föhren und Cypressen emporragt. Die darin hängende Glocke, welche bei feierlichen Gelegenheiten die Familie und deren Angehörige und Gäste zusammenruft,

---

[1]) Dies Roondenkmal, ein Werk des Professor J. Pfuhl, Charlottenburg, entstand durch die ebenso patriotischen wie kunstsinnigen Bemühungen desselben Komitees, — an dessen Spitze Landeshauptmann Graf Fürstenstein und Kammerherr von Witzleben-Kießlingswalde wirkten —, welches das Reiterstandbild Wilhelms des Großen in Görlitz erbaut hatte; es wurde im Juni 1895 feierlich enthüllt.

[2]) Nach dem Plane des Regierungsbaumeisters Walter.

ist aus einem eroberten französischen Geschütze gegossen, welches der jetzt regierende Kaiserliche Herr zu diesem Zwecke zu schenken die Gnade hatte. An der, der Abendsonne zugewandten Außenwand des Turmes aber steht, aus einem Block deutschen Marmors gemeißelt[1]), die hochragende Gestalt eines alten deutschen Ritters[2]) in vollem Harnisch und Rüstung, den Rittermantel um die Schultern, in $1^1/_2$ facher Lebensgröße. Hoch aufgerichtet und doch das Haupt halb sinnend, halb betend etwas geneigt, stützt dieser Ritter sich auf sein mächtiges Schwert, über welches seine wuchtig bewehrten Hände sich falten. Man sieht: er bewacht hier die Gräber seiner Familie, deren Vorbild und Vorkämpfer er selbst einst gewesen, — denn — dieser Ritter trägt, in wohlgetroffener und wohlthuender Ähnlichkeit, die Züge des alten treuen Roon! Fest und feierlich steht die Gestalt auf ihrem Sockel. Nur in leiser Andeutung ist dieser letztere verziert mit Wappenschild, Schwert und Marschallstab, mit Lorbeer- und Eichenlaub; und durchschlungen ist dieses von einem Bande, welches die uns wohlbekannte Wappeninschrift trägt:

„Recht und recht in Rath und That.“

Zugleich aber umfaßt derselbe ernste Blick des Beschauers dicht darunter noch eine zweite Inschrift, welche der alte Held und Ritter, als er noch unter uns war, selbst in goldenen Lettern auf die Marmortafel über das Grabesthor setzen ließ, — als eine dauernde Hoffnung und — Mahnung für alle Nachkommen seines Geschlechts:

„Die richtig vor sich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern!“

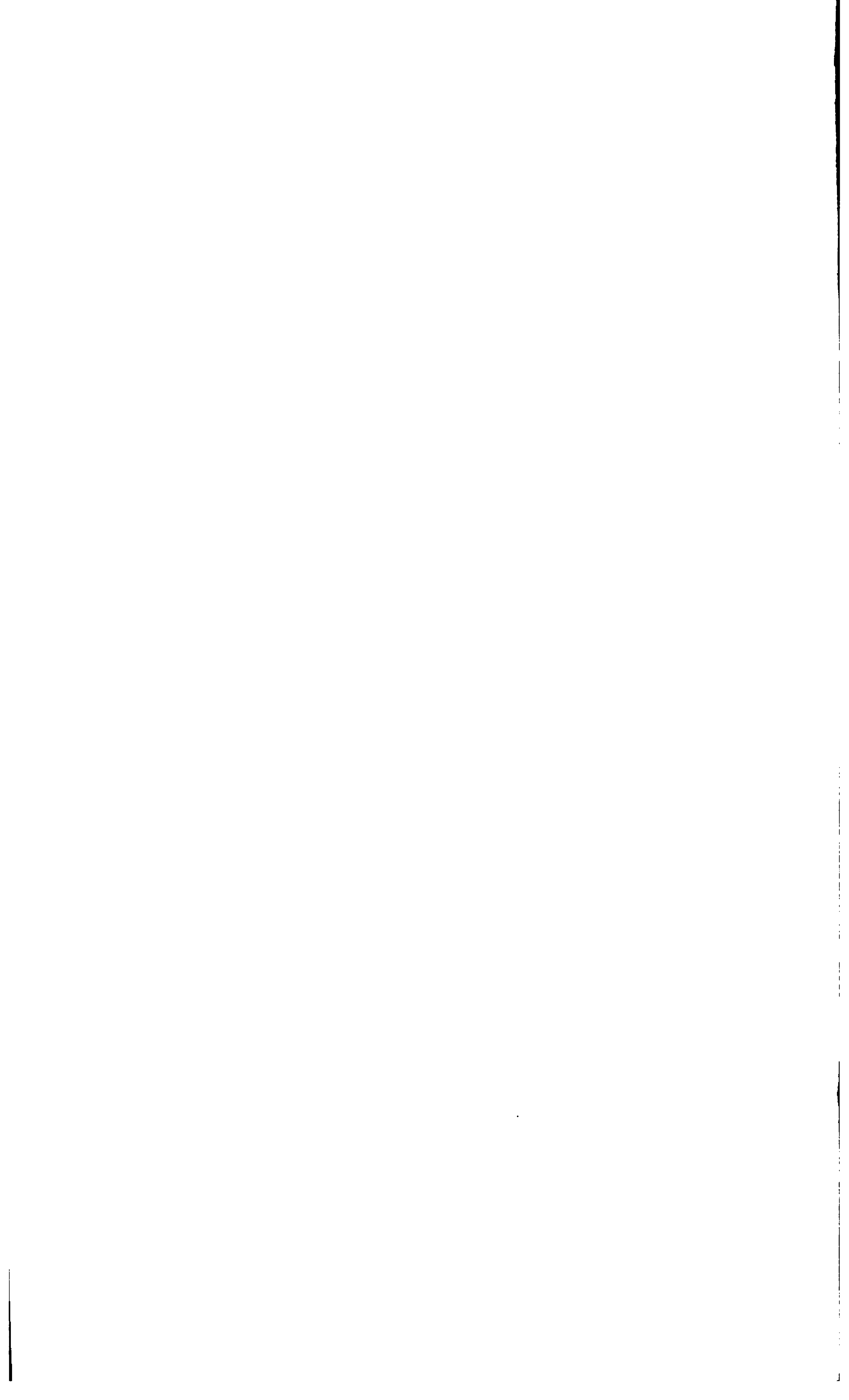
---

[1]) Durch den Bildhauer Beyrer jun. in München.

[2]) Man vergleiche das Titelbild des III. Bandes.

Vierte Beilage

Die Stellung des Kriegsministers in Kriegszeiten



Vierte Beilage[1]).

Gehört der Kriegsminister in das Hauptquartier der vom Monarchen befehligten Feldarmeen?

enn obige Frage nur in bezug auf die Zukunft gestellt worden wäre, so könnte die Antwort sehr einfach und kurz lauten: „Das wird Seine Majestät der Kaiser und König befehlen!"

Die Stellung des Kriegsministers, welche, auch im Frieden, seit den großen Kriegen in mehreren Punkten schon eine veränderte geworden ist, hat sich bis dahin vielleicht noch mehr verschoben; auch auf die sonstigen Umstände, Persönlichkeiten ꝛc. wird es dabei ankommen.

Da aber die obige Frage kürzlich mit Bezugnahme auf die Feldzüge 1866 und 1870/71, also auf die Vergangenheit, „angeschnitten" und auch in der Tagespresse schon erörtert worden ist, so erscheint es — vor allem auch aus sachlichen Gründen — nicht ungerechtfertigt, sie etwas näher zu untersuchen, damit man sich danach eine wohl motivierte Ansicht bilden kann, wie die Frage in der Praxis am zweckmäßigsten zu beantworten war und ist.

---

[1]) Vergl. Bd. III., S. 176.

Unsere Gegner von 1870 hatten obige Frage verneint: der französische Kriegsminister versuchte von Paris aus zu dirigieren und zu helfen; mit welchem Erfolge, — das ist bekannt; die herrschende Verwirrung wurde dadurch nur noch vermehrt. Allerdings führte Napoleon III. nur während der ersten Wochen den Oberbefehl persönlich und ohne selbst viel zu entscheiden.

Bei unsern ganz abweichenden preußisch-deutschen Verhältnissen schien es dagegen bisher ganz selbstredend, daß die Frage bejaht werden muß. Wie sollte der Minister des Krieges, — ein preußischer General, meist der erste derselben —, bei dem Ausbruch eines Krieges zu Hause bleiben, wenn sein Monarch zu Felde zieht? Wie sollte dieser auf die Ansichten seines ersten militärischen Ratgebers gerade in Kriegszeiten verzichten wollen?

Als daher im Jahre 1870 in Versailles zuerst einige Stimmen laut wurden, welche die Frage dennoch verneinten, fand man kaum eine Veranlassung, eine solche, wie es schien, einseitige Ansicht zu widerlegen.

Vor einigen Monaten [1]) wurde uns jedoch die überraschende Gewißheit, daß eine sehr hohe Autorität sich gleichfalls für die Verneinung der an der Spitze stehenden Frage entschieden hat [2]); dies erregte Aufsehen und bot auch die Anregung zu nachstehender Erörterung.

In der unter citierten, im Jahre 1881, also zwei Jahre nach dem Tode des ehemaligen Kriegsministers

---

[1]) Dieser Aufsatz ist vom Verfasser geschrieben im Januar 1892.

[2]) Vergl. „Gesammelte Schriften u. s. w. des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke", Bd. III, erschienen im Sommer 1891, und zwar in dem Aufsatze über den angeblichen Kriegsrat in den Kriegen König Wilhelms I. und speziell die Anmerkung zu S. 423.

von Roon[1]) verfaßten Schrift, ist nämlich an der bezeichneten Stelle ausgesprochen:

„Im Laufe der langen Friedensperiode waren die Wirkungskreise des Kriegsministeriums und des Generalstabes nicht scharf gegen einander abgegrenzt gewesen. Dem ersteren liegen, wie im Frieden die Verwaltung des Heeres, so im Kriege eine Menge von Funktionen in der Heimat ob, die sich nur vom Zentralpunkte derselben leiten lassen.

Der Kriegsminister gehört daher nicht in das Hauptquartier, sondern nach Berlin.

Dem Chef des Generalstabes hingegen fällt von dem Augenblicke an, wo die Mobilmachung befohlen, die volle Verantwortlichkeit zu für die im Frieden schon vorbereiteten Märsche und Transporte behufs erster Versammlung der Streitkräfte und alle weitere Verwendung derselben, wobei er die Genehmigung nur allein des obersten Feldherrn, — bei uns jederzeit der König —, einzuholen hat u. s. w."

In bezug auf den ersten der angeführten Sätze darf zunächst daran erinnert werden, daß, wie ältere Offiziere wissen, das Verhältnis zwischen Kriegsministerium und Generalstab ursprünglich derartig geregelt war, daß letzterer vom Kriegsministerium „ressortierte", d. h. diesem in gewissen Grenzen unterstellt war, wie dies noch heute in nichtdeutschen Armeen der Fall ist. Der Chef des Generalstabes hatte also auch keine Immediatstellung zum Monarchen, seine Eingaben 2c. wurden diesem vielmehr durch Vermittelung des Kriegsministeriums begutachtet vorgelegt.

---

[1]) Sodaß dieser selbst nicht mehr darauf antworten konnte!

Später und nach Einführung der Verfassung wurde dies, zumal die sonstigen Geschäfte des Kriegsministers sich erheblich vermehrt hatten, abgeändert, und der Chef des Generalstabes erhielt eine ähnliche Immediatstellung direkt unter dem Könige, wie die kommandierenden Generäle sie schon vor ihm besaßen und noch besitzen. Es war dies zweckmäßig, und zwar auch deswegen, weil damit die persönliche Stellung des Königs als Kriegsherr der Armee schon im Frieden richtiger zum Ausdruck gelangt.

Trotzdem blieb der Kriegsminister, in demselben Umfange, wie für die übrigen Teile der Armee, auch für die Thätigkeit des Generalstabes mitverantwortlich; und niemals ist eine Bestimmung gegeben worden, nach welcher dies in Kriegszeiten etwa aufzuhören hätte.

Auch war durch obige Ressortveränderung dem Chef des Generalstabes das Recht zum Immediatvortrage bei dem Allerhöchsten Kriegsherrn keineswegs schon beigelegt worden.

Um dies, weil es sachlich zweckmäßig war, herbeizuführen, hat erst im Jahre 1864 der damalige Kriegsminister die Initiative ergriffen[1]) und dadurch bewiesen, daß ihm jegliche Ressorteifersucht fern lag; ebenso erklärte derselbe sich auf bezügliche Anregung im März 1866 ohne weiteres einverstanden mit der Heranziehung des Chefs des Generalstabes der Armee zu den Immediatvorträgen bei dem Monarchen[2]).

Dem Kriegsminister wurde dies um so leichter, als er sich in den wichtigsten Grundsätzen in betreff der Vor-

---

[1]) Schreiben des Kriegsministers von Roon an Se. Majestät den König vom 13. März 1864 (s. II., 16. Kapitel, S. 211—12).

[2]) Vergl. II., 18. Kapitel, S. 399—400.

bereitungen der Kriegsoperationen sowie der Leitung und Durchführung derselben mit dem damaligen Chef des Generalstabes der Armee völlig einig wußte und, durchaus überzeugt von der eminenten Befähigung desselben für seine Stellung, auch seinerseits alles daran gesetzt hatte, um diesem das vollste Vertrauen des Monarchen zu sichern und ihn bei jeder Gelegenheit zu unterstützen.

Daraus aber folgt noch keineswegs, daß der Chef des Generalstabes kraft dieser seiner Stellung während des Kriegszustandes allein die Verantwortung für alle militärischen Handlungen zu tragen hatte, wenn auch natürlich die Vorschläge für alle Märsche, Operationen &c. immer von ihm allein vorbereitet und von ihm vorgetragen werden mußten, weil sonst die größte Verwirrung entstanden wäre. Er war somit während des Krieges zwar der wichtigste, aber immer nur einer von den militärischen Ratgebern des Allerhöchsten Kriegsherrn. Insbesondere war und blieb der Kriegsminister mitverantwortlich für alle Entscheidungen des Königlichen Oberbefehlshabers und war sich auch in jedem Augenblicke dieser Mitverantwortlichkeit bewußt.

Man braucht dabei noch keineswegs an seine Stellung als „verantwortlicher konstitutioneller Minister" zu denken: nach Ausbruch eines Krieges treten konstitutionelle Rücksichten — und nicht nur für den Kriegsminister — selbstredend völlig in den Hintergrund; und auch 1870 durften sie keine Rolle spielen, wo es sich täglich um die wichtigsten Entscheidungen für das Wohl, den Sieg, die Existenz der Armee, — und damit des ganzen Staates handelte. Ohnehin ist ja auch in solchen Zeiten, während der tausendstimmige Donner der Geschütze die Erde erbeben macht, das sonst so laute, gemischte Orchester der Parlamente in sehr viel leiseren Tönen gestimmt.

Nimmermehr aber konnte der Kriegsminister entbunden werden oder sich entbunden fühlen von der so zu sagen moralischen Mitverantwortlichkeit, die er auch während des Krieges für alle militärischen Beschlüsse und Maßregeln trug, und zwar in seiner mit seiner Stellung und seiner Person verknüpften Eigenschaft als ältester und bewährtester militärischer Ratgeber seines Königs; und an dieser Mit-Verantwortlichkeit wurde auch nichts geändert durch den Umstand, daß er, wie schon gesagt, überzeugt sein konnte, daß von seiten des damals amtierenden Chefs des Generalstabs nur die zweckmäßigsten Vorschläge in betreff der Operationen der gesamten mobilen Streitkräfte zu erwarten waren.

Dieselbe Mit-Verantwortlichkeit hätte der Kriegsminister auch, — und wahrlich schwer genug! —, zu tragen gehabt, wenn die Operationen nicht glücklich verliefen; wenn statt Sieg auf Sieg, — Unfälle auf Unfälle, Niederlage auf Niederlage gefolgt wären. Würde man ihn, den Kriegsminister, dann etwa frei von aller Verantwortung erklärt haben? Würde man nicht im Gegenteil dann ihm — und nicht nur aus der Mitte des Laien-Publikums heraus! — die Hauptschuld beigemessen haben? Würde man dann nicht gefragt haben — und nicht mit Unrecht: wie konnte der Kriegsminister diese unheilvollen Vorschläge des Chefs des Generalstabes dulden? warum trat er nicht dagegen auf, warum schaffte er nicht einen besseren Ratgeber, damit so schwere Katastrophen verhütet wurden?

Wenn man die Sache von dieser Seite betrachtet und nicht bloß auf Grund der glücklichen Erfolge urteilt, dann wird eine solche Mit-Verantwortlichkeit des Kriegsministers wie formell, so auch materiell nicht bestritten werden können; und daraus folgt logischer Weise, daß er unbedingt in

das Hauptquartier des Kaiserlichen Oberbefehlshabers gehört; und ebenso, daß er, wie dies 1866 und 1870 auch geschehen ist, die Vorschläge zu den Operationen ꝛc. mit anhören muß, nicht nur um persönlich orientiert zu bleiben und danach seine Verwaltungsmaßnahmen ꝛc. zu treffen, sondern auch um pflichtmäßigen Widerspruch erheben zu können, falls etwas ihm unrichtig oder unausführbar Erscheinendes vorgeschlagen werden sollte. Erst nachdem er diese Pflicht erfüllt hätte — mit allen Konsequenzen —, würde er für die etwaigen nachteiligen Folgen der gemachten Vorschläge keine Verantwortung mehr zu tragen haben.

Daß eine Veranlassung zu solchem Widerspruch in den Feldzügen 1866, 1870 und 71 nur in wenigen Ausnahmefällen eintrat, kann, wie gesagt, die oben erörterte Verpflichtung und Mitverantwortung des Kriegsministers in abstracto nicht aufheben.

Aber es giebt noch wichtigere Gründe, die zur Bejahung der an die Spitze dieser Betrachtungen gestellten Frage führen müssen!

Obenan der Wille des Allerhöchsten Kriegsfürsten selbst!

Dieser hatte im Jahre 1870, trotz der vom Chef des Generalstabs im Jahre 1866 gemachten Erfahrung, wiederum die Begleitung der wichtigsten Ressortminister, für das Auswärtige und für den Krieg, angeordnet. Er wünschte also den Rat dieser beiden bewährten Männer auch während des Krieges nicht zu entbehren, denn sonst und namentlich, wenn ihre Anwesenheit im Hauptquartiere im Jahre 1866 ungünstige Folgen für die Kriegführung gehabt hätte, würde König Wilhelm, dessen unsterbliche Größe in seiner soldatischen Weisheit sowie darin gipfelte, daß er, bei aller An-

erkennung für Personen, doch immer und überall die Sache, das Wohl des Ganzen, obenan zu stellen wußte, sicherlich anders darüber entschieden haben; und dann würde diese Angelegenheit schon bei Regelung des Mobilmachungsplanes und der Kriegsverpflegungsetats, welche beide bekanntlich vom Kriegsminister unter Mitwirkung des Großen Generalstabs aufgestellt und der allerhöchsten Genehmigung unterbreitet werden, anderweitig geregelt worden sein. Das aber war nicht geschehen, und der Chef des Generalstabs hatte auch, wie es scheint, keinen Widerspruch gegen die Mobilmachung des Kriegsministers geltend gemacht; aber es konnte das ohne gänzliche Änderung der Stellung des Ministers auch gar nicht geschehen! Denn in der That sind doch gerade während des Krieges oft noch viel wichtigere politische und militärische Fragen zu lösen, ganz abgesehen von der oben nachgewiesenen Mitverantwortung für die eigentlichen Heeresoperationen, als vorher. Und wenn der Monarch schon in Friedenszeiten den auswärtigen[1]) und den Kriegsminister zu jeder Stunde hören und befragen will, um wie viel mehr muß er das Bedürfnis hierzu während des Krieges empfinden, wo täglich die brennendsten Fragen an ihn herantreten! und diese politischen und militärischen Fragen laufen doch fortwährend neben den kriegerischen Operationen her, ja sie bedingen dieselben, und umgekehrt! sie lassen sich gar nicht völlig trennen, müssen also oft gleichzeitig entschieden werden[2]), und beziehen sich vielfach auf Fragen, die entschieden nicht zum Ressort des Chefs des Generalstabs gehören, welches nur mit der Thätigkeit der Feldarmee zu thun hat.

---

[1]) d. i. jetzt also den Reichskanzler.

[2]) Denn wie schon Clausewitz dargelegt, ist der Krieg nur „eine Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln!“

Bei diesem innigen und untrennbaren Zusammenhange der Politik und der Kriegführung ist es auch nicht möglich, behufs Trennung der Ressorts ohne alle Nebenrücksichten das einseitige, für den Chef des Generalstabs der Armee vielleicht ideal zu nennende Rezept anzuwenden, welches etwa folgendermaßen lauten würde:

1. Der Kriegsminister besorgt alles, was zur Kriegsausrüstung und Mobilmachung der gesamten Armee gehört. Sobald die Mobilmachung erfolgt ist, übergiebt er die Feldarmee an den Chef des Generalstabs. Während des ganzen Kriegszustandes hat er nur für den Nachschub, Ersatz 2c. sowie, nach den Requisitionen des Chefs des Generalstabs, für die Verpflegung, soweit diese aus dem Inlande beschafft werden muß, und sonstige materielle Dinge zu sorgen.

   Über sonstige militärische Angelegenheiten darf er sich fortan nur äußern, falls er befragt werden sollte[1]).

2. Der Chef des Generalstabs der Armee hat die sämtlichen mobilen Streitkräfte vom Kriegsminister übernommen. Er, und er allein, macht nun für die Versammlung der Armeen und für alle kriegerischen Operationen die Vorschläge an den Kriegsfürsten, der bei allen Befehlen an die Armeen immer nur auf die Vorschläge seines Chefs des Generalstabs hört und handelt. Der Allerhöchste Oberbefehlshaber

[1]) Damit wäre denn das in älterer Zeit bestandene, oben erwähnte Verhältnis, nach welchem der Chef des Generalsstabs vom Minister des Krieges ressortierte, glücklich auf den Kopf gestellt, wenigstens während des mobilen Zustandes!

ermächtigt letzteren gleichzeitig, denn das ist die logische, unentbehrliche Konsequenz! auch zur alleinigen Verfügung über sämtliche personelle und materielle Kriegs- und Streitmittel, sowie zu allen zu diesem Zwecke an den Kriegsminister zu erlassenden Requisitionen (s. ad 1).

Auf Grund der alleinigen Vorschläge des Chefs des Generalstabs wird der Feind geschlagen, und letzterer übergiebt alsdann den geschlagenen Feind an

3. den Minister des Auswärtigen resp. Reichskanzler[1]). Dieser hat nun Waffenstillstand und Frieden zu schließen, wobei der Monarch und Kriegsfürst nur nach seinen Vorschlägen handelt, ohne daß ein andrer Minister oder der Chef des Generalstabs dabei mit zu reden oder zu raten hätte; sobald der Friede geschlossen ist, wird die Armee dann wieder dem Kriegsminister übergeben, der nun die Demobilmachung zu leiten hat u. s. w.

Gewiß, wenn eine derartige Trennung der Ressortverhältnisse, wie sie vorstehend angedeutet, denkbar wäre, dann müßte die an die Spitze gestellte Frage verneint werden, aber auch nur dann!

Dann würde aber auch der Kriegsminister, in Kriegszeiten wenigstens, nur die Funktionen des Generalintendanten zu versehen haben; und wo möchte dann der preußische General zu finden sein, der unter solchen Bedingungen und mit solchen — kriegerischen Aussichten die Bürden des ohnehin so dornenvollen und schon jetzt keinen Ruhm auf dem

[1]) Ob dieser sich schon vorher im Hauptquartier des Monarchen aufhalten darf, ist zweifelhaft geblieben, konsequenter Weise müßte es auch ihm untersagt sein!

Schlachtfelde versprechenden Amtes eines Kriegsministers mit Freudigkeit auf seine Schultern nähme?!

Wenn er nicht total invalide wäre, müßte er ja jeden Regimentskommandeur beneiden, der frisch und fröhlich an der Spitze seiner Truppe ins Feld hinauszieht! — —

Der Chef des Generalstabs freilich würde bei einer solchen Ressortverteilung noch besser gestellt sein als bisher schon. Er hätte nur die herrliche, kostbare, stahlblank polierte, wohl montierte, wuchtige Waffe, Armee genannt, vom Kriegsminister zu übernehmen.

Die Herstellung derselben hat ihm nur wenig Sorge bereitet. Er hat es — im Frieden wie im Kriege — nur mit gehorsamen, strebsam begeisterten, einsichtigen Untergebenen zu thun: mit seinen Jüngern, die an seinen Augen hängen und alle Weisungen von seinen Lippen ablesen.

Dagegen alle Reibungen der Regierungsmaschine, aller Verdruß mit den Kollegen, zumal mit dem Herrn Minister der Finanzen, beziehungsweise dem Reichskanzler und Reichsschatzsekretär, aller Budgetärger mit den Parlamenten, alle Kämpfe mit einer faktiösen Opposition — ihm sind sie erspart geblieben. Das alles fiel vorher dem Kriegsminister zu! Aus dessen Händen, die fortan nicht mehr daran rühren, ja sogar die von ihr zu führenden Kämpfe nicht einmal mit ansehen dürfen, empfängt er die mühsam geschmiedete, die schneidige, gewaltige Waffe. Er hat nur die richtige Führung derselben zu bedenken. Hat er die dazu erforderlichen hohen Gaben (und wir dürfen hoffen, daß auch in Zukunft jeder deutsche Chef des Generalstabs der Armee sie haben wird!) dann wird er, bekleidet mit der vollen Autorität des Allerhöchsten Kriegsfürsten, unbehindert von jeglicher Reibung, andern Meinungen oder politischen Zwischenfällen (die natürlich erst erledigt werden dürfen, wenn die Kriegs-

operationen völlig beendet sind) die wuchtigen Hiebe vorbereiten und seinem erlauchten Feldherrn wieder und immer wieder das starke Schwert in die Hand legen können, von der die wohlgetroffenen Schläge ausgeteilt werden. Sollte die Waffe einmal stumpf oder rostig oder schartig geworden sein, dann wird dem Kriegsminister wieder erlaubt zu thun, was seines Amtes ist; und nach ihrer Instandsetzung, nachdem von jenem für die unbrauchbaren Teile Ersatz geschaffen ist u. s. w. —, bereitet der Chef des Generalstabs neue Erfolge vor bis zur endlichen völligen Niederwerfung des Feindes; und die schönsten Lorbeeren, den ganzen glorreichen Kriegsruhm, nach dem das Soldatenherz dürstet und von dem in seiner Jugend der Kriegsminister einmal träumte, — nur mit seinem Kriegsfürsten wird er sie zu teilen haben, während der „Minister des Krieges" daheim die Gefangenen behütet und die Lazarette inspiziert! [1])

Aber selbst, gesetzt den Fall, eine so — ungleiche Verteilung von Wind und Sonne für die beiden Ressorts würde strikte zur Ausführung gebracht, und der Monarch wollte wirklich während des Kriegszustandes ganz auf die mündlichen Ratschläge seines Kriegsministers verzichten, so würde sich außerdem leicht nachweisen lassen, daß der damit faktisch in die Rolle eines Generalintendanten oder General-Etappeninspekteurs herabgedrückte Kriegsminister die ihm zufallende oder verbliebene „Menge von Funktionen" auch nicht einmal zweckentsprechend erledigen könnte, falls er in der Heimat zurückbliebe.

Denn während eines Krieges ist Berlin nicht der Centralpunkt der militärischen Thätigkeit, sondern dieser befindet sich naturgemäß dort, wo die Standarte des Aller-

---

[1]) „Difficile est, satiram non scribere!"

höchsten Heerführers gepflanzt ist! Nur dort, im Großen Hauptquartier, wo das Herz der mobilen Feldarmee pulsiert, kann sich der Kriegsminister über deren Bedürfnisse fort und fort orientieren; nur an Ort und Stelle kann er in klarer Weise die Befehle und Absichten des Kriegsherrn, die nächsten Operationsziele, kurz alles das rechtzeitig erfahren, dessen er bedarf, um zweckmäßige Anordnungen zum Nachschub von Ersatz, von Material aller Art, sowie zur etwa nötigen Sicherstellung der Verpflegung u. s. w. zu treffen. Tausend Mißverständnisse und Verzögerungen würden die Folge sein, unvermeidlich sein müssen, wenn dies alles schriftlich oder telegraphisch mit ihm verhandelt werden müßte, weil die mündliche Verständigung fehlte.

Allenfalls denkbar wäre seine bezügliche ersprießliche Thätigkeit von Berlin aus nur dann, wenn er, da der Monarch selbst sich unmöglich mit den Verwaltungsdetails befassen kann, ganz einfach, vollständig und sans phrase während des Kriegszustandes der Untergebene des Chefs des Generalstabs würde, wie das schon oben angedeutet ward. Freilich hieße das ihm eine fast übermenschliche Resignation auferlegen, da er dann sogar nicht einmal über sein Ressort mehr selbständig disponieren dürfte, sondern einfach nach den ihm vom Chef des Generalstabs zukommenden telegraphischen Ordres zu handeln hätte. Aber auch selbst dann würden die Reibungen, und manchmal sachlich recht bedenkliche, nicht ausbleiben; und könnte man das wirklich für zweckmäßig und richtig halten? Würde irgend ein Kriegsminister dazu bereit sein? Ehe das geschähe, wäre es doch richtiger, den Krieg damit zu beginnen, daß man den Posten eines „Ministers des Krieges" abschafft und dem bisherigen Inhaber eine Kommandostelle giebt, die ihn wahrhaft beglücken würde im Vergleich mit

der vorstehend für ihn gedachten traurigen Rolle. Wie dann freilich die Verwaltungsaufgaben der großartigen Maschine, Kriegsministerium genannt, gelöst resp. entbehrt werden könnten, das wird sich schwer sagen lassen.

Ein anderes Auskunftsmittel wäre, den ein Kommando übernehmenden Kriegsminister nach beendeter Mobilmachung zu ersetzen durch einen neuen Verwaltungschef, dem dann wohl gleichzeitig ein etwas bescheidenerer Titel, z. B. „Waffenminister" oder „Chef der Armeeverwaltung" beizulegen wäre. Aber auch das würde sachlich nicht viel bessern und außerdem das Bedenken haben, daß dieser Ersatzmann in dem ihm plötzlich unterstellten so sehr komplizierten Ressort nicht orientiert sein, also wahrscheinlich wenig leisten könnte.

Giebt man zu, daß obige Vorschläge das Wohl der Armee nicht fördern, sondern schädigen müßten, so bleibt doch nur übrig sich dafür zu entscheiden: auch im Kriege, und da erst recht nicht, die Stellung des Kriegsministers nicht herabzudrücken und die des Chefs des Generalstabs in ihren Kompetenzen nicht noch zu erweitern. Letztere scheinen ohnehin schon etwas zu sehr emporgeschraubt durch den Umstand, daß eine selten geniale und eminente Persönlichkeit den Posten dreißig Jahre lang mit so riesigen Erfolgen inne hatte.

Unter Umständen könnte es übrigens sogar für die Stellung des Kriegsherrn bedenklich werden, wenn, selbst nur im Kriege, der Chef des Generalstabs der einzige militärische Ratgeber des Monarchen werden sollte. Denn ein so ausschließlich maßgebender Chef des Generalstabs könnte, — wenn er es nicht vermöchte, in demselben bewundernswürdigen Grade, wie der Chef von 1866 und 1870/71, mit den großartigsten Leistungen auch die seltenste persönliche Bescheidenheit zu verbinden —, gelegentlich

in Versuchung kommen, sich zu überheben und zu vergessen, daß

> der Kaiser und König, und nur er allein die Kriegsheere kommandiert, und daß der Chef des Generalstabs nnr einer seiner Gehilfen ist!

Aus den letzten Worten würde dann wieder folgen, daß der Monarch also den Rat und die Einsicht seines Kriegsministers auch im Kriege nicht wird missen wollen; daß mithin der bisherige Modus, — der sich ja übrigens in zwei siegreichen Kriegen glänzend bewährt hat —, beibehalten werden muß; und die logische Folge ist wiederum, daß die an der Spitze unserer Betrachtungen stehende Frage aus voller Überzeugung zu bejahen ist.

Das heißt also: Der Kriegsminister gehört in das Hauptquartier der vom Monarchen kommandierten Feldarmee und nicht nach Berlin; dort aber muß als sein technisch ausführendes Organ, als ein nur ihm unterstellter Untergebener, ein stellvertretender Kriegsminister, am besten vielleicht einer der Departementsdirektoren, an der Spitze des Verwaltungsapparats zurückbleiben. So war das bisher organisiert und so hat es sich bewährt, indem auf diese Weise der im Hauptqartier befindliche, in seinem Ressort völlig orientierte und dasselbe völlig beherrschende Kriegsminister die Vorteile, welche die Centralpunkte Hauptquartier und Berlin haben, in seiner so geregelten Wirksamkeit beide ausnutzen kann.

Gehört aber nach dem Resultate unserer Untersuchung der Kriegsminister nach wie vor in das große Hauptquartier, dann muß er auch, aus allen angeführten Gründen, nach wie vor an den täglichen Militärvorträgen teilnehmen, welche dem Kriegsfürsten erstattet werden, und in welchen dieser

von seinen militärischen Ratgebern die nötigen Informationen empfängt, um dann auf Grund derselben seine Befehle zu erteilen.

Damit aber sind wir schließlich bei der, in dem erwähnten Aufsatze im dritten Bande der nachgelassenen Moltkeschen Schriften gleichfalls besprochenen Frage angelangt, welche Bewandtnis es hatte mit dem „angeblichen Kriegsrate“ in den Kriegen König Wilhelms I.

Darüber noch einige Worte, und zwar nur deshalb, weil in jenem Aufsatze sowie in der Vorrede zum dritten Bande eine „Legende“ mit der, mit hinreichender Deutlichkeit bezeichneten Person des verewigten Kriegsministers von Roon in Verbindung gebracht worden ist.

Mancher kommandierende General erachtet es auch im Felde für zweckmäßig, vor Ausgabe seiner Befehle täglich oder doch häufig seinen Stab zu versammeln, zu gemeinsamem Vortrage; selbstredend wird er in demselben in erster Linie seinen Generalstabschef zu Worte kommen lassen.

In ähnlicher Weise hat der Königliche Oberbefehlshaber während der von ihm geleiteten Feldzüge, außer an Marsch- und Gefechtstagen, regelmäßig sich Vortrag, gewöhnlich „Generalvortrag“ oder „Militärvortrag“ oder „Militärkonferenz“ genannt, halten lassen, zu welchem Er die Spitzen seines militärischen Gefolges versammelte[1]), und denen, namentlich 1866, auch der Minister des Auswärtigen, resp. Bundeskanzler, häufig beiwohnte.

Ebensowenig wie man jenen Vortrag bei einem kommandierenden General so bezeichnen dürfte, kann auch dieser

[1]) Siehe S. 428 im III. Bande der hinterlassenen Moltke'schen Schriften; sowie die Feldpostbriefe des verstorbenen Kriegsministers von Roon (Kapitel 23 u. 24 dieser „Denkwürdigkeiten“), und andere wohlbeglaubigte Berichte.

Generalsvortrag bei dem Monarchen „Kriegsrat" genannt werden. Mit vollem Recht ist dies in dem erwähnten Aufsatze so nachdrücklich zurückgewiesen worden. Denn das Wort „Kriegsrat" hat von jeher für Soldatenohren keinen guten Klang, sondern eine üble Nebenbedeutung. Man denkt dabei z. B. an den berüchtigten Wiener Hofkriegsrat, oder an die Fälle, in denen schwache Festungskommandanten oder zur Kapitulation gedrängte Heerführer vorher einen Kriegsrat versammelt haben, durch welchen sie sich die auf ihnen lastende Verantwortlichkeit zum Teil abnehmen lassen wollten. Charakteristisch für einen solchen Kriegsrat waren ferner gewöhnlich die Abstimmungen während oder am Schlusse der Beratungen, durch deren Zulassung allein das Prinzip der militärischen Autorität des obersten Befehlshabers, und damit die Disciplin, jedesmal in verderblichster Weise verletzt wurden.

Daß solche Abstimmungen während der Kriege Wilhelms des Großen nie erfolgt sind, daß ein solcher Kriegsrat unter ihm undenkbar war und niemals stattgefunden hat, ist selbstverständlich, auch ohne die in jenem Aufsatze uns gegebene Versicherung eines so kompetenten Zeugen.

Übrigens ist dieser Generalsvortrag durch irgend einen ernsthaften militärischen Berichterstatter auch an keiner Stelle mit dem ungeeigneten Namen „Kriegsrat" bezeichnet worden. Auch der verewigte Kriegsminister von Roon sprach immer nur von „Militärvortrag" oder „Konferenz"; nur ein einziges Mal unter etwa 30 Fällen hat er in seinen, treulich im Wortlaute wiedergegebenen, ein Kriegstagebuch darstellenden Briefen das Wort Kriegsrat gebraucht; das aber geschah am 7. Februar 1871 [1]), also als schon Waffenstillstand war,

[1]) Vergl. Kap. 24.

und auch da mehr versehentlich, keineswegs absichtlich; denn zwei Zeilen nachher sagt er ausdrücklich wieder: „die Konferenz ist beendigt u. s. w.“ — Höchstens Berichte von vollständigen Laien haben die Konferenzen bei dem Könige zuweilen als „Kriegsrat“ bezeichnet; und auch jene Ballade von F. von Köppen, welcher in der Vorrede zum dritten Bande der Moltke'schen Schriften als Veranlassung zu dem Aufsatze über „angeblichen Kriegsrat“ u. s. w. bezeichnet wird, und welche vor etwa zehn Jahren bereits im Militär-Wochenblatt als „Legende“ so scharf rektifiziert worden war, kann natürlich keinerlei historischen Wert haben, hat ihn auch schwerlich beansprucht. Und wenn darin auch von „Kriegsrat“ die Rede war, so darf man das in etwas wohl auch der poetischen „Licenz“ des Dichters zu gute halten. Aus beiden Gründen wäre es vielleicht möglich gewesen, keinen Wert zu legen auf den ungenauen Inhalt der Ballade oder vielmehr „Legende“, welcher in dem Moltke'schen Nachlasse auch noch an andrer Stelle [1]) die Ehre einer besonderen Erwähnung und Zurückweisung zu teil geworden ist.

Ihr sachlicher Inhalt war wohl von niemand genau genommen worden; war es doch schon in Versailles seiner Zeit vollkommen bekannt, daß die übergroße Sorgfalt des Oberstallmeisters oder Hofmarschalls, welche eines Tages dazu geführt hatte, die Hofequipagen anspannen zu lassen [2]), ihre Veranlassung hatte in ungünstigen Gerüchten über den Verlauf des an demselben Tage stattfindenden großen Ausfallsgefechtes der Pariser Armee. Diese Gerüchte waren von außen her nach Versailles gedrungen und etwas zu schnell geglaubt worden und haben weder mit einem „Kriegs-

[1]) Band III, S. 215, Anmerkung.

[2]) Band III, S. 427 des Moltke'schen Nachlasses.

rate" noch mit einem Militärvortrage in irgend einem Zusammenhange gestanden.

Dem Verfasser ist es gänzlich unbekannt, woher der Dichter den Stoff zu jener Ballade alias Legende genommen hat, und er kann versichern, daß der letztere mit dem verewigten Kriegsminister von Roon oder den Seinigen nie in irgend einer Verbindung gestanden hat. Vielleicht aber war dem Dichter einmal etwas davon zu Ohren gekommen, daß bei mehreren anderen Anlässen der Kriegsminister während der Zeit in Versailles, als gewisse Operationen noch nicht die erhoffte günstige Wendung genommen hatten, es für seine Pflicht gehalten hat, den dann geäußerten sorgenvollen, und zum Verdrusse der *gesamten* militärischen Umgebung durch andere Einflüsse von *außen* her genährten Bedenken seines greisen Kriegsfürsten in Ehrerbietung, aber mit dem ihm eigenen vollen Freimute zu widersprechen, und zwar ganz im Sinne und in Übereinstimmung mit den Anschauungen des Chefs des Generalstabes resp. des Bundeskanzlers, und um *deren Intentionen nützlich zu sein.* Meistens, nicht immer, fanden seine Worte auch günstige Aufnahme und entsprechenden Erfolg; so auch einige Male in dem sogenannten Militärvortrage. Das ist *keine* Legende, sondern schon damals den unterrichteten Personen des Hauptquartiers bekannt geworden; und nicht minder hat Roon, auch gelegentlich der Militärvorträge, wiederholt, aber anfänglich leider resultatlos, seine Stimme erhoben in der Frage des Bombardements von Paris, in welcher er von den Anschauungen des Chefs des Generalstabes der Armee etwas abwich [1]).

---

[1]) Vergl. darüber Kapitel 24 dieser Denkwürdigkeiten.

Er durfte das thun in seiner Stellung und infolge des hervorragenden Vertrauens, mit welchem sein König ihn seit mehr als 10 Jahren beehrte. Und wenn er auch, — abgesehen von den ihm obliegenden Vorträgen aus seinem eigenen Ressort — sich in den Konferenzen meist nur auf seine Orientierung über die vorgetragenen Operationen ꝛc. beschränken konnte, weil er gewöhnlich einverstanden war: so hat er sich doch bei den daran geknüpften Erörterungen keineswegs nur schweigend verhalten, sondern pflichtmäßig Anteil daran genommen.

Der entgegengesetzten Annahme würde, — aus den oben dargelegten Gründen und bei der notorischen Energie seines Charakters —, nicht nur die innerliche Wahrscheinlichkeit fehlen, sondern es zeugen gegen dieselbe auch die in seinen hinterlassenen und in diesem Werke veröffentlichten Briefen fast täglich gemachten persönlichen Aufzeichnungen über die Feldzüge 1866 und 1870/71.

Namen- und Ortsregister.

Die römischen Zahlen vor den arabischen (Seiten-) Zahlen bezeichnen den Band.